

Universität
Rostock



Traditio et Innovatio

BIOGRAPHISCHE FALLANALYSEN
ZU ARBEITS- UND LEBENSWELTBEZOGENEN
ORIENTIERUNGS- UND BEWÄLTIGUNGSMUSTERN
LANGZEITARBEITSLOSER

DISSERTATION
ZUR
ERLANGUNG DES AKADEMISCHEN GRADES
DOCTOR PHILOSOPHIAE (DR. PHIL.)
DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

VORGELEGT VON
YVONNE FINDEIS
AUS ROSTOCK

ROSTOCK, 2018

Gutachter:

Prof. Dr. em. Wolfgang Nieke, Universität Rostock, Institut für Allgemeine Pädagogik und Sozialpädagogik

Prof. Dr. Hans-Jürgen von Wensierski, Universität Rostock, Institut für Allgemeine Pädagogik und Sozialpädagogik

Prof. Dr. Merle Hummrich, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Pädagogik der Sekundarstufe

Jahr der Einreichung: 2018

Jahr der Verteidigung: 2018

ABSTRACT

In der vorliegenden Dissertation wird der Frage nachgegangen, wie sich Menschen, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind, mit ihrer Situation auseinandersetzen und auf welche Orientierungsmuster sie für die Bewältigung ihres Lebens zurückgreifen. Da die Bewältigung von Arbeitslosigkeit eng mit der individuellen Perspektive auf Erwerbsarbeit, aber auch mit gesellschaftlich vermittelten Vorgaben und Deutungsmustern verbunden ist, werden die Geschichte des Arbeitsbegriffs und die Institutionalisierung des auf Erwerbsarbeit zentrierten Lebenslaufs ebenso entfaltet wie Ansätze, die diesen Deutungen entgegenstehen. Ausgehend von den sogenannten „Hartz-Reformen“ und der im wissenschaftlichen Diskurs vielfach kritisierten Politik des „Förderns und Forderns“, die eine stärkere Aktivierung der Betroffenen vorsieht, um sie möglichst schnell in den Arbeitsmarkt zu integrieren, wird eine sozialpädagogische Perspektive auf Bewältigung von Arbeitslosigkeit entfaltet. Ansätze einer stärker auf die Lebenswelt der Adressaten ausgerichteten sozialen Arbeit, die auf die Anregung von Lernprozessen gerichtet sind, um belastende Routinen aufzubrechen und neue Formen der Alltäglichkeit zu eröffnen, werden den auch im SGB II vorhandenen Vorgaben für eine sozialpädagogische Intervention gegenübergestellt.

Im empirischen Teil der vorliegenden Studie werden aus einer biographieanalytischen Perspektive arbeits- und lebensweltbezogene Orientierungsmuster herausgearbeitet und in einer heuristischen Typologie zusammengefasst. Abschließend werden Ansätze und Ideen entwickelt, wie pädagogische Intervention aussehen könnte, die mit ihr verbundene Zielstellung bleibt nicht auf die Integration in den Arbeitsmarkt verengt, stattdessen wird aufgezeigt, welche Perspektiven auf Erwerbsarbeit in einer offenen und auf Vielfalt ausgerichteten Gesellschaft möglich wären.

<u>1. FRAGESTELLUNG UND FORSCHUNGSSTAND</u>	<u>1</u>
<u>2. ARBEIT ALS ZENTRALE KATEGORIE DER ERWERBSGESELLSCHAFT</u>	<u>11</u>
2.1 ZUR SÄKULARISIERUNG DES ARBEITSETHOS - ASPEKTE ZUR HISTORISCHEN ENTWICKLUNG DES ARBEITSBEGRIFFS	11
2.2 ARBEIT IN DER DDR	17
2.3 ABKEHR VOM ARBEITSETHOS? - DAS BEDINGUNGSLOSE GRUNDEINKOMMEN	20
<u>3. MODERNISIERUNG UND INDIVIDUALISIERUNG VON ARBEIT UND LEBEN</u>	<u>23</u>
3.1 INDIVIDUALISIERUNG UND MODERNE - ZWEI KERNDIMENSIONEN DES GESELLSCHAFTLICHEN WANDELS	24
3.2 PREKARITÄT UND PREKARISIERUNG	31
<u>4. GRUNDSICHERUNG FÜR ARBEITSSUCHEnde: ZWISCHEN AKTIVIERUNGSLOGIK, MITWIRKUNGSBEREITSCHAFT UND EIGENVERANTWORTUNG</u>	<u>37</u>
4.1 GRUNDSICHERUNG UND SGB II: DIE REFORM IN IHREN GRUNDZÜGEN	38
4.2 AKTIVIERUNG ALS PRINZIP DER ARMUTS- UND SOZIALPOLITIK	43
4.3 BEFUNDE ZUR WAHRNEHMUNG UND AKZEPTANZ DES SGB II DURCH DIE ADRESSATEN	44
<u>5. BILDUNGSMAßNAHMEN FÜR LANGZEITARBEITSLOSE - QUALIFIKATIONSERWERB ODER PERSÖNLICHKEITSUNTERSTÜTZUNG?</u>	<u>59</u>
5.1 ZUR VERMITTLUNGSLOGIK ARBEITSMARKTPOLITISCHER MAßNAHMEN	59
5.2 BILDUNG IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN ENTFALTUNG, EMANZIPATION UND VERWERTBARKEIT	62
<u>6. BILDUNG UND BEWÄLTIGUNG</u>	<u>66</u>
6.1 ZUR DIALEKTIK VON BILDUNG UND BEWÄLTIGUNG	66
6.2 BILDUNG UND BEWÄLTIGUNG IM KONTEXT VON LANGZEITARBEITSLOSIGKEIT	68
6.3 BEWÄLTIGUNG IM KONTEXT LEBENSWELTORIENTIERTER SOZIALER ARBEIT	70
6.4 BEWÄLTIGUNG ALS STREBEN NACH HANDLUNGSFÄHIGKEIT	73
6.5 BEWÄLTIGUNG ALS PSYCHOLOGISCHE KATEGORIE	74
<u>7. MÖGLICHE AUSWIRKUNGEN VON ERWERBSLOSIGKEIT UND IHRE INDIVIDUELLE BEARBEITUNG</u>	<u>81</u>
7.1 FINANZIELLE EINSCHRÄNKUNGEN	82
7.2 SOZIALE UNTERSTÜTZUNG UND SOZIALE BELASTUNGEN	83
7.3 KOGNITIONEN	85
7.4 ARBEITSLOSIGKEIT BEI MÄNNERN UND FRAUEN	87
7.5 ARBEITSLOSIGKEIT BEI ÄLTEREN ARBEITSLOSEN	88
7.6 BIOGRAPHIEBEZUG IN BILDUNGSMAßNAHMEN FÜR LANGZEITARBEITSLOSE	92

8. REFLEXION DER THEORETISCHEN BEFUNDE	95
9. DARSTELLUNG DER ERHEBUNGSMETHODE	98
9.1 GRUNDANNAHMEN DES NARRATIVEN INTERVIEWS	98
9.2 DIE STEGREIFERZÄHLUNG	101
9.3 BIOGRAPHIETRÄGER, EREIGNISTRÄGER UND KOGNITIVE FIGUREN AUTOBIOGRAPHISCHEN ERZÄHLENS	105
9.4 EIGENES VORGEHEN BEI DER ERHEBUNG DER INTERVIEWS	107
9.5 DIE AUSWAHL DER BEFRAGTEN	108
10. DIE DOKUMENTARISCHE METHODE	111
10.1 GRUNDANNAHMEN DER DOKUMENTARISCHEN METHODE	111
10.2 ZUR METHODOLOGIE DER DOKUMENTARISCHEN METHODE	116
10.3 KOMPARATIVE ANALYSE UND FALLVERGLEICH	121
10.4 ABDUKTIVE TYPENBILDUNG	123
10.5 EIGENES VORGEHEN BEI DER AUSWERTUNG DER INTERVIEWS	126
11. EMPIRISCHE STUDIEN	130
11.1 REFLEKTIERENDE INTERPRETATION	130
11.2 SINNGENETISCHE TYPENBILDUNG	236
11.3 PROZESSANALYTISCHE REFLEXION	239
11.4 FALLBESCHREIBUNGEN UND REFLEKTIERENDE ANALYSEN	253
HERR RICHTER	253
FRAU WAGNER	266
HERR LANGE	276
FRAU OERTEL	284
FRAU MEYER	288
12. ZUSAMMENFASSUNG UND REFLEXION DER FORSCHUNGSERGEBNISSE	300
LITERATUR	309
ANHANG	329
LEITFADEN FÜR DAS NARRATIVE INTERVIEW	330
THEMATISCHE VERLÄUFE	334
FORMULIERENDE INTERPRETATIONEN	357
TRANSKRIPTIONSREGELN	396

1. FRAGESTELLUNG UND FORSCHUNGSSTAND

Die vorliegende Dissertation widmet sich der Fragestellung, wie Menschen, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen, also länger als ein Jahr ohne Beschäftigung sind, ihre Lebenssituation bewältigen. Im Zentrum stehen ältere Arbeitslose (ab ca. 45 Jahre) einer nordostdeutschen Großstadt. Alle haben gemeinsam, dass die Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit „de facto“ unwahrscheinlich ist.

Der Fragestellung liegt die Annahme zugrunde, dass Arbeit grundsätzlich eine zentrale Orientierungsgröße für die Gestaltung der eigenen Biographie und die Perspektive auf sich selbst darstellt, die subjektive Ausdeutung von Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit muss jedoch auf der Ebene des Einzelfalls untersucht werden. Es ist davon auszugehen, dass der Stellenwert der Erwerbsarbeit unterschiedlich eingeschätzt und somit auch Erwerbslosigkeit auf verschiedenartige Weise erlebt wird.

Die Fragestellung der Dissertation ist darauf ausgerichtet aus einer biographieanalytischen Perspektive, Orientierungsmuster Langzeitarbeitsloser zu rekonstruieren. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, wie Arbeitslose vor dem Hintergrund ihrer Biographie und ihrer aktuellen Lebenslage ihre Situation deuten. Selbstdeutungen eröffnen eine Perspektive auf das subjektive Problemverständnis, aber auch auf mögliche Kompetenzen und Ressourcen. Sie markieren somit einen ausschlaggebenden Ansatzpunkt bei der Suche nach Möglichkeiten zur Lebensbewältigung.

Die vorliegende Untersuchung baut auf der Annahme auf, dass der Mensch in seinem biographischen Gewordensein nur verstanden werden kann, wenn Bezüge zur alltäglichen Lebenswelt, zu sozioökonomischen Entwicklungen oder zeitgeschichtlichen Ereignissen hergestellt werden. Für die Betrachtung der Orientierungsmuster älterer Langzeitarbeitsloser im Nordosten Deutschlands ergeben sich daraus folgende Anhaltspunkte: Nach der politischen Wende sind die ehemaligen DDR-Bürger mit dem neuartigen Phänomen der Kontingenz beruflicher Verläufe konfrontiert worden (vgl. Wingens 2000, S. 195). Mitglieder einer Gesellschaft dessen Sozialstruktur Hradil als „zum Teil unterspezialisiert, aber extrem standardisiert, synchronisiert, konzentriert, maximiert und zentralisiert“ (Hradil 1992, S. 12) beschreibt, treffen auf eine hoch individualisierte Gesellschaft (vgl. Beck 1986, S. 216).

Obwohl dies den tatsächlichen Lebensverhältnissen in der ehemaligen DDR nicht vollständig gerecht wird (vgl. Wingens 2000, S. 171ff.), ist davon auszugehen, dass die Politik der DDR durch gesellschaftliche Integration unter hochgradiger staatlicher Fürsorge geprägt war (vgl. Wiezorek 2005, S. 75). Da sie im Besonderen das Erwerbssystem betraf, ist zu hinterfragen, welche Bedeutung dem politischen Umbruch für die Biographie und die Berufslaufbahn zugeschrieben wird und inwieweit die fürsorglich gestalteten Rahmenbedingungen der DDR in den Orientierungsmustern der Betroffenen bis heute nachwirken.

Daneben haben sich die sozialpolitischen Entwicklungen der letzten Jahre insbesondere auf Langzeitarbeitslose ausgewirkt. So wurde mit den sogenannten „Hartz-Gesetzen“, die am 1. Januar 2005 unter der Bezeichnung „Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ in Kraft traten, ein paradigmatischer Wechsel vollzogen. Die Sozialgesetzbücher SGB II, SGB III und SGB XII dokumentieren den kontinuierlichen Umbau vom fürsorgenden zum aktivierenden Sozialstaat. In diesem steht die Förderung der Beschäftigungsfähigkeit durch „Fördern und Fordern“ im Mittelpunkt arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen (vgl. Enggruber/Burghardt 2010, S. 5; Klein/Reutter 2010). Das Leitbild des marktkonformen Individuums und dem darin begründeten Imperativ der subjektiven Eigenverantwortung scheint an Stärke gewonnen zu haben (vgl. Otto 2006, S. 240). So steht in der theoretischen Reflexion der Reform die Kritik an einem Menschenbild im Mittelpunkt, das von der Selbstverpflichtung zu einer marktkonformen Lebensführung getragen ist (vgl. Böllert 2006a, S. 20). Der Frage, ob dies der tatsächlichen Perspektive der Adressaten entspricht, soll in dieser Dissertation ebenfalls nachgegangen werden. Darüber hinaus bedeutet Arbeitslosigkeit für die Betroffenen nicht nur materielle Einschränkung und Verlust von Anerkennung und sozialer Teilhabe, sondern auch Abhängigkeit von fremder mit sozialer Kontrolle und Sanktionen verbundene Hilfe. Die Möglichkeiten für eine individuelle Lebensgestaltung und Lebensbewältigung unterliegen somit objektiv gesehen engen Grenzen. Arbeitslosigkeit erfordert jedoch den Aufbau eines aktiven Bewältigungsstils im Sinne einer Überlebenskompetenz. Dies ist die Fähigkeit, Lebensbewältigung, Lebensqualität und Existenzsicherung aktiv zu gestalten. Hiermit ist die Annahme verbunden, dass Effekte arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen über rein beruflich verwertbare Qualifikationssteigerungen hinausreichen müssen (vgl. Lenhart 2003, S. 141f; Klein/Alke 2009).

Die Frage, inwieweit dies mit dem Paradigmenwechsel in der Zielsetzung arbeitsmarktpolitischer Aktivitäten von der Qualifizierungs- zur Vermittlungsorientierung zu vereinbaren ist¹, ist ebenfalls Gegenstand dieser Dissertation. Hiermit steht das Bildungsverständnis arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen insgesamt zur Disposition. Deshalb soll die Widersprüchlichkeit zwischen einer auf beruflicher Verwertbarkeit ausgerichteten Qualifizierung und dem Eigenwert von Bildungsprozessen hervorgehoben und der Frage nachgegangen werden, wie eine stärker auf das Individuum ausgerichtete Bildungspraxis aussehen könnte.

Arbeitslosigkeit und ihre Bewältigung hängen eng mit der individuellen Perspektive auf Erwerbsarbeit, aber auch mit gesellschaftlich vermittelten Vorgaben und Orientierungsmustern zusammen. In der vorliegenden Dissertation wird die Geschichte des Arbeitsbegriffs sowie die Institutionalisierung des auf Arbeit zentrierten Lebenslaufs deshalb ebenso entfaltet wie Ansätze, die diesen Deutungen entgegenstehen. Dem Modernisierungs- bzw. Individualisierungsparadigma, das die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der letzten Jahrhunderte reflektiert, wird der Prekaritäts- bzw. Prekarisierungsbegriff gegenübergestellt. Die mit ihm aufgeworfenen Annahmen zur Beschreibung gesellschaftlicher Realität, aber auch die der Begrifflichkeit innewohnende Stigmatisierung und Diskriminierung werden aufgegriffen und kritisch reflektiert. So soll entgegen der im wissenschaftlichen Diskurs häufig verwendeten groben und negativ konnotierten Kategorisierung der vom Erwerbssystem Ausgeschlossenen oder Marginalisierten eine möglichst offene und unverstellte Perspektive eingenommen werden. Gleichwohl werden mögliche negative Auswirkungen von Arbeitslosigkeit nicht außer Acht gelassen.

Zum Aufbau der Arbeit: Nach der zusammenfassenden Darstellung des Forschungsstandes steht im *zweiten Kapitel* das Deutungsmuster „Arbeit“ im Mittelpunkt, hier werden die wesentlichen Aspekte der historischen Entwicklung des Arbeitsbegriffs nachgezeichnet. Da sich die um den Betrieb zentrierte Arbeitswelt der ehemaligen DDR von der Arbeitswirklichkeit westlicher Arbeitsgesellschaften unterscheidet, werden ihre zentralen Wesenszüge herausgestellt.

¹ Auf einem Sondergipfel im März 2000 wurde die Lissabon-Strategie verabschiedet. Die EU sollte bis 2010 zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten Wirtschaftsraum werden. Die Ziele finden sich auch in der AGENDA 2010 der Bundesregierung Schröder. Kernpunkte waren u.a. die Flexibilisierung der Arbeitsmärkte oder die Schaffung von Beschäftigungsanreizen durch die Sozialsysteme.

Als Gegenmodell zum Normalitätsmuster „Erwerbsarbeit“ werden anschließend Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen umrissen. Das *dritte Kapitel* widmet sich der Etablierung des erwerbsarbeitszentrierten Lebenslaufs als gesellschaftliches Normalitätsmuster westlicher Industrienationen. Der Zusammenhang zwischen den ökonomischen Verhältnissen, sozialen Strukturen und menschlichen Beziehungen, in den diese Entwicklung eingeordnet werden kann, wird anhand des Modernisierungs- bzw. Individualisierungsparadigmas beschrieben. Ihm gegenübergestellt wird die Kategorie der „Prekarisierung“ bzw. „Prekarität“, die die Kontingenz und Unsicherheit der postmodernen Arbeitswelt sowie die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses in den Mittelpunkt rückt, jedoch gleichzeitig neue gesellschaftliche Spaltungslinien sowie negative Zuschreibungen und Stigmatisierung sichtbar macht. Im *vierten Kapitel* steht die Aktivierungslogik der sogenannten Hartz-Reformen im Zentrum der Diskussion. Neben dem recht kritisch ausgerichteten theoretischen Diskurs zu den arbeitsmarktpolitischen Veränderungen wird mit Hilfe ausgewählter Studien auch die Akzeptanz und Deutung der Adressaten veranschaulicht. Im *fünften Kapitel* wird die verwertungslogische Ausrichtung arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen hinterfragt. Ausgehend vom klassischen Bildungsbegriff werden die Potentiale eines umfassenderen Verständnisses von Bildungsprozessen hervorgehoben und für eine pädagogische Praxis weiterentwickelt, in der das Individuum, in seinem Gewordensein und seiner momentanen Lebenssituation, mehr Aufmerksamkeit erfährt. Im *sechsten Kapitel* werden darauf aufbauend die Gemeinsamkeiten zwischen dem Bildungs- und Bewältigungsbegriff diskutiert. Die daraus abgeleiteten Bedingungen für eine gewinnbringende Bildungspraxis werden anschließend den im SGB II vorgesehenen Maßnahmen zur sogenannten „sozialen Aktivierung“ gegenübergestellt. Als Gegenentwurf hierfür dient der von Hans Thiersch für die Soziale Arbeit entwickelte Ansatz der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, dessen Stärke vor allem in der Gegenüberstellung von gelebtem Alltag und dem Aufbrechen belastender Routinen liegt. Ergänzend werden anschließend der Bewältigungsbegriff von Lothar Böhnisch sowie psychologische Konzepte von Bewältigung dargestellt. Im *siebten Kapitel* sind die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit überblicksartig zusammengefasst.

Der empirische Teil dieser Arbeit widmet sich der Analyse der Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit auf der Einzelfallebene. Auswertungsmethode für die hierzu erhobenen narrativen Interviews ist die dokumentarische Methode. Sie steht in der wissenssoziologischen Tradition nach Karl Mannheim und ist darauf gerichtet den Zusammenhang von Orientierungen und Erfahrungen zu rekonstruieren. Mit Hilfe der Rekonstruktion der praktischen Erfahrungen von Einzelpersonen oder Gruppen sollen Handlungsorientierungen offengelegt werden, die sich in der jeweiligen Praxis dokumentieren (vgl. Nohl 2012, S. 2). Die Analyseverfahren der dokumentarischen Methode eröffnen demnach einen Zugang zum handlungsleitenden Wissen der Akteure und damit zur Handlungspraxis. Ziel ist über die Rekonstruktion der Handlungspraxis mehr über das habitualisierte und zum Teil inkorporierte Orientierungswissen zu erfahren, welches das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn (vgl. Bohnsack [u.a.] 2013, S. 9) als eine Art kollektiver Wissenszusammenhang strukturiert.

Einen Schwerpunkt der Auswertung bildet die Identifikation von Orientierungsrahmen, die aus eigenen sozialisatorischen Erfahrungen entstehen und in der Summe zu einem Fundus an Alltagswissen und einer bestimmten Art des Handelns führen. Mit ihr ist das Erkennen von Sinnmustern in den einzelnen Handlungen (bzw. die Identifikation von Strukturen, die sich in unterschiedlichen Handlungen reproduzieren) verbunden. Orientierungsrahmen finden sich in homologer Weise in Sprechhandlungen und Darstellungen wieder. Ergänzt wird dieser Teil der Auswertung durch eine Sequenzanalyse, sie dient einerseits der Rekonstruktion der formalen Struktur des Textes, soll aber auch dabei helfen die der Alltagspraxis zugrunde liegenden Orientierungen zu entschlüsseln und dem Fremdverstehen zugänglich zu machen.

Abschließend werden die abstrahierten Orientierungsrahmen zu sinngenetischen Typen verdichtet. Die Studie umfasst insgesamt fünf Einzelfallanalysen, die zu einer Typologie mit drei verschiedenen Bewältigungsmustern zusammengefasst wurden.

Zum Forschungsstand: Das Phänomen „Arbeitslosigkeit“ wird in unterschiedlichen Fachkulturen erforscht und diskutiert. Entsprechend heterogen und vielfältig sind die Befunde und Zugangsweisen.

So wird Arbeitslosigkeit aus soziologischer, kulturwissenschaftlicher, psychologischer, medizinischer und nicht zuletzt (sozial-)pädagogischer Perspektive untersucht. Ein Forschungsschwerpunkt ist die Analyse der Auswirkungen von Arbeitslosigkeit, beispielsweise in psychosozialer und gesundheitlicher Hinsicht bzw. der Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und körperlicher und seelischer Gesundheit (vgl. Elkeles 1999; Frese 2008; Grobe/Schwartz 2003; Holleder 2003, 2011; Kieselbach 1994, 1995; Kieselbach/Wacker 2000; Kieselbach/Beelmann 2006; Kuhnert/Dudda/Kastner 2000; Mohr/Richter 2008). Diskutiert werden in diesem Kontext auch Unterschiede zwischen den Geschlechtern sowie hinsichtlich des Alters (vgl. Holleder 2011; Mohr 1997, 2010; Moser/Paul 2001). Gegenstand der Analyse sind außerdem Projekte der arbeitsmarktintegrativen Gesundheitsförderung (vgl. Kirschner/Elkeles 2006; Kuhnert/Kastner 2006) sowie das Fallmanagement für Arbeitslose mit vermittlungsrelevanten gesundheitlichen Einschränkungen (vgl. Holleder 2006). Darüber hinaus wird aus einer psychologischen Perspektive der Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Selbstkonzept² diskutiert (vgl. Wacker/Kolobkova 2000).

Sehr ausführlich wurden innerhalb des letzten Jahrzehnts die mit der Neuorientierung der Arbeitsmarktpolitik verbundenen Umstrukturierungen und Neuregelungen erforscht. Hier können mehrere Ebenen unterschieden werden:

Schwerpunkte der Forschung sind die Interaktion zwischen Arbeitskräften und Arbeitssuchenden in den neu entstandenen Arbeitsagenturen sowie die subjektive Wahrnehmung der Grundsicherung nach Einführung des SGB II durch die Adressaten (vgl. Achatz/Wenzig 2007; 2008; Baethge-Kinsky/Bartelheimer/Henke 2007; Behrend 2008; Halbasch/Talaska 2008; Ludwig-Mayerhofer/Behrend/Sondermann 2009; Tisch 2010). Motiviert waren diese Analysen vor allem durch das neue Leitbild des „Förderns und Forderns“, dessen Umsetzung in der Praxis untersucht werden sollte.

² Die Begriffe Selbstbild und Selbstkonzept werden häufig synonym verwandt. Es ist davon auszugehen, dass das Selbstbild eine Art kognitive Struktur darstellt, welche die Lern- und Leistungsfähigkeit aktiv mit beeinflusst (vgl. Niek 1992, S. 70). Das Selbstbild bzw. Selbstkonzept (als die Summe der Bewertungen einer Person über sich selbst) ist nicht als starr und überdauernd anzusehen. Vielmehr kann sich das Individuum in verschiedenen sozialen Situationen widersprüchlich erleben. Durch sozialen Vergleich, soziale Bewertung, Rückerinnerung und ähnliche kognitive Prozesse unterliegt das Selbstkonzept deutlichen Schwankungen. Daraus folgt, dass das Selbst als diskursiver Prozess zu verstehen ist, in dem das Individuum sein Selbstkonzept im Umgang mit der objektiven und subjektiven Welt konstituiert (vgl. Fischer/Wiswede 2009, S. 391ff.).

Hiervon lassen sich Forschungen unterscheiden, in denen die Wirkung von Aktivierungsmaßnahmen (bspw. Bewerbungskurse, Eignungsfeststellungen) oder Ein-Euro-Jobs auf die Beschäftigungschancen im Mittelpunkt steht (vgl. Kopf/Wolff 2009; Wolff/Hohmeyer 2008). Die Evaluation von einzelnen Projekten zur beruflichen Integration insbesondere älterer Langzeitarbeitsloser ist ein weiterer Forschungsgegenstand (vgl. Toepffer 2009; Conrads/Huber/Staudinger 2009; Junker/Freitag/Lange 2009).

Vorzufinden sind außerdem Untersuchungen, die sich mit der materiellen Ausstattung von Hartz-IV-Empfängern beschäftigen. Christoph (2008) erforscht in seiner Studie den Lebensstandard von Hartz IV-Empfängern, wobei er die materiellen Lebensumstände nicht über das Einkommen, sondern über die detaillierte Abfrage der Verfügbarkeit bzw. des Fehlens verschiedener Güter misst. Forschungen zur Lebenslage von Langzeitarbeitslosen sind häufig in den aus Frankreich übernommenen Diskurs zur gesellschaftlichen Exklusion eingebettet. Mit ihm sind Vorstellungen eines gesellschaftlichen „Innens“ und „Außens“ sowie die Annahme verbunden, dass anhaltende Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung und Armut eine neue gesellschaftliche Spaltung hervorbringen, die sich im Ausschluss von gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten niederschlägt. Gleichzeitig ist der Exklusionsbegriff im alltäglichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch mit unterschiedlichen Ausdeutungen verbunden (vgl. Kronauer 2010, S. 11ff.). „Der Ausgrenzungsgedanke kann kritisch gegen gesellschaftliche Verhältnisse gewendet werden, die ausgrenzend wirken. Er kann aber auch personalisierend die Ausgegrenzten ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, ihre Andersartigkeit hervorheben und damit seinerseits zu ihrer weiteren Ausschließung beitragen.“ (ebd., S. 13). Anknüpfend an das Zonenmodell Castels (2000)³ unterscheiden Bescherer/Röbenack/Schierhorn (2009) bzw. Dörre [u.a.] (2013) in ihrer Untersuchung drei „Grundkategorien“ der Verarbeitung von Maßnahmen der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik („Um-jeden-Preis-Arbeiter“, „Als-ob-Arbeiter“, „Nicht-Arbeiter“).

³ Castels entwirft ein Koordinatensystem, das Zonen unterschiedlicher Dichte sozialer Verhältnisse umfasst. Eine Achse stellt die Integration durch Arbeit dar (stabile Beschäftigung, prekäre Beschäftigung, Ausschluss von Arbeit). Die andere Achse bildet die Dichte der Integration in den Beziehungsnetzwerken ab (solide Verankerung in den Beziehungsnetzwerken, Brüchigwerden der Beziehung, soziale Isolation). Das Koordinatensystem umfasst unterschiedliche Zonen: die Zone der Integration, die Zone der Verwundbarkeit, die Zone der Fürsorge und die Zone der Exklusion bzw. Entkopplung (vgl. Castel 2000, S. 360f.).

Die Autoren ordnen die von ihnen befragten Personen der Zone der „Entkopplung“ (Castel 2000, S. 361) zu und greifen damit auf ein Modell gesellschaftlicher Spaltung zurück.

Hiervon lassen sich Studien abgrenzen, die einen stärker biographisch ausgerichteten Zugang zur Lebenswirklichkeit der Adressaten verfolgen: Weißmann (2016) zeichnet in ihrer Fallanalyse Inklusionsversuche von Langzeitarbeitslosen nach und stellt diese in Zusammenhang mit ihren biographischen Erfahrungen und Ressourcen. Sie beschränkt sich hierbei nicht auf bestimmte Felder wie den Arbeitsmarkt, sondern versteht Zugehörigkeit als sinnstiftende Verortung der Akteure, die sich auf Gemeinschaften, gesellschaftliche Teilsysteme oder Gesellschaft allgemein bezieht.

Hirsland/Lobato (2010) untersuchen die biographische Deutung des Hilfebezugs im Kontext des SGB II. Sie betrachten die Wahrnehmung und Erfahrung der Hilfestellung aus Sicht der Betroffenen. In ihrer fallbezogenen Rekonstruktion stehen die Prozesse der Überwindung bzw. Verstetigung des Hilfebezugs im Mittelpunkt. Wenzel (2008a) arbeitet verschiedene Deutungsmuster der Wahrnehmung und Aneignung arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen des SGB II heraus. Ihre Analysen sind demnach eng auf die Arbeitsorientierung der Adressaten bezogen (vgl. hierzu Kapitel 4.3).

Teiwes-Kügler (2017) geht in ihrer Studie der Frage nach inwieweit die Vermittlungs- und Bildungspraxis der Arbeitsverwaltungen mit den berufsbiographischen Orientierungen der Adressaten zusammenpasst. Auf der theoretischen Ebene bezieht sie sich u.a. auf das Habitus-Konzept Pierre Bourdieus (2012).

Inwieweit das Handeln von Arbeitsverwaltung und Bildungseinrichtungen das im Verlauf der Biographie angehäuften kulturellen Kapital der Adressaten vermehrt, untersucht Hermeling (2017) in ihrer Mehrebenenanalyse, in der sie sowohl Leistungsempfänger als auch Arbeitskräfte in den Jobcentern und Weiterbildungseinrichtungen befragt.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Analyse der Orientierungs- und Deutungsmuster Arbeitsloser, die in verschiedenen Forschungsfeldern anzutreffen ist: Haag (2010) untersucht in ihrer Studie Erinnerungen arbeitsloser Frauen an die DDR. Ergebnis ihrer Analyse ist eine dreistufige Typologie, in der die subjektive Deutung von Vergangenheit und Gegenwart abgebildet wird.

Bauer/Jung (2016) beschäftigen sich in ihrer Studie mit der im Zusammenhang mit der Hartz-Reform eingeführten Konstruktion der „Bedarfsgemeinschaft“, bei der alle erwerbsfähigen und leistungsberechtigten Mitglieder eines Haushalts dazu verpflichtet sind, zum Lebensunterhalt beizutragen. Da diese Umgestaltung nur vor dem Hintergrund der Erosion des Konzepts der „Versorgerehe“ durchgeführt werden konnte, untersuchen Bauer/Jung inwieweit persistente traditionelle Deutungsmuster der sozialrechtlichen Reform gegenüberstehen. Sie konzentrieren sich in ihrer Untersuchung auf Töchter der Arbeitsmigranten der 1970er und 80er Jahre, die ihre Schul- und Berufsausbildung in Deutschland absolviert haben, aber keinen Anschluss an den Arbeitsmarkt fanden.

Reißig (2010) betrachtet in ihrer Studie die Ausbildungs- und Erwerbskarrieren benachteiligter Jugendlicher. Sie geht den Bewältigungsstrategien der Jugendlichen nach, die sowohl auf der Einstellungs- als auch auf der Handlungsebene angesiedelt sind. Auf der theoretischen Ebene nähert sie sich über das Konzept sozialer Ausgrenzung ihrer Zielgruppe an.

Sammet (2016) betrachtet in ihrer kulturwissenschaftlichen Studie Weltansichten von Langzeitarbeitslosen, die zum Zeitpunkt der Erhebung in einem Stadtteilzentrum arbeiten. Ihr geht es um die Frage, wie die Betroffenen ihre Situation deuten und mit gesellschaftlichen Vorgaben und Zwängen sowie Stigmatisierung und Marginalisierung umgehen. Für die Analyse greift sie auf das Weltansichten-Konzept von Wohlrab-Sahr (2006) zurück, die unter Weltansichten subjektive Theorien versteht „wie die Dinge im Prinzip zusammenhängen“ (Wohlrab-Sahr/Sammet 2006, S. 28). Sammet untersucht auf welche Erfahrungen und Sinnhorizonte die Akteure zurückgreifen und wie die zu Erfahrungen aufgeschichteten Erlebnisse zu subjektiven Theorien verdichtet werden (vgl. Sammet 2016, S. 27).

Dill (2009) fragt in ihrer Studie nach den Zusammenhängen zwischen Lebensalter, (berufs-)biographischer Erfahrung und den Folgen von Arbeitslosigkeit. Zentral für ihre Analyse ist die Messung des Kohärenzgefühls nach Antonovsky (vgl. hierzu Kapitel 7.5) sowie des Exklusionsempfindens nach Bude & Lantermann (2006).⁴

⁴ Bude/Lantermann (2006) gehen in ihrem Prekaritäten-Ressourcen-Modell des Exklusionsempfindens davon aus, dass der Einfluss der „objektiven“ Prekarität auf das Exklusionsempfinden nur bedingt wirksam wird, da die individuelle Bewertung der gegenwärtigen und zukünftigen Entwicklung den entscheidenden Faktor darstellt. Das PRE-Modell berücksichtigt fünf Determinanten des Exklusionsempfindens: die Prekarität der Lage als objektive Exkludiertheit, die Bewertung der gegenwärtigen Lage, die Abschätzung der zukünftigen Entwicklung der Lage sowie interne und externe Ressourcen für die Bewältigung unsicherer und riskanter Lageanforderungen.

Einen letzten wichtigen Forschungsschwerpunkt bildet die Betrachtung sozialer Verläufe aus einer generationsübergreifenden Perspektive. Hier steht die inter-generationale Übertragung des Lebens im Leistungsbezug im Mittelpunkt (vgl. Wagner 2017).

Betrachtet man die Theorieproduktion der letzten Jahre ist festzuhalten, dass Forschungsarbeiten zum Phänomen der Erwerbslosigkeit zeitgleich mit der Rückkehr der Vollbeschäftigung beinahe zum Erliegen gekommen sind. In den wissenschaftlichen Arbeiten geht es nicht mehr insgesamt um Arbeitslose, sondern um diejenigen mit Vermittlungshemmnissen. Über diese Gruppe ist jedoch abgesehen von den hier zusammengetragenen Befunden nicht allzu viel Gesichertes bekannt.

Bude/Lantermann verstehen diese fünf Determinanten als interagierende Komponenten des individuellen Handlungsraums, die das Gefühl einer persönlichen Verortung und Eingebundenheit im gesellschaftlichen Ganzen sichern oder in Frage stellen können. Zur empirischen Überprüfung des PRE-Modells wurde im April 2003 eine bundesweite Telefonbefragung ausschließlich mit berufstätigen Frauen und Männern durchgeführt.

2. ARBEIT ALS ZENTRALE KATEGORIE DER ERWERBSGESELLSCHAFT

In der landläufigen Unterscheidung zwischen Arbeit und Leben - „arbeitest du noch oder lebst du schon?“ (Arlt 2017, S. 6) schwingt kritische Distanz mit. Sie ist mit der Auffassung verbunden, dass Arbeiten und gutes Leben unvereinbar sind. Andere sehen Arbeit als Königsweg der Selbstverwirklichung und Lebenssinn stiftende Tätigkeit (vgl. ebd.). In fast allen Sprachen ist das Wort Arbeit etymologisch gleichbedeutend mit Mühsal und Qual. Im Japanischen bedeutet beschäftigt oder „busy“ sein, in einer exakten Übersetzung des Schriftzeichens „das Herz zerstören“⁵ (Suzuki 2007, S. 188). Bis in die Gegenwart hinein ist das Wort „Arbeit“ begrifflich mehrdeutig. Neben die ursprüngliche Bedeutung wie Mühe, Qual und Last trat erst seit dem Hochmittelalter im ritterlichen Kampf- und Minnedienst die „aktive Bedeutung einer bejahten und gesuchten Anstrengung um eines Zieles willen“ (Conze 1992a, S. 154).

2.1 Zur Säkularisierung des Arbeitsethos - Aspekte zur historischen Entwicklung des Arbeitsbegriffs

In der Antike wurde ländliche und gewerbliche Arbeit als Handarbeit den Unterschichten bis hin zu den Sklaven zugewiesen und damit abgewertet, so sprach sich Platon zwar gegen den Müßiggang aus, die Lebensweise des körperlich Arbeitenden war ihm jedoch mit der bürgerlichen Tugend unvereinbar. Nicht Arbeit, sondern angemessene Tätigkeit kennzeichnete den Bürger (vgl. Conze 1992a, S. 155). Bei den Römern findet die Verachtung insbesondere des Handwerks ihre Fortsetzung, dies kam bei Cicero zum Ausdruck, der die freien edlen Künste (artes liberales) von den unfreien, niedrigen und verächtlichen unterschied:

„Und alle Handwerker treiben ein schmutziges Gewerbe. Denn eine Werkstatt kann nichts Anständiges an sich haben.“ (Cicero 2008, S. 125) In seiner Begründung berief sich Cicero auf die klassische politische Ansicht: die artes liberales (Architektur, Medizin, Landbau, Wissenschaften) beruhen auf der Tugend des freien Mannes, ihr Zweck ist dauernder Nutzen oder Ehre, nicht jedoch bloße Notwendigkeit oder vergängliche Lust (vgl. Conze 1992a, S. 156).

⁵ 忙 Zerlegt man das Zeichen in seine Bestandteile, sieht man auf der linken Seite das Zeichen für „Herz“ und auf der rechten Seite für „Tod“ oder „Zusammenbruch“ (vgl. Suzuki 2007, S. 188).

Das christliche Verständnis von Arbeit basiert zum einen auf dem von Gott erteilten Auftrag, die Schöpfungsarbeit im Paradies fortzusetzen. Erst durch das schuldhafte Verhalten der Menschen, welches die Vertreibung aus dem Paradies zur Folge hat (erzählt im Ersten Buch Mose, Kapitel 3), wird Arbeit zur Mühsal: „[...] verflucht sei der Acker um deinetwillen! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang.“ (1. Mose, 3, 17; Auslassung Y.F.). Die Verknüpfung der Lebenserhaltung mit der Mühe der Arbeit wird als Strafe Gottes für das menschliche Fehlverhalten interpretiert (vgl. Galuske 1993, S. 15). Der Fluch Gottes liegt für die Menschen auf den Bedingungen, unter denen Arbeit verrichtet werden muss, wird sie trotz oder gerade wegen ihrer Mühsal als Gottesdienst verrichtet, ruht der Segen Gottes auf ihr. Eine Abwertung körperlicher Arbeit ist nun prinzipiell nicht mehr möglich, im praktischen Leben zumindest abgeschwächt.

In den Evangelien und Briefen des Neues Testaments ist die Arbeit nie Thema für sich selbst, sondern nur die dem eigentlichen Sinn der Existenz des Menschen unter- und eingeordnete Arbeit (vgl. Conze 1992a, S. 158). Sie ist nicht nur notwendig, da sie dem Lebensunterhalt dient, „sondern von der Qualität des Menschen als Person vor Gott unablässig und zur Bewahrung vor Laster und Faulheit wertvoll“ (ebd.). Arbeit wird für jeden Menschen, ohne Unterscheidung des Standes, als unerlässlich angesehen. Sie wird nicht mehr in ihrer Wertigkeit oder Tugendhaftigkeit unterteilt, vielmehr wird die Gleichheit der Menschen vor Gott der üblichen sozialen Rangordnung übergeordnet. Arbeit war im christlichen Verständnis also nicht an einen Status und dessen Ehre gebunden, sodass Sklavenarbeit zum Christendienst erhoben und geachtet wurde, unabhängig davon welches Ansehen sie in der hellenistisch-römischen Welt genoss (vgl. ebd. S. 158f.).

Der christlich-jüdische Gegenbegriff zu „Arbeit“ war Sabbat- bzw. Sonntagsruhe, die nicht nur das „Ausruhen“, sondern die ungestörte Hinwendung zu Gott ermöglichen sollte. Die Tage der Arbeit erhielten ihren Sinn nur, wenn der arbeitsfreie Feiertag sie regelmäßig unterbrach. Anders als der griechisch-römische Begriff „Muße“ wird Arbeit aber auch dem „Müßiggang“ gegenübergestellt, gegen den bereits Paulus Arbeitsermahnungen stellte (vgl. ebd. S. 159f.): „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ (2. Thessalonicher 3, 10)

Wenngleich Max Weber es für eine Fabel hält, dass Arbeit „im Neuen Testament irgend etwas an neuer Würde hinzugefügt wurde“ (Weber 2009, S. 196), darf die prinzipielle Aufhebung des sozial bedingten antiken Arbeitsbegriffs durch das christliche Bezugssystem nicht unterschätzt werden. Der christliche Arbeitsbegriff trat in unterschiedlichen Erscheinungsformen und Deutungen (sei es im Sinne der faktischen Aufwertung jeglicher Arbeit in der „Welt“ oder der Vorstellung sich durch gute Arbeit Verdienste vor Gott zu erwerben) immer wieder hervor und beeinflusst das allgemeine Bewusstsein über die ständische Arbeitswertung hinaus (vgl. Conze 1992a, S. 160).

Dennoch wohnt der generellen Wertschätzung der Arbeit im christlichen Verständnis ein hierarchisierendes Moment inne, so ist nach Conze zwar jede Arbeit, die mit dem Dienst am Nächsten und dem Gebet an Gott verbunden ist, geachtet. Im vorreformatorischen Berufsverständnis wird jedoch nicht jede Arbeit oder Tätigkeit als eine göttliche Berufung (»vocatio«) angesehen. Sie ist im Mittelalter den Mönchen vorbehalten und bleibt damit im vorreformatorischen Verständnis an die transzendente Dimension der »vita contemplativa« gebunden. Zwar ist die Arbeit Gebot Gottes für alle Stände, die »vita activa«, das tätige Leben, bleibt aber der »vita contemplativa«, dem beschaulichen Leben, untergeordnet (vgl. Galuske 1993, S. 15). „Bei aller Wertschätzung der Arbeit insgesamt blieb das weltliche Tun doch sekundär.“ (ebd.)

In seiner Lehre vom Beruf bricht Martin Luther (1483-1546) mit diesem Prinzip. Die generelle Verurteilung des Müßiggangs sowie die Ablehnung der Vorrangstellung der geistlichen vor den weltlichen Tätigkeiten ist als radikale Interpretation der christlichen Tradition zu verstehen, in der der Beruf, egal ob weltlich oder geistlich, als eine von Gott gestellte Aufgabe angesehen wird, die der Mensch bewältigen muss. In dem Begriff „Beruf“⁶ kommt nach Max Weber jenes protestantische Dogma zum Ausdruck, welches als das einzige Mittel Gott wohlgefällig zu leben, die Erfüllung der innerweltlichen Pflichten kennt.

⁶ Der Begriff Beruf wird heute der Arbeitswelt, überwiegend Tätigkeiten auf einer mittleren Qualifikationsebene, zugeordnet. Es finden sich nach wie vor Spuren seiner religiösen Herkunft. Die Vorstellung, dass jeder von Gott an seinen Platz berufen wurde und dort zu dienen hat, wurde während der Zeit der Aufklärung im 18. Jahrhundert durch die Vorstellung individueller Neigung und gesellschaftlicher Nützlichkeit abgelöst. An die Stelle der göttlichen tritt eine gesellschaftliche Ordnung, die für den Einzelnen als übergeordnete Sinnstruktur einen bestimmten Beruf vorsieht und begründet (vgl. Kraus 2006, S. 144ff., auch Harney 2006, S. 62ff.).

Eine auf die Überbietung der innerweltlichen Sittlichkeit abzielende mönchische Lebensführung ist aus protestantischer Sicht nicht nur wertlos, sondern gilt als Produkt einer egoistischen und sich den Welpflichten entziehenden Lieblosigkeit. Die weltliche Berufsarbeit erscheint im Gegensatz hierzu als Ausdruck der Nächstenliebe (vgl. ebd. S. 16; Weber 1991, S. 66ff.).

Gleichwohl darf Max Webers Analyse der protestantischen Ethik nicht mit der Geburt des modernen kapitalistischen Geistes gleichgesetzt werden. Der reformatorische Berufsbegriff bleibt immer an den göttlichen Auftrag gebunden: Berufsarbeit muss deshalb primär als Erfüllung des von Gott an den Menschen gestellten Auftrags vollzogen werden und darf nicht mit der Intention verbunden sein, durch Arbeit materielle Reichtümer anzuhäufen. Martin Luther nimmt darüber hinaus in seinem Berufsbegriff direkt Bezug auf die ständische Gesellschaft: Arbeit war nach seiner Auffassung nicht auf Leistungssteigerung oder Veränderung, sondern auf Pflichterfüllung in dem, was gegeben ist, ausgerichtet. Beide Annahmen sind mit kapitalistischen Auffassungen grundsätzlich nicht vereinbar. Durch die Aufwertung der weltlichen Arbeit sowie der Verpflichtung zu einer rationalisierten und ethischen Lebensführung ermöglicht die Reformation die Entwicklung hin zu einem kapitalistischen Leistungsethos, den sie jedoch nicht selbst verursacht (vgl. Conze 1992a, S. 165f., Conze 1992b, S. 495; Galuske 1993, S. 16; Weber 1991, S. 70).

Die umfassenden Säkularisierungsprozesse der Aufklärung erfassen auch den Arbeitsbegriff. John Locke (1632-1704) bricht mit der Vorstellung einer unveränderlichen Naturordnung, indem er erklärt, dass Arbeit dem Menschen ein Eigentumsrecht an Dingen sowie an Grund und Boden verleihe und dass Arbeit den Dingen ihren Wert verleihe (vgl. Conze 1992a, S. 168; Locke 1995, S. 215ff.). In der Aufklärung wird der Zusammenhang von Arbeit und der Bewährung vor Gott aufgelöst, Arbeit ist nun auf den individuellen Erwerb von Besitz ausgerichtet. An die Stelle der Berufung durch Gott tritt innere Berufung als Analogie von Veranlagung und Neigung und gesellschaftlicher Tätigkeit (vgl. Galuske 1993, S. 17). „Das Wirtschaftsethos war auf dem Boden des asketischen Ideals entstanden ; jetzt wurde es seines religiösen Sinnes entkleidet.“ (Weber 1923, S. 315).

Nun beginnt die Geschichte des modernen Arbeitsbegriffs: Der Mensch wird als abstraktes, wirkendes Subjekt angesehen, der sich arbeitend mit der Natur auseinandersetzt.

Der Arbeitsbegriff löst sich aus seiner Verbindung mit Armut, Mühe und Last, da technische Entwicklungen zu der Vorstellung führen, dass Arbeit auch Freude bereiten kann und immer weniger qualvoll sein werde (vgl. Conze 1992a, S. 168f.). Durch die nationalökonomische Rezeption entfaltete sich auch in Deutschland der moderne Arbeitsbegriff. In der physiokratischen Theorie Adam Smiths (1723-1790) wurde die Utilitarisierung der Arbeit und des Berufs durch die Kopplung von durch Arbeit erworbenen Besitz und dem daraus entspringenden Glück weiter vorangetrieben (vgl. Galuske 1993, S. 17; Smith 2013). Grundlegend hierfür war die Forderung nach Vervielfältigung der Produktion und nach Wachstum:

Die Menge der genießbaren Sachen ... muß unaufhörlich vervielfältigt werden ...; desto glücklicher wird die ganze Gesellschaft ... Diese Materien zum Glück der Menschen herbeischaffen und vervielfältigen, ... verteilen, umformen und verarbeiten und auch verarbeitet wieder verteilen: dieses sind die zwei großen Geschäfte, welche der menschlichen Gesellschaft ihre Glückseligkeit zubereiten. (Joh. August Schlettwein 1782, zitiert nach Conze 1992a, S. 175; Hervorhebungen und Auslassungen im Original).

Die Steigerung von Vervielfältigung und Arbeitsteilung, verbunden mit vernünftig angesetzter Arbeit wird als Grundlage für die Vermehrung des Reichtums des Staates und seiner Bürger angesehen. Arbeit wird nicht mehr in Zusammenhang mit Mühsal, Qual und Verachtung gebracht, auch der Bezug von redlicher Arbeit zu christlich treu gelebter Armut wird verbannt. Vielmehr soll Arbeit mit Hilfe ökonomischer Ratio zur Freude werden. Der oberste Wert besteht nun im Streben nach Glück im materiellen und moralischen Sinne, welches nur durch die Befriedigung der Bedürfnisse erreicht werden konnte. Neben die traditionelle Pflicht zur Arbeit tritt nun das Recht auf Arbeit, welches die Freiheit der Wahl (Art und Ort) mit einschließt.

Folgerichtig ergibt sich in diesem Zusammenhang auch der Begriff der „Arbeitslosen“; „Arbeitslosigkeit“ und „Arbeitsloser“ setzten sich als weit verbreitete Begriffe zwar erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im voll ausgebildeten Industriesystem durch, sie gehörten jedoch prinzipiell von Anfang an zum ökonomisch begründeten Gesellschaftsbegriff und unterschieden sich in ihrer Semantik deutlich von „Armut“ und „Armen“ (vgl. ebd., S. 176f.).

Im Liberalismus wird Arbeit in Frontstellung gegen den Adel mit Freiheit und Befreiung in Verbindung gebracht, was mit der Überzeugung verbunden ist, dass durch ökonomischen Fortschritt und verantwortungsbewusste Politik die Lebensbedingungen aller verbessert werden.

Die Emanzipation der Arbeit wird als Grundlage für den staat- und gesellschaftlichen Fortschritt gesehen. Ein liberaldemokratischer Abgeordneter steigert das liberale Credo an den wirtschaftlichen und sittlichen Fortschritt mit den Worten: „*Ist früher das Vorrecht heilig gewesen, so ist heute die Arbeit heilig; die freie Arbeit, der Fleiß und die Tätigkeit ... ist heute die höchste Ehre.*“ (zitiert nach Conze 1992a, S. 190; Hervorhebungen und Auslassung im Original) Von da an ist es nur noch ein kleiner Schritt bis Arbeit selbst zur modernen Religion und zum eigentlichen Sinn des Lebens überhaupt wird. Abgekoppelt von der arbeitsexternen Orientierung am Genuss wird Arbeit selbst zum Genuss - diese letztmögliche in erster Linie von Unternehmern des 19. Jahrhunderts gezogene Konsequenz stand im Gegensatz zu den Erfahrungen der Lohnarbeiter sowie zum traditionellen Arbeitsverständnis der Mühsal und des wohlverdienten Feierabends. Sie ist als eine Art „gruppentypische Arbeitsaskese“ (ebd., S. 190) von Unternehmern in der Zeit der Frühindustrialisierung und darüber hinaus anzusehen, die durch Existenzgefährdung und Zwang zum Kapitalgewinn herausgefordert wurde und vielfältige Wurzeln hat. Lutherisch begründete Berufspflicht, calvinistische Bewährungsforderungen und die Einflüsse eines säkularisierten Puritanismus: „Bedenke, daß die *Zeit Geld* ist; [...]“ Weber 2016, S. 39; Hervorhebung im Original, Auslassung Y.F.) wurden vermischt, was eine auf Hingabe, Arbeitsdisziplin und Enthaltung gerichtete Haltung kapitalistischer Unternehmer erzeugt. Sie ist durch harte Arbeitsanforderungen sich selbst und den Arbeitern gegenüber, Bewährungsbewusstsein und Gewinnstreben für das Wachstum der Unternehmung, nicht jedoch durch persönlichen Genuss oder gar Luxus gekennzeichnet (vgl. Conze 1992a, S. 188ff.).

Betrachtet man die Geschichte des Arbeitsbegriffs von der Abwertung körperlicher Arbeit in der Antike, über die Aufhebung des sozial bedingten Arbeitsbegriffs in der christlichen Tradition und das reformatorische Berufsverständnis, das säkularisierte Verständnis der Arbeit in der Aufklärung sowie nationalökonomische und liberale Vorstellungen von Arbeit und Beruf konkretisiert sich der „Aufstieg der Arbeit von der untersten und verachtetsten Stufe zum Rang der hochgeschätzten aller Tätigkeiten“ (Arendt 2001, S. 119). Auch in der Gegenwart wird Berufsarbeit als gesellschaftliche Kerndimension angesehen (vgl. Heinz 1995, S. 18).

Wenngleich in der Diskussion um veränderte Orientierungssahmen ab Mitte der 70er Jahre Fragen der abnehmenden Bedeutung von Erwerbsarbeit und einer Hinwendung zu postmateriellen Orientierungen (vgl. hierzu u.a. Offe 1984; Kmiecik 1976; Noelle-Neumann 1979) diskutiert worden sind⁷, hat sich bei der Mehrheit der Subjekte ein Muster der Lebensführung durchgesetzt, das auf Lohnarbeit zentriert ist.

Kontinuität des Lebenslaufs verbürgt sich hinsichtlich der materiellen Sicherung und der biographischen Orientierung nach wie vor vorrangig über die Erwerbsarbeit. Historisch gesehen ist der Lebenslauf in der modernen Gesellschaft um das Erwerbssystem organisiert. Dies gilt sowohl für die äußere Gestalt des Lebenslaufs in Form der Dreiteilung in Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhephase (Kindheit/Jugend, Erwachsenenleben, Alter) als auch für das ihr zugrunde liegende Organisationsprinzip (vgl. Kohli 1985, S. 3).

2.2 Arbeit in der DDR

Auch die DDR wird als Arbeitsgesellschaft beschrieben, anders als im Westen Deutschlands war sie jedoch um den Betrieb zentriert. Er rückte in der Politik der Partei, aber auch im Erfahrungshorizont der Arbeiter ins Zentrum, weil er neben der Lohnarbeit für die alltägliche Versorgung und einen nicht unerheblichen Teil der Freizeitbedürfnisse eine Schlüsselrolle spielte. Der Betrieb war somit auch ein wichtiges Element der privaten Alltagserfahrung. Der Arbeit im Kollektiv wurde ein hoher Stellenwert zugeschrieben, Brigaden⁸ bildeten nicht nur eine Arbeitsform, sondern ein breit akzeptiertes Kommunikationszentrum, in dem auch die gegenseitige Unterstützung eine wichtige Rolle spielte. Sie blieben selbst bei geflüchteten Arbeitern in besonders nachhaltiger Erinnerung.

⁷ Galuske fasst die Befunde zur Wertewandelhypothese zusammen und kommt zu dem Schluss, dass es nicht zu einer Erosion des Arbeits- und Leistungsbewusstseins gekommen ist. Anstelle einer inneren Abkehr von der Arbeitswelt engagieren sich die Protagonisten des Wertewandels, um Strukturen zu schaffen, die Selbstverwirklichung auch am Arbeitsplatz ermöglichen. Die Vorstellung einer Sphärentrennung zwischen den Lebensbereichen, bei der Selbstverwirklichung auf die Freizeit verlagert wird, ist damit nicht haltbar (vgl. Galuske 1993, S. 55ff.).

⁸ Kleßmann beschreibt Brigaden als spezifisch sowjetsozialistische Form der Arbeitsorganisation, die aber auch auf deutschen Traditionen der kollektiven Ausrichtung von Arbeitsprozessen aufbauten. Ihre Zielsetzung reichte jedoch weiter: Sie sollten Element des Wettbewerbs, des engen Kontakts am Arbeitsplatz, aber auch der Kontrolle und Steigerung der Produktionsergebnisse sein. Sie stellten somit ein Kernelement der Erziehungsdiktatur der SED dar. Brigaden wurden von einem Brigadier geleitet, sie umfassten 15-25 Mitglieder und bildeten eine Substruktur der einem Meister zugeordneten Arbeitsbereiche. Allgemeine Zielsetzung war die Erziehung zu kollektiver Verantwortung und die Zerschlagung individualistischer Tendenzen. In der Praxis zeigte sich jedoch eine Differenz zwischen hehren Absichten und vielfältigen Erscheinungsformen in der betrieblichen Praxis (vgl. Kleßmann 2007, S. 227f.).

Der FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) war auch für die Distanzierten wichtiger Adressat, da über ihn wechselnde Kampagnen oder Wettbewerbe aber auch kulturelle Angebote, die Verteilung von Ferienplätzen, Auszeichnungen und die Gestaltung von Feiern liefen. Betriebssportgemeinschaften (BSG) galten als tragendes Fundament der Demokratischen Sportbewegung und des Breiten- und Leistungssports (vgl. Kleßmann 2007, S. 721ff.).

Zum Gesamtbild gehören auch die Kulturhäuser, sie waren meist an Betriebe oder Gewerkschaften gebunden und sollten dem „kulturvollen Freizeitverhalten“ dienen. Sie entstanden nach Gründung der DDR, vor allem auf sowjetische Initiative, als Teil industrieller Schwerpunktbetriebe oder kollektiver Musterbetriebe in der Landwirtschaft. Das Kulturhaus diente der Entfaltung des Kulturlebens der Werktätigen, es sollte außerdem die Beziehung zwischen den Werktätigen und ihrem Werk entwickeln und fördern. Kleinbürgerlichen Vergnügungswünschen sollte dort kein Raum gegeben werden: Kulturhäuser sollten nicht als eine Art Schützenhaus oder Gaststätte mit Vereinszimmern missverstanden werden, vielmehr war mit ihnen ein ideologischer Erziehungsimpuls verbunden. In der Baugestaltung waren Anlagen für politische, wissenschaftliche und künstlerische Fortbildung, Sportanlagen und Räumlichkeiten für Zusammenkünfte aus verschiedenen Anlässen wie Mahlzeiten oder Betriebsfeiern maßgeblich. Die konzeptionelle Umsetzung gestaltete sich jedoch schwierig und war insbesondere in den Anfangsjahren durch materielle Not und starke Zurückhaltung der Belegschaft geprägt.

Im Januar 1959 wurde ein großer Teil von ihnen (341 Kultur- und Klubhäuser sowie 162 Einrichtungen der FDJ) auf Anweisung des Innenministeriums aufgrund ihrer relativen Isolierung für die gesamte Bevölkerung geöffnet. Aus kontroversen Diskussionen um die kulturpolitische Ausrichtung ging 1959 der „Bitterfelder Weg“ hervor, er war mit der Aufforderung zur künstlerischen Eigenaktivität der Arbeiter und mit dem Appell an Schriftsteller verbunden, sich enger mit den Betrieben zu verbinden und betriebliches Leben zum Gegenstand der Literatur zu machen. Verbunden war hiermit die direkte politische Funktionalisierung und intensive Steuerung. Über die Resonanz der kulturpolitischen Offensive von Bitterfeld in den Kulturhäusern ist wenig bekannt, insgesamt gab es jedoch zahlreiche Beispiele erfolgreicher Kulturarbeit.

Häufig gestalteten sie sich anders als es die Programme von Partei und Gewerkschaft vorsahen, weshalb es schwierig ist, ein zutreffendes und differenziertes Gesamtbild zu gewinnen (vgl. ebd. S. 281ff.; Kleßmann 2014, S. 71ff.).

Ein deutlicher Wandel der Rolle der Frauen und der Familie gehörte ebenfalls zu den gewollten Veränderungen in der sozialistischen Gesellschaft. Für den Marxismus war die Emanzipation der Frau stets eine Nebenfrage, so glaubten Marx, Luxemburg und Lenin, dass sich die Gleichberechtigung der Frau mit der Überwindung der Klassengesellschaft ergeben würde. Die SED knüpfte an diese ideologische Traditionslinie an und sah vor allem in der Berufstätigkeit der Frau den wichtigsten Ansatz der sozialen Emanzipation. Da seit den 1950er Jahren der Arbeitskräftebedarf stark anstieg, wuchsen die Bemühungen verstärkt Frauen zur Arbeit in Industrie und Verwaltung zu gewinnen. Wichtige Voraussetzung hierfür war der vor allem in den 1960er und 70er Jahren forcierte Ausbau von Kinderkrippen und Kindergärten. Die Frauenförderungs politik wurde somit primär aus ökonomischen Gründen forciert. Ihr Ergebnis war ein außerordentlich hoher Anteil von berufstätigen Frauen: So lag der Beschäftigungsgrad (einschließlich Schul- und Berufsausbildung) der Frauen im arbeitsfähigen Alter im Jahr 1964 bei 66,5 Prozent, 1976 bei 82,6 Prozent und im letzten Jahr der DDR schließlich bei 91,2 Prozent.

Probleme der gesellschaftlichen und mentalen Gleichberechtigung von Männern und Frauen, alte Vorurteile und Rollenklischees im Hinblick auf die Arbeitsteilung im Haushalt, auf berufliche Positionen und die Repräsentation von Frauen in politischen und gesellschaftlichen Gremien ließen sich jedoch nicht so schnell aufbrechen und beseitigen, was sich nicht zuletzt im ungleichen Verdienst von Männern und Frauen bei gleicher Qualifikation oder der Unterrepräsentanz von Frauen in höheren Lohngruppen widerspiegelt (vgl. Kleßmann 2014, S. 62ff.).

In Westdeutschland hat dagegen eine Entwicklung vom „Hausfrauenmodell der männlichen Versorgerehe“ (Pfau-Effinger 2000, S. 86) zum „Vereinbarkeitsmodell der männlichen Versorgerehe“ (ebd.) stattgefunden. Das Hausfrauenmodell ist durch die Arbeitsteilung zwischen dem erwerbstätigen Ehemann und der Hausfrau und Mutter gekennzeichnet. Dahinter steht die kulturelle Konstruktion von Kindheit als privater und individualisierter Familienkindheit.

Beim Vereinbarkeitsmodell handelt es sich um eine modernisierte Form: Die Ehe ist kulturell nur für die Phase aktiver Elternschaft als Versorgerehe angelegt, Teilzeitarbeit wird als eine Form der Erwerbstätigkeit angesehen, die für Mütter angemessen ist (vgl. ebd.).⁹ Obwohl sich das traditionelle, familienzentrierte Frauenleitbild hin zum Modell der doppelten Lebensführung wandelte, in der die Berufstätigkeit der Frau an Selbstverständlichkeit gewann, blieb die Vorstellung, dass die Mutter zum Kind - zumindest zum kleinen Kind – gehöre, kulturell dominant (vgl. Falk/Schaeper 2001, S. 188; Oechsle 1998). Die kulturellen Erwartungen an die Frauen waren demnach in beiden Teilen Deutschlands höchst unterschiedlich.

2.3 Abkehr vom Arbeitsethos? - Das bedingungslose Grundeinkommen

Eine Abkehr von der fundamentalen Selbstverständlichkeit, dass Einkommen und Erwerbsarbeit untrennbar zusammengehören, stellen Überlegungen und Konzepte zum bedingungslosen Grundeinkommen dar. Bislang gibt es kein einheitliches Verständnis über dessen Ausgestaltung und auch keine belastbaren verallgemeinerungsfähigen Studien. Auch über dessen Höhe besteht weitgehend Uneinigkeit. Wobei - wenn das Grundeinkommen zu hoch angesetzt wird - die Gefahr fehlender Arbeitsanreize insbesondere bei der nachwachsenden Generation gesehen wird, was die Finanzierbarkeit des Grundeinkommens in Frage stellt (vgl. Brenke 2017). In Deutschland wird die Debatte mit Bürgergeld und Grundeinkommensmodellen verknüpft, die den Staatshaushalt im Bereich der Sozialleistungen entlasten sollen. Insbesondere Gewerkschaften lehnen diese neoliberalen Modellüberlegungen deshalb ab (vgl. Schupp 2016). Insgesamt lassen sich Befürworter und Gegner jedoch keinem politischen Lager zuordnen.

Befürworter sehen im Grundeinkommen die Befreiung vom „permanenten Gelddenken“ (Ulrich 2017, S. 242) sowie vom Zeitmangel für ideelle, gemeinwohldienliche persönlich sinnstiftende Engagements (vgl. ebd.). Ulrich (2017) erkennt im bedingungslosen Grundeinkommen die Möglichkeit der Erhaltung einer bürgerlichen Gesellschaft, da der für diese Gesellschaftsidee entscheidende Ansatzpunkt darin bestand die Bürgerrechte zu stärken und die Bürger frei zu machen.

⁹ Zur Erwerbsbeteiligung der Frau in der BRD vgl. Kurz-Scherf 1993, S. 46f.

In dieser gesellschaftspolitischen Perspektive verortet er auch die Diskussion um das bedingungslose Grundeinkommen, da mit ihm die Möglichkeit verbunden ist, möglichst allen eine freie und selbstbestimmte Lebensführung, unabhängig von Herkunft, Berufsbiographie und beruflichem Erfolg, zu garantieren. Die ungleiche Verteilung von Einkommen und Kapital stellt für ihn einen wesentlichen Kritikpunkt an der bisherigen gesellschaftlichen Ordnung dar. Gleichzeitig hinterfragt er die Doktrin der Vollbeschäftigung. Angesichts des zunehmenden Produktivitätsfortschritts durch Computerisierung und Roboterisierung (Industrie 4.0) verlange ihre Realisierung nach stetigem Wirtschaftswachstum mindestens in Höhe der Produktivitätsentwicklung oder nach einer Verkürzung der Normalarbeitszeit, da sonst wachsende Arbeitslosigkeit entsteht. Erwerbslosigkeit ergibt sich somit mit dem absehbaren technischen Fortschritt ohnehin: entweder unfreiwillige Erwerbslosigkeit in einer Gesellschaft mit allgemeinem Arbeitszwang oder aber freiwillige Erwerbslosigkeit im Falle des bedingungslosen Grundeinkommens. Er hinterfragt, ob in einer freiheitlichen Gesellschaft nicht grundsätzlich die freiwillige der unfreiwilligen Erwerbslosigkeit vorzuziehen wäre, nicht zuletzt, weil die konsequente Entfaltung der persönlichen Freiheit im sozioökonomischen Kontext nicht nur, aber wesentlich auch von verfügbarer Kaufkraft abhängig ist. Hier sieht Ulrich das unvollendete emanzipatorische Projekt in einer Gesellschaft freier und gleichberechtigter Bürgerinnen und Bürger.

Den bestehenden Zwang zu endlosem Wirtschaftswachstum als Mittel zur Aufrechterhaltung der Vollbeschäftigung hinterfragt er auch in ökologischer Hinsicht. Er hält einen vorsichtigen Kurswechsel zu einer „Postwachstumsgesellschaft“ allein schon aus ökologischen Gründen des Ressourcenverbrauchs, der Umweltbelastung und des Klimawandels über kurz oder lang für unausweichlich

Angesichts der kaum vorhersehbaren Folgen für die Volkswirtschaft spricht sich Ulrich für die Einführung eines partiellen Grundeinkommens aus, das noch nicht existenzsichernd ist, die Menschen aber bereits ein Stück weit aus den Sachzwängen des Arbeitsmarktes befreit (vgl. Ulrich 2017, S. 235ff.)

Finnland erprobt seit 2017 das Grundeinkommen in einer Feldstudie mit 2000 Probanden, sie erhalten zwei Jahre lang jeweils 560 €, 2018 soll das Teilnehmerfeld noch einmal ausgeweitet werden. Dann sollen auch flächendeckend Ergebnisse vorliegen, ob das Grundeinkommen tatsächlich Armut und Diskriminierung reduziert und den Sozialstaat entbürokratisiert. Das Vorgehen der finnischen Regierung markiert den Beginn einer neuen politischen Ära - einer experimentellen Politik - Gesetze sollen nur noch verabschiedet werden, wenn ihre Effekte zuvor getestet wurden (vgl. Mokka 2017).

Für eine Erprobung des Grundeinkommens in Deutschland spricht sich auch Schupp (2017) aus, er denkt u.a. an einen Feldversuch mit ein oder zwei Geburtskohorten einer regional abgegrenzten Einheit, angelehnt an den vom britischen Verteilungsforscher Anthony Atkinson vorgelegten „capital endowment“ in Höhe von 10-15.000 Euro für alle 18-Jährigen.

Angesichts gesellschaftlicher Ungleichheit, ungleich verteilter Lebenschancen sowie der Notwendigkeit die Ausrichtung auf Wirtschaftswachstum und Vollbeschäftigung zu hinterfragen, ist das bedingungslose Grundeinkommen ein Ansatz, über den es sich nachzudenken lohnt. Ein Patentrezept ist es aufgrund der vielschichtigen Problemlagen jedoch nicht. Vielmehr scheint ein Mix verschiedener arbeits-, einkommens-, sozial-, umwelt- und nicht zuletzt bildungspolitischer Ansätze notwendig zu sein (vgl. Ulrich 2017, S. 241).

3. MODERNISIERUNG UND INDIVIDUALISIERUNG VON ARBEIT UND LEBEN

Im Übergang von der agrarisch geprägten ständischen Gesellschaft zur bürgerlichen Industriegesellschaft konnte sich ein Normalitätsmuster etablieren, dessen Kern in der Bereitschaft der Individuen besteht ihr Arbeitsvermögen zu entäußern, um sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu sichern. Dieser Prozess beruhte auf drei Teilprozessen:

- der Expansion von existenzerhaltenden Lohnarbeitsgelegenheiten in einer neuen Organisation der Wirtschaft
- der ideologischen und herrschaftlichen Absicherung eines normativen Anspruchs an die Subjekte, sich ihren Lebensunterhalt über Lohnarbeit zu verdienen
- die über Sozialisation und Erziehung vermittelte Internalisierung dieses Modells durch die Subjekte (vgl. Galuske 1993, S. 28).

Im Zuge der Industrialisierung setzte sich in den westlichen Industriegesellschaften ein Lebenslaufmuster durch, das um das Erwerbsystem strukturiert ist und in drei Phasen (Vorbereitungsphase, Aktivitätsphase, Ruhephase) eingeteilt werden kann (vgl. Kohli 1985, S. 3). Der Übergang von einer Haushaltsökonomie zu einer Ökonomie „freier“ Arbeit ist demnach mit einer Ausdifferenzierung der Erwerbsarbeit als einem eigenständigen Bereich verbunden. Er hat zu einer Ausdifferenzierung einer Lebensphase geführt, die der Erwerbsarbeit gilt (vgl. Kohli 1994, S. 222).

Der daraus hervorgegangene „Normallebenslauf“ erhält den Status einer sozialen Institution. Als kulturelles Deutungsmuster, das mit dem Ideal lebenszeitlicher Kontinuität verbunden war, versprach er Vorhersehbarkeit im Sinne einer verlässlichen, materiell gesicherten Lebensspanne und Sequenzialität des chronologisch festgelegten Ablaufs der Lebensereignisse (vgl. Sutter 2013, S. 31). Der Übergang von einer agrarisch geprägten Gesellschaft zur Industriegesellschaft ist nicht nur mit einer veränderten Organisation der Arbeit verknüpft, mit ihm sind weitreichende gesellschaftliche Wandlungsprozesse verbunden, die im folgenden Abschnitt anhand des Modernisierungs- und Individualisierungsbegriffs erläutert werden.

3.1 Individualisierung und Moderne - zwei Kerndimensionen des gesellschaftlichen Wandels

Individualisierung und Moderne sind begrifflich eng miteinander verbunden. Während der Begriff der Moderne die industriekapitalistische Entwicklung mit einer historisch-epochalen Entwicklungsperspektive verbindet und profitwirtschaftliche Wachstumsorientierung, Differenzierung und Rationalisierung fokussiert (vgl. Böhnisch/Arnold/Schröer 1999, S. 9), bezieht sich Individualisierung auf die Idee der Individualität des Subjekts. Begrifflich können auf diese Weise die Zusammenhänge zwischen sozialen Strukturen, ökonomischen Verhältnissen, Ideenkomplexen sowie menschlichen Beziehungen erfasst werden, die in der Spannung zwischen Neuigkeit und Tradition angesiedelt sind (vgl. Winkler 2006, S. 197f.).

Individualisierung beschreibt die Herauslösung des Einzelnen aus traditionellen Sozialbeziehungen: Stand, Klasse, Familie¹⁰ oder Nation stellen keine alternativlosen Bindungen mehr dar, in denen der Einzelne sein Leben lang verharren muss, vielmehr können soziale Beziehungen gewählt, aber auch wieder abgewählt werden. Entscheidungen über die Gestaltung des Lebenslaufs sind nicht mehr durch Tradition, Bräuche oder Routinen vorbestimmt.

Beck (1986) unterscheidet drei Dimensionen der Individualisierung:

- a) die Herauslösung aus vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge (Freisetzungsdimension)
- b) den Verlust traditionaler Sicherheiten in Form von Handlungswissen, Glauben oder gesellschaftlichen Normen (Entzauberungsdimension)
- c) eine neue Art der sozialen Einbindung des Subjekts (Kontroll- und Reintegrationsdimension), vgl. Beck 1986, S. 206

¹⁰ Huinink/Wagner (1998) merken kritisch an, dass Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen nicht selbstverständlich in Verbindung gebracht werden können. Sie gehen davon aus, dass Individuen auch unter starken kulturellen Vorgaben eine große Verhaltensvielfalt und abweichende Formen der Lebensgestaltung entwickeln können. So haben individuelle Handlungsstrategien soweit sie Erfolg hatten zum gesellschaftlichen Prozess der Individualisierung beigetragen. Zudem ist der Abbau traditioneller Selbstverständlichkeiten mit dem Aufbau neuer Regelungen und Institutionen verbunden, sodass nicht unbedingt von einer geringeren Homogenität ausgegangen werden muss. Darüber hinaus kann in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilgruppen jeweils eine bestimmte Lebensform dominieren. Daraus folgt, dass den Individuen nicht das gesamte Optionenspektrum zur Verfügung steht (vgl. Huinink/Wagner 1998, S. 91f.). Zum Wandel familialer und nicht-familialer Lebensformen vgl. auch Peuckert (2007).

Das Leben selbst war aufgrund der Unvorhersehbarkeit der Lebensdauer ungewiss und der Zufälligkeit der Lebensereignisse unterworfen. Angesichts der Unsicherheit und oft auch Kurzfristigkeit des Lebens waren die Menschen darum bemüht, die Kontinuität des familialen und zugleich wirtschaftlichen Verbandes, in dessen Rahmen das Individuum stand, zu sichern. Im Zuge der als Modernisierung beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse werden die Individuen aus traditionellen Bindungen und Stabilitäten des Herkunftsmilieus gelöst. Während in der Vormoderne Stabilität vor allem durch die Familie und ihre soziale Grundlage gegeben war, verliert das familiale Herkunftsmilieu nun an Bindekraft (vgl. Kohli 1985, S. 10ff.).

Die vorindustrielle Familie war vor allem eine Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft, in der Frauen und Männer, Alte und Junge ihren eigenen Platz und Aufgabenbereich hatten. Ihre Tätigkeiten waren eng aufeinander abgestimmt und hatten den Erhalt von Hof oder Handwerksbetrieb zum Ziel. Es war eine enge Gemeinschaft, die geteilten Erfahrungen und Belastungen (Jahreszeiten, Ernte, Unwetter) ausgesetzt war und in der wenig Raum für persönliche Neigungen, Gefühle und Motive blieb. Die Familienmitglieder waren nicht nur in Zuneigung und Liebe miteinander verbunden, vielmehr gab es nicht selten Spannungen, Misstrauen, Hass und Gewalt. Die vorindustrielle Familie kann eher als eine „Notgemeinschaft“ beschrieben werden, die durch den Zwang zur Solidarität zusammengehalten wurde. Leitend war die Grunderfahrung der wechselseitigen Abhängigkeit, Ausbruchsversuche waren kaum oder nur um einen hohen Preis möglich.

Dies änderte sich mit der Industrialisierung als die Familie ihre Funktion als Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft verlor. Zunächst waren es vorwiegend Männer, die in die außerhäusliche Erwerbsarbeit einbezogen wurden. Sie mussten sich nun dem Prinzip der Leistungsgesellschaft unterziehen, in der die Einzelperson und nicht mehr die Gemeinschaft zählt. Da Frauen zunächst auf Heim, Haushalt und Kinder verwiesen waren (zumindest als Leitbild der bürgerlichen Familie), sprechen Beck/Beck-Gernsheim (1994) von einer „halben Moderne“, die im Rahmen des Geschlechterverhältnisses eine neue wechselseitige Abhängigkeit entfaltete: Die Frau wird abhängig vom Verdienst ihres Mannes, während er ihre alltägliche Arbeit und Versorgung benötigt (vgl. ebd., S. 120f).

Der Übergang zur Moderne ging mit grundlegenden Veränderungen der Lebensbedingungen einher: der Eigensinn und Schutz der Familie, die Integrationskraft der traditionellen Herkunfts- und Wertemilieus oder die innerfamiliäre Nutzung des weiblichen Arbeitsvermögens geraten in Widerspruch zu der sich mehr und mehr durchsetzenden Modernisierungslogik (vgl. Rauschenbach 1999, S. 235). Dies war mit der Aufforderung an die Menschen verbunden, sich mit den neuen gesellschaftlichen Strukturen auseinanderzusetzen. Die Zerstörung alter Mythen und Traditionen sowie die Infragestellung und Verwerfung der religiösen und irrationalen Elemente waren zum Teil schmerzlich. Sie ging mit einer Entfremdung und Versachlichung einher, welche - so argumentiert Winkler (2006) - die Möglichkeiten des Humanen einschränkte und Subjektivität zerstörte (vgl. ebd. S. 206).

So spiegelt der Begriff „sozial“, der um 1800 in den deutschen Sprachgebrauch einwanderte, die Übergangskrise von der ständisch-korporativen und stationären Gesellschaft der vormodernen Welt zur individualisierten, liberalen und mobilen Massengesellschaft der Moderne wider. Dieser Prozess wurde als Fortschritt und Emanzipation, aber auch als Verlust und Dissoziation wahrgenommen (vgl. Reyer 2002, S. 13f.). Für die Mehrheit der Bevölkerung wirkte sich die Freisetzung aus ständischen Bindungen als Proletarisierung aus. Daraus folgt, dass die Lebensbedürfnisse über den Austausch von Arbeitskraft gegen Natural- oder Geldlohn abgedeckt werden mussten. Bevölkerungsanstieg und massenhafte Verarmung zerstörten die sozio-kulturelle Infrastruktur. So entstanden bspw. moderne Familien außerhalb der Regelungsprinzipien von Brauchtum, Sitte und Recht des traditionellen „Hauses“ auf prekärem Niveau (vgl. ebd. S. 18ff.).

Parallel entwickelt sich die Idee des allgemeinen Menschentums jenseits von Herrschaft, Klasse und Geschlecht. In Konzepten der sozialen Gerechtigkeit wird der Anspruch der Menschen deutlich, sich in der Entfaltung ihrer Anlagen und Fähigkeiten als Subjekte zu erfahren. Dies kann als Kampf um Anerkennung und gegen die Reduktion des Menschen auf seine Nützlichkeit in vorgegebenen Arbeits- und Lebensstrukturen interpretiert werden (vgl. Thiersch 2006, S. 24). Soziale Gerechtigkeit als Leitmaxime eines Lebensentwurfs der Moderne wurde bis heute nicht eingelöst (vgl. Thiersch 2008, S. 110).

Ulrich Beck unterscheidet zwischen der Modernisierung der traditionellen ständischen Gesellschaft und der Modernisierung der Industriegesellschaft. Er bezeichnet diese als einfache bzw. reflexive Modernisierung (vgl. Beck 1986, S. 14), während Galuske die kontinuierliche und sich radikalisierte Weiterentwicklung der Moderne seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts unter dem Modell der Zweiten Moderne diskutiert (vgl. Galuske 2002, S. 39). Als Leitbegriff zur Kennzeichnung des gesellschaftlichen und kulturellen Gegenwartszustandes wird auch der Begriff der Postmoderne verwendet. Winkler (2006) kritisiert, dass dieser Begriff spekulativ und wenig analytisch eingeführt wurde. Dennoch weist der Begriff Beharrungsvermögen auf, da er die Spannung zwischen Moderne und Postmoderne erfasst und die Entwicklungsdynamik der Gesellschaft dokumentiert (vgl. ebd., S. 197f.). Hummrich (2009) verortet Modernisierung im Zusammenhang der „großen Erzählungen“ (Lyotard), die in ihrer vereinseitigenden Verwendung Individualisierung und Freisetzung imaginieren. Sie werden jedoch durch das faktische Vorhandensein ungleicher Handlungsbedingungen unterwandert.

Alle Begriffskonnotationen verweisen auf den Abbau von Begrenzungen und Beschränkungen, der (zumindest auf den ersten Blick) mehr Entscheidungs- und Wahlmöglichkeiten für den Einzelnen offenhält. Daneben wird mit Individualisierungs- und Modernisierungsprozessen auch eine Gefährdung des Individuums verknüpft, da schützende Lebenszusammenhänge zunehmend an Bedeutung verlieren. Mit der Individualisierungsthese (Beck 1986, Beck/Beck-Gernsheim 1994; Schroer 2000; kritisch Friedrichs 1998) ist darüber hinaus die Annahme verbunden, dass die spätmoderne Gesellschaft mehr Anforderungen an die Bewältigung des alltäglichen Lebens stellt. Im Kern beschreibt der Individualisierungsbegriff die Aufforderung an den Einzelnen, sein Leben in einer von Kontingenz und Wandel geprägten gesellschaftlichen Umwelt gestalten zu müssen; markantes Beispiel sind die gesellschaftlichen Transformationsprozesse im Jahr 1989, die zumindest für einen Teil der Bevölkerung mit einem regelrechten „Individualisierungsschock“ (Wensierski 1994, S. 21) einhergingen. Innerhalb kürzester Zeit vollzog sich ein Strukturwandel, der bis heute auch die Schattenseiten von „Modernisierung“ und Individualisierung spürbar macht.

Ökonomische, kulturelle, soziale und politische Umbrüche, der Verlust sozialer Sicherheit, unsichere Zukunftsperspektiven und Orientierungskrisen haben zu Belastungen geführt und wirken sich direkt oder indirekt auf die Lebensgestaltung der Menschen aus (vgl. Bütow/Chassé/Maurer 2006, S. 9). So wurde die Arbeits- und Sozialordnung der DDR (mit einigen befristet geltenden Übergangsregelungen) nach bundesrepublikanischem Recht umgestaltet. Dies hatte entscheidende Veränderungen im Gesundheits- und Pflegebereich, für die Alterssicherung und die Arbeitsmarktpolitik zur Folge. Die Menschen in Ostdeutschland sahen sich innerhalb kürzester Zeit vielfältigen Anpassungsproblemen gegenüber, was für nicht wenige Menschen in einer erheblichen Verunsicherung resultierte (vgl. Böllert 2006b, S. 18f.).

Die Interpretation von Individualisierung als gesellschaftliche Dynamik, die nicht zwangsläufig auf der freien Entscheidung der Individuen beruht, wird in diesem Zusammenhang besonders deutlich. Individualisierungsprozesse setzen demnach Abstimmungs- und Koordinationsleistungen voraus. Die Individuen müssen sich verändernden Umständen anpassen, organisieren und improvisieren, Ziele entwerfen, Hindernisse erkennen, Niederlagen einstecken und neue Anfänge versuchen. Dazu ist Eigeninitiative, Zähigkeit und Flexibilität erforderlich (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 14f.).

[...] Chancen wie Lasten - verlagern sich auf die Individuen, wobei diese freilich, angesichts der hohen Komplexität der gesellschaftlichen Zusammenhänge, vielfach kaum in der Lage sind, die notwendig werdenden Entscheidungen fundiert zu treffen, in Abwägung von Interesse, Moral und Folgen. (ebd., S. 15; Auslassung Y.F.)

Beck macht deutlich, dass die hohe Komplexität gesellschaftlicher Wandlungsprozesse zu Orientierungs- und Haltlosigkeit führen kann. Insbesondere dann, wenn sich die gesellschaftlichen Verhältnisse schlagartig verändern (wie z.B. 1989), kann die gefühlte Orientierungslosigkeit besonders groß sein. Der mit den ökonomischen Erneuerungsprozessen verbundene Arbeitsplatzverlust war für viele ebenfalls ein immenser Einschnitt. Da Betriebe in der ehemaligen DDR Drehscheibe der gesellschaftlichen Integration gewesen sind (vgl. Böhnisch 2006, S. 29), geht Arbeitslosigkeit in der Nach-Wende-Zeit nicht nur mit dem Verlust finanzieller Mittel einher, sondern auch mit dem Verlust sozialer Teilhabe.

Andererseits war die Wende 1989 für viele ehemalige DDR-Bürger ein großer Befreiungsschlag - nicht zuletzt, weil das Normalarbeitsverhältnis in der DDR staatlich garantiertes Recht aber auch Bürger(innen-)pflicht war (vgl. ebd.). Die Neuausrichtung der Arbeitsprozesse insgesamt, Phasen der Arbeitslosigkeit oder der beruflichen Neuausrichtung können in der Nachwendezeit demnach auch als Phase der Befreiung von unliebsamen Pflichten und aufgezwungenen Bindungen erlebt worden sein.

In einer „rückwärtsgewandten“ Sicht auf gesellschaftliche Wandlungsprozesse schimmert vor allem ihr Gefährdungspotential hindurch (vgl. Rauschenbach 1999, S. 235). Die gesamte alltägliche Lebensbewältigung und Lebensführung wird aus dieser Perspektive als eine selbst zu lösende Herausforderung interpretiert, die risikobehaftet und ungewissheitsbelastet ist. Das Leben und die Lebensmöglichkeiten jedes einzelnen werden als Wagnis und individualisiertes Projekt mit offenem Ausgang verstanden (vgl. ebd., S. 246f.). Dagegen beschreibt Ulrich Beck, dass seit den fünfziger und sechziger Jahren breite Teile der Bevölkerung durch den wirtschaftlichen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg und die Bildungsexpansion eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen (allerdings bei konstanten gesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen) erfahren haben. Mehr Lebenszeit insgesamt, weniger Erwerbsarbeitszeit und mehr finanzieller Spielraum sind die Eckpfeiler im Lebenszuschnitt der Einzelnen, in denen sich ein neues Verhältnis von Arbeit und Leben widerspiegelt (vgl. Beck 1986, S. 122ff.). Daraus folgt, dass die Menschen die Verbesserung ihres Lebensstandards im Generationenvergleich nachhaltig erleben und stückweise dazu in der Lage sind, die Zwänge ihres Herkunftsmilieus abzustreifen (vgl. Rauschenbach 1999, S. 239). Insofern stehen den Menschen nun weitaus mehr Möglichkeiten bei der Gestaltung ihres eigenen Lebens zur Verfügung - was als Risiko und Chance zugleich interpretiert werden kann. An die Stelle althergebrachter Lebensformen treten neue, pluralisierte Muster sozialer Integration, die jedoch weitaus weniger stabil und weniger institutionalisiert als die bisherigen sind. Der Fächer möglicher Alternativen ist breiter geworden, die Erfahrung der Kontingenz der Lebenswelt hat im Zuge dessen zugenommen. Verbunden ist hiermit die Notwendigkeit bzw. der Zwang zu einer subjektiven Lebensführung - sich selbst zu entscheiden ist möglich und sogar notwendig geworden.

Das Individuum ist in diesem Prozess auf sich selbst verwiesen, während eine institutionelle Entlastung durch vorgegebene traditionelle Normen und Handlungsroutrinen schwindet. Daraus folgt, dass individuelle Motive zu einer legitimen Handlungsbegründung geworden sind. Zwangsläufig ist dies verbunden mit einer Suche nach sich selbst und einer Suche nach Orientierung, die immer wieder von neuem beginnt. Kohli (1994) beschreibt die Suche nach Orientierung als neue stabile Handlungsstruktur mit instabilem Handlungsergebnis. Es ist nicht mehr die stabile Zugehörigkeit, die Kontinuität verbirgt, sondern die immer wieder neue Ausrichtung auf biographische Verläufe und Ziele (vgl. Kohli 1994, S. 231ff.). „In der individualisierten Lebensform wird man seinen Produzentenstolz vielleicht nicht mehr darüber ziehen, kontinuierlich und kompetent an der Herstellung bestimmter Güter mitgearbeitet zu haben, sondern daraus, schon eine Reihe von Umstrukturierungen und Brüchen bewältigt zu haben.“ (ebd., S. 234) Biographische Unsicherheiten, die aus einer mangelnden Vorsehbarkeit des Lebenslaufs resultieren scheinen sich pluralisiert zu haben. Selbst in gesellschaftlichen Bereichen mit stabilen Beschäftigungsverhältnissen und finanziell gesicherten Haushalten lassen sich Zukunftsängste und Sorgen nachweisen (vgl. Hardering 2011, S. 9).

Gesellschaftsanalysen der Gegenwart drücken ein hohes Maß an Unbestimmtheit und Kontingenz aus, sie bringen für die Individuen Unsicherheit und neue Anforderungen an Orientierung und Selbstvergewisserung mit sich. Damit kann die Chance verbunden sein, die Biographie in Eigenregie zu planen, hohe Reflexionsansprüche bergen jedoch auch die Gefahr einer ständigen Überlastung, da der Anspruch daran, sich mit Widersprüchen, Ambivalenzen und nicht kalkulierbaren Folgen eigener Entscheidungen auseinander setzen zu müssen, tendenziell steigt (vgl. von Felden 2014, S. 62f.). Kontingenz und Unsicherheit in Bezug auf die eigene Lebensplanung scheinen demnach in allen gesellschaftlichen Schichten verbreitet zu sein. Verbunden ist dies mit einem zunehmenden Bedürfnis nach Integration, Einordnung und Verarbeitung der lebensgeschichtlichen Erfahrungen sowie der eigenen biographischen Verortung. Andererseits halten die gesellschaftlichen Veränderungen der vergangenen Jahrzehnte eine Vielfalt möglicher Lebensoptionen bereit, die Möglichkeit also ein mehr oder weniger großes „Stück eigenes Leben“ zu verwirklichen.

3.2 Prekarität und Prekarisierung

Die beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse betreffen im Besonderen die Arbeitswelt: Das Zurückdrängen des Normalarbeitsverhältnisses¹¹ sowie die Zunahme prekärer Beschäftigungsformen scheinen Wesensmerkmale des deutschen Arbeitsmarktes geworden zu sein. Während in den fünfziger bis siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Interessenskonflikte zwischen Arbeit und Kapital in den westlichen Wohlfahrtsstaaten als weitgehend entschärft und befriedet betrachtet werden, da Kündigungsschutz, Tariflohn, bezahlter Urlaub sowie soziale Sicherungssysteme die Widerruflichkeit des Erwerbs weitgehend relativierten, wird der Zeit seit Ende der siebziger Jahre bescheinigt, dass sich die Kräfteverhältnisse zwischen Arbeit und Kapital in den westlichen Industrienationen verschoben haben. So gibt es in einem großen Umfang zwar weiterhin umfassend geschützte und regulierte Normalarbeitsverhältnisse. Diese geraten jedoch durch eine wachsende Zahl wenig abgesicherter Beschäftigungsverhältnisse unter Druck (vgl. Sutter 2013, S. 11f.).

Brinkmann/Dörre/Röbenack (2006) sprechen von einer Erosion des Normalarbeitsverhältnisses. Sie wird als Vorboten einer Gesellschaft interpretiert, in der Erwerbsarbeit ihre integrative und identitätsstiftende Funktion allmählich einbüßt. Ihrer Ansicht nach greifen Kategorien wie Individualisierung und Biographisierung in diesem Kontext zu kurz, da sie die Unsicherheit, die von unsteten Beschäftigungsverhältnissen ausgeht, nicht angemessen reflektieren. So kann z.B. aus einer feministischen Perspektive das Ausgrenzungspotential des von Männern dominierten Normalarbeitsverhältnisses und die damit verbundene Abwertung anderer Tätigkeitsformen hervorgehoben oder die Vision eines flexiblen Phasenmodells entwickelt werden, in dem Erwerbsarbeit mit Lebensabschnitten der Weiterbildung oder der Familienarbeit verschränkt ist.

¹¹ Das Normalarbeitsverhältnis wird als unbefristetes, existenzsicherndes Vollzeit-Arbeitsverhältnis beschrieben (vgl. Brinkmann/Dörre/Röbenack 2006, S. 5). Als prekär gelten Beschäftigungsverhältnisse, bei denen die Beschäftigten deutlich unter ein Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken, das in der Gegenwartsgesellschaft als Standard definiert und mehrheitlich anerkannt wird. Prekär ist ein Beschäftigungsverhältnis auch dann, wenn es mit Sinnverlusten, Anerkennungsdefiziten und Planungsunsicherheit verbunden ist, sodass gesellschaftliche Standards deutlich zu Ungunsten der Beschäftigten nach unten korrigiert werden (vgl. ebd., S. 17).

Entwürfe, die auf Teilhabe und Autonomiegewinn durch eine positive Flexibilisierung von Erwerbsarbeit setzen, haben ihrer Ansicht nach jedoch den schwerwiegenden Mangel, dass in ihnen das Desintegrationspotential einer primär marktgetriebenen Flexibilisierung unterschätzt wird. Gleichzeitig kehrt mit der fortschreitenden Wiederherstellung des Warencharakters der Arbeitskraft ein überwunden geglaubtes Maß an sozialer Unsicherheit in die Mitte der Gesellschaft zurück. Wissenschaftliche Diagnosen, die den Umbruch in der Arbeitsgesellschaft als Individualisierung und Pluralisierung bzw. als Übergang zu diskontinuierlichen Lebens- und Berufsverläufen interpretieren, haben ihnen zufolge implizit ein relativ stabiles sozialstaatliches Institutionengefüge vorausgesetzt. Werden jedoch in einer gesellschaftlichen Umbruchsituation sozialstaatliche Rahmen erschüttert oder transformiert, wird soziale Unsicherheit für größere Bevölkerungsgruppen existentiell (vgl. ebd., S. 9f.). Zusammengefasst werden die Flexibilisierungsprozesse am Arbeitsmarkt sowie die Reduktion und Privatisierung der öffentlichen Daseinsvorsorge unter dem Begriff der „Prekarisierung“ bzw. „Prekarität“¹² (vgl. u.a. Marchart 2010; 2013a/b/c/d; Pelizzari 2009; Sutter 2013). Marchart beschreibt die gegenwärtigen Gesellschaften des „nordatlantischen Westens“ (Marchart 2010, S. 415) als Prekarisierungsgesellschaften, da sie ihre Arbeits- und Sozialsysteme soweit transformiert haben, dass sie sich von den Sicherungsgesellschaften der Nachkriegszeit in Prekarisierungsgesellschaften gewandelt haben. Er stützt sich in seiner Argumentation auf einen Vortrag Pierre Bourdieus, den dieser 1997 auf einem Kongress (*Rencontres européennes contre la précarité*) in Grenoble gehalten und von einer „Allgegenwart“ der Prekarität gesprochen hat.

¹² In der sozialwissenschaftlichen Rezeption wird zwischen den Begriffen Prekarität und Prekarisierung nicht immer sauber unterschieden (vgl. z.B. Kraemer 2009). Brinkmann/Dörre/Röbenack (2006) definieren Prekarität als eine relationale Kategorie, deren Aussagekraft von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards abhängt: In Anlehnung an das Zonenmodell von Castel kann dort von einer Zone der Herausbildung von Prekarität gesprochen werden, wo unsichere Arbeit zum Dauerzustand wird und die Verrichtung von Tätigkeiten dieser Art eine soziale Lage für gesellschaftliche Gruppen entstehen lässt. Mit dem Begriff Prekarisierung bezeichnen sie einen sozialen Prozess, über den die Erosion von Normalitätsstandards auf die Integrierten (mit geschützten Arbeitsverhältnissen) zurückwirkt (vgl. ebd., S. 17).

Subjektive Unsicherheit als Produkt eines objektiven Unsicherheitsregimes¹³ ziehe, so Bourdieus These, auch jene Arbeitnehmer in Mitleidenschaft, deren Arbeitsverhältnisse noch nicht prekariert sind, da die Angst vor sozialem Abstieg ständig in ihren Köpfen sei. Demnach handele es sich bei Prekarität nicht um ein begrenztes, sondern um ein alle soziale Beziehungen umfassendes Problem (vgl. Bourdieu 1998, S. 96f.). Marchart bietet darüber hinaus Theorieansätze an, die sein Verständnis von Prekarisierung als eine umfassende Organisations- und Regulationsform der Gesellschaft nahelegen: Anhand der in den siebziger Jahren von französischen Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern entwickelten Regulationstheorie (vgl. für die deutschsprachige Rezeption u.a. Demirovic 1992), die von der Annahme ausgeht, dass zur Akkumulation von Kapital vermittelnde Interventionen sozialer und institutioneller Regulationsformen notwendig sind, zeichnet er nach, dass die Regulation des Fordismus¹⁴, die ein Kompromissgleichgewicht zwischen Regierung, Gewerkschaft und Management institutionell etabliert hatte und damit zur weitgehenden Pazifizierung sozialer Kämpfe beitrug, Mitte der 70er Jahre ihr Ende fand. Seither befinde sich der Fordismus im Übergang zum Postfordismus, dessen typische Regulationsform die Prekarisierung bzw. Deregulation sei. Insbesondere für die deutsche Rezeption der Regulationstheorie konstatiert Marchart in Anlehnung an Hirsch/Roth (1986), dass ein Regime wie das des Fordismus oder des Postfordismus die gesamte Lebensweise der Akteure durchdringe (vgl. Marchart 2010, S. 420f.).

Aus der Perspektive Foucaults und seinem Begriff der Gouvernamentalität, der Regieren („gouverner“) und Denkweise („mentalité“) miteinander verbindet und die Wechselwirkung zwischen Herrschaftstechniken und Selbsttechniken analysiert und beschreibt, leitet Marchart ab, dass Prekarität nicht nur ein ökonomisches Faktum darstelle, sondern eine von den einzelnen Subjekten gelebte gouvernementale Technologie.

¹³ Bourdieu (1998, S. 99f.) spricht von einem breitgefächerten Prekarisierungsstrom. Er vermutet dass Prekarisierung das Produkt politischen Willens ist, in der zur Aufrechterhaltung der Unterordnungsverhältnisse der Arbeitnehmenden ein Zustand der Unsicherheit errichtet werde.

¹⁴ Der Fordismus war von der Dominanz der USA geprägt, die für die Staaten der westlichen Welt als wirtschaftliches und politisches Vorbild dienten. Er bezieht sich auf die Produktion in den Automobilwerken Henry Fords. Durch die Einführung tayloristischer Arbeitsprinzipien sollte die Produktivitätseffizienz erhöht werden, sie war durch starre Produktionsorganisation, Synchronisierung, vorgegebene Leistungs- und Zeitformen und strenge Hierarchie gekennzeichnet. Die Fortschritte in der fordistischen Produktion führten zu andauernden Steigerungen der Lohnneinkommen und zu einer gesellschaftlichen Verbreitung des Wohlstandes (vgl. Sutter 2013, S. 26f.).

Charakteristisch sei ein Angstdispositiv, das sich immer stärker in den individuellen Psychen, aber auch in den sozialen Verhältnissen in Form von Flexibilisierung oder Privatisierung niederschlägt (vgl. Marchart 2010, S. 421; Foucault 2000; 2004). Marchart schreibt dem Prekaritätsbegriff in Anlehnung an Bruno Latour (vgl. Latour 2014, S. 316ff.) den Status eines Panoramas, also einer 360-Grad-Darstellung des sozialen Raumes, zu und stellt ihn neben den von Beck geprägten Begriff der Risikogesellschaft oder der Wissensgesellschaft (vgl. Marchart 2013c, S. 8).

Wenngleich Brinkmann/Dörre/Röbenack bereits 2006 dem Begriff eine „steile Karriere“ (ebd., S. 6) prognostiziert haben und auf seine zunehmende Rezeption auch im deutschsprachigen Raum verweisen, heben sie seine wissenschaftlich-analytische Dimension hervor (vgl. ebd. S. 8), sie lassen sich außerdem von der Annahme leiten, dass auch die subjektiven Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigung in die Analyse einbezogen werden müssen, denn nicht jede Teilzeit- oder befristete Beschäftigung wird von den Betroffenen als „prekär“ wahrgenommen (vgl. ebd. S. 17).

Daneben weisen sie auf die Schwierigkeit hin, dass die Konturen der Prekaritäts-Kategorie in einer weiten Fassung verwischen und der Begriff unscharf für unstete Beschäftigungsverhältnisse, Unzufriedenheit mit der Arbeitstätigkeit bis hin zu Armut und sozialer Isolation verwendet wird. Ein solch weiter Prekaritätsbegriff büße an analytischer Kraft ein, weil er ebenso wie der Ausgrenzungsbegriff dazu tendiere, sehr unterschiedliche Problemlagen zu subsumieren. Im Gegensatz zu Marchart schlagen sie einen engen Begriff von Prekarität vor, der am Beschäftigungsverhältnis ansetzt, jedoch prekäre Lebenslagen jenseits der Erwerbsarbeit mit berücksichtigt (vgl. ebd., S. 18). Dennoch bleibt der Begriff eine relationale Kategorie, deren Aussagekraft von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards abhängig bleibt (vgl. ebd., S. 17). Ebenso wie die Vorstellung einer Normalbiographie - als standardisierte Sequenz von Lebensereignissen und Phasen - geht das „Normalarbeitsverhältnis“ mit Vorstellungen eines gelungenen Lebens einher. Es dient nach wie vor als längerfristige Orientierung für die Lebensgestaltung, die mit von außen an das Individuum herangetragenen Verhaltenserwartungen, aber auch verinnerlichten Normen und Konventionen verbunden sind (vgl. Diewald 2010, S. 25f.).

Tatsächlich ist die Leitfigur des Normalarbeitsverhältnisses bis heute eher Fiktion als gesellschaftliche Realität (vgl. Mückenberger 2010, S. 404), so wird Prekarität vornehmlich in Abgrenzung zum fordistischen Normalarbeitsverhältnis begriffen, welches in den westlichen kapitalistischen Ländern - anders als in der ehemaligen DDR - überwiegend der männlichen Erwerbsbevölkerung vorbehalten war. Dagegen gab es jedoch auch immer Bereiche der Arbeitswelt, in denen stabile, unbefristete und existenzsichernde Beschäftigungsverhältnisse nicht der Normalfall gewesen sind (vgl. Marquardsen 2015, S. 148f.).

Trotzdem werden Abweichungen vom Normalarbeitsverhältnis, wie die Debatte um Prekarität zeigt, überwiegend negativ konnotiert. So werden diejenigen, die in unsteten Arbeitsverhältnissen beschäftigt sind als „die Prekari“ bezeichnet, vom Erwerbssystem Ausgeschlossene mit Bezeichnungen wie „die Überflüssigen“ oder „die Überzähligen“ (vgl. Castel/Dörre 2009; Bude/Willisch 2008) betitelt. Wenngleich die Wortwahl der Intention geschuldet ist, neue gesellschaftliche Spaltungslinien aufzuzeigen, erscheint diese Perspektive undifferenziert und abwertend (vgl. Sondermann/Ludwig-Mayerhofer/Behrend 2009, S. 157).

Ausgelöst durch die von der Friedrich-Ebert-Stiftung veröffentlichte Studie „Gesellschaft im Reformprozess“ (2006) dominierte auch in den Massenmedien eine Vorstellung von Prekarität, die sich um die Sozialfigur des „abgehängten Prekariats“ drehte. Gemäß der von Infratest Sozialforschung Berlin durchgeführten Studie weise diese Gruppe den höchsten Anteil Arbeitsloser auf, sie sei ostdeutsch und männlich dominiert und umfasse acht Prozent der Bevölkerung.¹⁵ Die auf die Vorpublikation der Studie folgende öffentliche Diskussion führte zu einem massenmedialen Diskurs über „Prekariat“ und „prekäre Lebenslagen“ und eröffnete ein semantisches Feld, in dem Phänomene, wie das der neuen Armut, die mit dem Greifen der Hartz-IV-Reformen sichtbar wurden, diskutiert wurden (vgl. Marchart 2013a, S. 15f.).

Wenngleich in der vorliegenden Arbeit aufgrund der Verwendung des Bewältigungsbegriffs eine Perspektive eingenommen wird, die davon ausgeht, dass Langzeitarbeitslosigkeit mit Belastungen und einer eingeschränkten Lebensqualität einhergeht, soll auf negative Zuschreibungen, die ihren Ursprung in einer normativen Ausrichtung am Normalarbeitsverhältnis haben, verzichtet werden.

¹⁵ www.fes.de/aktuell/documents/061017_Gesellschaft_im_Reformprozess_komplett.pdf

Eine soziale „Platzierung“ aufbauend auf dem beschriebenen Diskurs zum Prekaritäts- bzw. Prekariatsbegriff wird nicht angestrebt. Stattdessen soll eine sozialpädagogisch orientierte Bewältigungsperspektive eingenommen werden, die der Frage nachgeht, wie Betroffene sich mit ihrer Situation auseinandersetzen. Bevor jedoch auf den Bewältigungsbegriff und seine Begriffsbestimmung näher eingegangen wird, soll der Blick auf die Rahmenbedingungen gerichtet werden, mit denen sich Menschen, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind, auseinandersetzen müssen. In diesem Zusammenhang sind insbesondere die Veränderungen in der Sozialgesetzgebung, schwerpunktmäßig die sogenannten Hartz-Reformen, von Bedeutung. Sie wird im ersten Teil des folgenden Kapitels in ihren Grundzügen dargestellt, im zweiten Teil wurden empirische Befunde zusammengetragen, der Schwerpunkt bei der Auswahl wurde hier auf die Perspektive der Adressaten gelegt.

4. GRUNDSICHERUNG FÜR ARBEITSSUCHENDE: ZWISCHEN AKTIVIERUNGSLOGIK, MITWIRKUNGSBEREITSCHAFT UND EIGENVERANTWORTUNG

In Europa hat sich seit Beginn der 1990er Jahre eine „Politik des Dritten Weges“¹⁶ zur Reform des Wohlfahrtsstaates herausgebildet. In Staat und Gesellschaft wurden und werden auf verschiedenen Ebenen Markt- und Wettbewerbselemente eingebaut, um die Effizienz der staatlichen Sicherungssysteme zu steigern. Der damit verbundene Umbau des Sozialstaates wird unterschiedlich begründet. Hierbei können zwei Argumentationslinien unterschieden werden.

Zum einen wird davon ausgegangen, dass in Zeiten der Europäisierung und Globalisierung der Sozialstaat zwar weiterhin zur Sicherung des gesellschaftlichen Zusammenhalts gebraucht wird; aus Wettbewerbsgründen mit anderen Wirtschaftsstandorten der Welt sind jedoch Leistungstiefe und Finanzierung neu zu organisieren (vgl. Dahme/Wohlfahrt 2005, S. 9f.). Daraus wird die Forderung abgeleitet, Leistungen des Sozialstaats kostengünstiger und effizienter und damit wieder bezahlbar zu machen.¹⁷ Verbunden sind hiermit steigende Ansprüche an die Leistungsfähigkeit und den gemeinwohlbezogenen Beitrag der gesellschaftlichen Akteure und Einrichtungen (vgl. Trube/Wohlfahrt 2001, S. 27).

Die Hervorhebung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Bürger ist Element eines zweiten Argumentationszusammenhangs. Ausgangspunkt ist hier jedoch, dass der Wohlfahrtsstaat nach keynsianischem Vorbild zu wenig Anreize für die Entfaltung der Potentiale der Bürger bereithalte. Dies wird auf die vergleichsweise hohe finanzielle Absicherung beispielsweise bei Arbeitslosigkeit zurückgeführt, da sie sich negativ auf die Bereitschaft zur Arbeitsaufnahme auswirke.

¹⁶ Die Politik des Dritten Weges ist jenseits des liberalen „schlanken“ Minimalstaates und des fordistischen „bevormundenden“ Wohlfahrtsstaates angesiedelt (vgl. Kocyba 2004, S. 20). Sie soll ein neues Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft herbeiführen sowie Rechte und Pflichten neu bestimmen. Ein zentrales Motto ist: „*Keine Rechte ohne Verpflichtungen*“ (Giddens 1999, S. 81; Hervorhebung im Original). Rechte werden also nicht mehr als unbedingte Ansprüche (z.B. bei der Arbeitslosenunterstützung) behandelt. Die Politik des dritten Weges setzt sich jedoch auch mit anderen Problemfeldern auseinander, so zum Beispiel mit der fortschreitenden Globalisierung, dem wissenschaftlichen und technologischen Wandel und dem Verhältnis zur Natur (vgl. ebd., S. 80ff.).

¹⁷ Die Frage, ob der Sozialstaat tatsächlich unbezahlbar geworden ist oder ob die Finanzierungsprobleme auf die Überfrachtung des Sozialversicherungssystems mit versicherungsfremden Leistungen/die Ausweitung von Jobs auf 450 Euro Basis/die zu geringen Unternehmenssteuern oder ausbleibende Lohnerhöhungen zurückzuführen ist (vgl. hierzu Boxberger/Klimenta 1998), kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden.

Arbeitslosigkeit wird in diesem Zusammenhang als Folge unzureichender persönlicher Motivation und Flexibilität der Betroffenen¹⁸ interpretiert (vgl. ebd., S. 29ff.). Daraus wird abgeleitet, dass Arbeitslose mobilisiert werden müssen, um ihre Arbeitslosigkeit zu überwinden. Der Anspruch auf Leistungen des Sozialstaats wird erst durch die nachgewiesene Mitwirkungsbereitschaft erworben (vgl. Kessl/Otto 2009, S. 13). Diese Neuausrichtung des Sozialstaats wird mit dem Paradigma vom fürsorgenden zum aktivierenden Sozialstaat umschrieben.¹⁹

Zu hinterfragen ist in diesem Zusammenhang der Anspruch an jeden erwerbsfähigen Bürger, seinen Beitrag zum Gemeinwohl in Form bezahlter Arbeit leisten zu müssen. Diese Sichtweise blendet nicht nur alternative Lebensentwürfe aus, sondern beinhaltet auch die Annahme, dass all diejenigen, die ihre Leistungen nach den SGB I bzw. SGB II erhalten, auch zur Erwerbsarbeit in der Lage sind. Dies ist nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen ja zum Teil schwierigen Lebenslagen der Betroffenen jedoch ungewiss - nicht zuletzt, weil auf dem Ersten Arbeitsmarkt von hohen Anforderungen an die Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit der Person ausgegangen werden muss.

4.1 Grundsicherung und SGB II: Die Reform in ihren Grundzügen

Die soziale Sicherung bei Arbeitslosigkeit ist als zweistufiges System organisiert: erstens durch das Arbeitslosengeld I im Rahmen der Arbeitslosenversicherung (SGB III) und zweitens durch das Arbeitslosengeld II, der Grundsicherung für Arbeitssuchende (SGB II). Das Arbeitslosengeld I ist eine Lohnersatzleistung der beitragsfinanzierten Sozialversicherung mit dem Ziel den Lebensstandard vor der Arbeitslosigkeit vorübergehen zu sichern. Im Gegensatz dazu ist das Arbeitslosengeld II (häufig als Hartz IV bezeichnet) eine fürsorgerechtliche, steuerfinanzierte Leistung, die in seiner sozialpolitischen Zielsetzung auf die Vermeidung von Armut beschränkt ist.

¹⁸ Vor allem in den USA hat sich der „Underclass“-Begriff zu einem Schlüsselbegriff entwickelt (vgl. Otto/Ziegler 2004, S. 121). Dieser wird entgegen seiner ursprünglich kritischen - auf strukturelle Benachteiligung zielenden - Bedeutung diskriminierend verwendet. „Underclass“ legt in dieser Version den Armen ihre Lebensumstände selbst zur Last (vgl. Kronauer 1997, S. 32).

¹⁹ Einer der Ausgangspunkte für die Neuausrichtung des Sozialstaats war ein Sondergipfel im März 2000. Hier wurde die sogenannte Lissabon-Strategie verabschiedet. Die EU sollte bis 2010 zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten Wirtschaftsraum werden. Die Ziele finden sich auch in der AGENDA 2010 der Bundesregierung Schröder. Kernpunkte waren u.a. die Flexibilisierung der Arbeitsmärkte oder die Schaffung von Beschäftigungsanreizen durch die Sozialsysteme.

Auf Arbeitslosengeld I besteht Anspruch, wenn Beschäftigungslose sich persönlich bei der Arbeitsagentur melden, vorübergehend nicht in einem Beschäftigungsverhältnis stehen, eine versicherungspflichtige Beschäftigung von mindestens 15 Wochenstunden suchen, der Arbeitsvermittlung zur Verfügung stehen und bereit sind jede zumutbare Arbeit anzunehmen. Der Anspruch auf Arbeitslosengeld I ist zudem von der Erfüllung einer Wartezeit (Anwartschaft) abhängig. In einer Rahmenfrist von zwei Jahren müssen mindestens zwölf Monate versicherungspflichtige Beschäftigung nachgewiesen werden. Höhe und Dauer des Leistungsbezugs sind entsprechend des versicherungstypischen Äquivalenzprinzips von der Dauer der Beitragszahlung und der Höhe des letzten Nettoeinkommens abhängig. Die Bezugsdauer ist für die meisten Arbeitslosen auf zwölf Monate begrenzt. Bei Arbeitslosen über 50 Jahren verlängert sich die Bezugsdauer altersgestaffelt auf bis zu 24 Monate. Die Leistungshöhe wird anhand des vorherigen Nettoeinkommens ermittelt, der allgemeine Leistungssatz beträgt 60 Prozent, da jedoch Mehrarbeitszuschläge und Sonderzahlungen wie Weihnachtsgeld und Urlaubsgeld nicht in die Leistungsberechnung eingehen (obwohl sie der Beitragspflicht unterliegen), entspricht die tatsächliche Höhe ungefähr 50 Prozent. Arbeitslose mit unterhaltspflichtigen Kindern erhalten einen erhöhten Leistungssatz von 67 Prozent. Arbeitslosengeld II kann demgegenüber jede(r) Bürger(in) beziehen, der/die im Sinne des Gesetzes erwerbsfähig und hilfebedürftig ist. „Erwerbsfähig ist, wer nicht wegen Krankheit oder Behinderung auf absehbare Zeit außerstande ist, unter den üblichen Bedingungen des allgemeinen Arbeitsmarktes mindestens drei Stunden täglich erwerbstätig zu sein.“ (Paragraph 8, Absatz 1 SGB II). Als hilfebedürftig gilt, wer seinen Bedarf und den Bedarf seiner Angehörigen nicht aus eigenen Mitteln (Einkommen und Vermögen) und Kräften decken kann und auch von dritter Seite keine Hilfe erhält. Leistungen werden also erst gewährt, wenn andere Möglichkeiten zur Sicherung des notwendigen Lebensunterhalts erschöpft sind. Beim Arbeitslosengeld II wird somit zunächst der Anspruch geprüft und die Höhe der Leistung ermittelt. Bei der Bedarfsprüfung wird anhand der gesetzlichen Regelsätze der Gesamtbedarf eines Haushalts berechnet, dieser wird um die anrechenbaren Einkommen und Vermögen aller Haushaltsmitglieder gemindert. Solange dieser Bedarf vorliegt, besteht Anspruch auf Arbeitslosengeld II, der Leistungsbezug ist prinzipiell unbegrenzt.

Beim Arbeitslosengeld II ist der Empfängerkreis nicht auf registrierte Arbeitslose beschränkt, eingeschlossen sind auch Erwerbstätige (Arbeitnehmer/innen und Selbständige) sowie Personen, die zwar erwerbsfähig, aber nur eingeschränkt verfügbar sind, oder denen eine Erwerbstätigkeit (z.B. aufgrund von Kinderbetreuung) nicht zugemutet werden kann. Die Grundsicherung für Arbeitssuchende ist also nicht auf Arbeitssuchende beschränkt, sondern umfasst alle Erwerbsfähigen sowie ihre Angehörigen, soweit sie bedürftig sind.

Die Arbeitslosenversicherung sichert demnach denjenigen Arbeitslosen annähernd den Lebensstandard, deren Arbeitslosigkeit relativ kurz ist, die zuvor langjährig und relativ gut verdient haben. Alle anderen Arbeitslosen und Arbeitssuchenden und ihre Familien sind auf das sozioökonomische Existenzminimum des Arbeitslosengelds II verwiesen. Dieses Konzept der sozialen Sicherung bei Arbeitslosigkeit wurde 2003 durch die sogenannten Hartz-Reformen eingeführt. Kern ist die Zusammenführung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe zur Grundsicherung für Arbeitssuchende, hiermit wurde der (begrenzte) Lohnersatzcharakter der Arbeitslosenhilfe ersatzlos aufgegeben. Für Arbeitnehmer/innen hat dies zur Folge, dass bei längerer Arbeitslosigkeit der Absturz auf das Existenzminimum droht. Bereits nach 12 Monaten erfolgloser Arbeitssuche müssen Betroffene unabhängig von der Dauer der vorherigen Beschäftigung und Beitragszahlung damit rechnen, ihren Lebenszuschuss aufzugeben sowie Bedürftigkeitsprüfungen, strengen Zumutbarkeitskriterien sowie Sanktionen ausgesetzt zu sein (vgl. Bäcker/Neubauer 2012, S. 627f.). Der noch rudimentär vorhandene Qualifikationsschutz wurde im Zuge der Reform ebenfalls aufgehoben. Für Langzeitarbeitslose bedeutet dies, dass die bisherige berufliche Qualifikation und Position unerheblich ist, ungünstigere Arbeitsbedingungen sowie untertarifliche Bezahlung sind zu akzeptieren. Für Ledige ist jeder Arbeitsplatz innerhalb Deutschlands zumutbar (vgl. Klein/Reutter 2010, S. 347f.). Dementsprechend kontrovers wurden die „Hartz-Reformen“ in der Folge diskutiert. Zentrale Aspekte des Diskurses werden im Folgenden in ihrer paradigmatischen Begründung und arbeitsmarktpolitischen Ausgestaltung dargestellt:

Der Gesetzgeber formuliert im SGB II zwei miteinander verbundene Leitlinien: zum einen das Primat der Erwerbsarbeit zur Sicherung des Lebensunterhalts, zum anderen die Hervorhebung der Eigenverantwortung.

Sie soll ggf. durch Maßnahmen zur Aktivierung der Hilfebedürftigen erreicht werden (vgl. Koch/Kupka/Steinke 2009, S. 15f.). Was sich hinter dem Begriff der Aktivierung verbirgt und wie genau sich die Interaktion zwischen den Adressaten und Fachkräften der Arbeitsmarktpolitik gestaltet, war in der Forschung bislang eine „black box“ (Baethge-Kinsky/Bartelheimer/Henke 2007, S. 70). Klar ist jedoch, dass es sich hierbei um einen Prozess handelt, der Betreuungs- und Beratungsaktivitäten sowie fördernde und fordernde Handlungen beinhaltet (vgl. Koch/Kupka/Steinke 2009, S. 17).

In der öffentlichen Diskussion wird der fordernde Teil des Maßnahmespektrums hervorgehoben. Die im SGB II geforderte Eigenverantwortung bedeutet in diesem Zusammenhang, eine stärkere Verpflichtung der Hilfebedürftigen, aktiv zu werden, um die Bedürftigkeit zu verringern oder zu beenden und dieses Engagement auch entsprechend zu belegen. Kommt der Hilfebedürftige diesen Verpflichtungen nicht nach, können korrigierende Maßnahmen eingesetzt werden (ermahnende Gespräche, Zuweisung in Maßnahmen oder Sanktionen im Bereich der passiven Leistungen). Diese Definition von Aktivierung hat der Gesetzgeber dominant im Gesetz verankert. Auch die Rhetorik während der Diskussion des SGB II vor seiner Verabschiedung hat dem Diskurs, der das Fordern in den Vordergrund stellt, eine gewisse Dominanz verliehen (vgl. ebd. S. 81). Folglich wurde die Absicht der Arbeitsmarktreform in Deutschland besonders kritisch wahrgenommen (vgl. Fromm/Sproß 2008, S. 3). Daneben gibt es einen breiteren Aktivierungsbegriff, der stärker die Balance zwischen Fördern und Fordern betont. Dieses Konzept ist im SGB II dadurch verankert, dass erwerbsfähigen Hilfebedürftigen grundsätzlich fast das gesamte Förderinstrumentarium des SGB II zur Verfügung steht. Daraus ergeben sich gegenseitige Verpflichtungen. Die Hilfebedürftigen erhalten nicht nur die materielle Absicherung, sondern sie haben Anspruch auf Beratungs- und Vermittlungsdienstleistungen oder auf Maßnahmen, die ihre Qualifikation verbessern. Die Eingliederungsvereinbarung²⁰ als Vertrag mit gegenseitigen Verpflichtungen kann als Ausdruck dieses erweiterten Verständnisses von Aktivierung interpretiert werden (vgl. Koch/Kupka/Steinke 2009, S. 81f.).

²⁰ Mit jedem Leistungsempfänger wird eine Eingliederungsvereinbarung (§ 15 SGB II) abgeschlossen, darin werden die Bemühungen der erwerbsfähigen Leistungsberechtigten dokumentiert, sie ist sechs Monate gültig. Es wird auch auf die Schadensersatzpflicht hingewiesen, wenn ein Leistungsberechtigter z.B. eine Maßnahme nicht zu Ende führt (vgl. Enggruber 2010, S. 27).

Dennoch ergeben sich Spannungen zwischen Hilfe und Kontrolle sowie Fremd- und Selbstbestimmung. Diese werden kontrovers diskutiert: Lutz (2008) betont, dass es dem Menschenbild der Moderne entspricht, wenn dem gestaltungsfähigen Subjekt mehr Eigenverantwortung und ökonomisches Handeln zugemutet bzw. abverlangt wird. Ähnlich argumentiert Walther (2003). Er geht davon aus, dass es unter bestimmten Umständen angemessen sein kann, für eine von der (Steuer)Gemeinschaft finanzierte finanzielle Hilfe auch eine Gegenleistung zu erbringen. Allerdings setzt dies gleichberechtigte Aushandlungsprozesse über jeweilige Rechte und Pflichten voraus. Entsprechend sind bestimmte Wahlmöglichkeiten notwendig, mit denen sich die Betroffenen identifizieren und intrinsische Motivation aufbauen können (vgl. Walther 2003, S. 292). Es ist also von großer Bedeutung, die Betroffenen an für sie wichtigen Entscheidungen zu beteiligen. Inwieweit dies geschieht hängt nicht zuletzt von den persönlichen Ansprechpartnern in den Arbeitsagenturen ab. Sie gestalten die Beziehung zu ihren Kunden, gleichzeitig müssen sie sich jedoch an den gesetzlichen Vorgaben orientieren. Es ist davon auszugehen, dass sie diese unterschiedlich umsetzen und von ihren Ermessensspielräumen Gebrauch machen. Zu erwarten ist, dass sich dies in vielfältigen Erfahrungen der Betroffenen niederschlägt.

Betrachtet man die Beziehung zwischen dem Leistungsberechtigten und dem Sozialleistungsträger, so wie sie der Gesetzgeber vorsieht, ist von einem asymmetrischen Verhältnis auszugehen. So können für Menschen, die nicht kooperationswillig oder -fähig sind, die Rechte und Pflichten, die in Zusammenhang mit der Eingliederung stehen, durch Verwaltungsakt, d.h. einseitig, festgelegt werden (vgl. Enggruber 2005, S. 69). Der persönliche Ansprechpartner in der Arbeitsagentur hat damit die Aufgabe zu entscheiden, ob der Leistungsempfänger nicht willig oder eben nicht in der Lage ist, seine Verpflichtung gegenüber der Arbeitsagentur zu erfüllen. Dies zu erkennen ist insbesondere bei Betroffenen mit problematischen Biographien äußerst schwierig, da belastende oder gar traumatisierende Erfahrungen, die die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit erschweren oder gar verhindern, entweder gar nicht zur Sprache kommen oder von den Betroffenen nicht dargestellt werden können (vgl. Rosenthal [u.a.] 2006). So ist grundsätzlich anzunehmen, dass die Ressourcen zur Bewältigung der Lebenssituation insgesamt ungleich verteilt sind.

Ein Vorgehen, bei dem Hemmnisse und Schwierigkeiten in der Alltagsbewältigung übergangen und als mangelnde Mitwirkungsbereitschaft interpretiert werden, greift somit zu kurz.

4.2 Aktivierung als Prinzip der Armuts- und Sozialpolitik

Aktivierungselemente finden sich bereits in der Armengesetzgebung des 17. Jahrhunderts in Deutschland und England (vgl. Frerich/Frey 1996; Sachße/Tennstedt 1998). Bei aller Unterschiedlichkeit haben diese Regelungen gemeinsam, dass Arbeitslose und Arme zu öffentlichen Arbeiten herangezogen werden können. Die faktische Nutzung dieser Option unterliegt jedoch erheblichen Schwankungen, die seit der industriellen Revolution sowohl konjunkturell als auch politisch bedingt sind. In der Demobilmachung nach 1918, der Weltwirtschaftskrise von 1929 oder in den 1980er Jahren wird sie exzessiv genutzt. Dagegen gibt es auch immer wieder Phasen, in denen davon kaum Gebrauch gemacht wird.²¹ Die Zentralisierung und öffentliche Kontrolle der Arbeitsvermittlung seit 1921, die sogenannten „Notstandsarbeiten“ und die „produktive Erwerbslosenfürsorge“ waren in der heutigen Ausdrucksweise aktivierende, stark genutzte Komponenten der Sozialpolitik der 1920er Jahre (vgl. Promberger 2009, S. 609). Auch in den 1990er Jahren ist die schnelle Beendigung des Sozialleistungsbezugs durch die Wiederaufnahme einer existenzsichernden Beschäftigung Leitthema der Arbeitsmarktpolitik. Gründe hierfür sind unter anderem die fiskalischen Lasten der Wiedervereinigung und der nicht bewältigten Strukturkrise des Arbeitsmarktes sowie die durch die deutsche Wiedervereinigung aufgehobene Systemkonkurrenz mit dem realen Sozialismus der DDR, der nach Ansicht von Zeithistorikern einen beträchtlichen Anteil an der Expansion des bundesdeutschen Wohlfahrtsstaates hatte. Die vormals durch Versorgung und Befähigung zu einem eigenständigen und selbstbestimmten Leben dominierte Programmatik weicht dem Ansatz einer möglichst effektiven Arbeitsmarktintegration (vgl. ebd. S. 607).

²¹ Nicht alle Arbeitspflichten sind mit Zwangsarbeit oder gefängnisähnlichen Armenhäusern gleichzusetzen. Allerdings sind zahlreiche Institutionen nicht sehr respektvoll mit ihren Klienten umgegangen (vgl. Promberger 2009, S. 609).

Groß angelegte Programme der „Hilfe zur Arbeit“ hat es auch im System der Sozialhilfe gegeben. Sie waren zunächst als Heranführung an reguläre Erwerbsarbeit gedacht, entwickelten sich jedoch zunehmend zu Ersatzarbeitsmärkten, deren Nutzen umstritten war. Die neuen Maßnahmen und Instrumente des SGB II folgen also einem bereits ausgetretenen Pfad. Ein Bruch und radikaler Wandel lässt sich nicht erkennen. Vielmehr ist das Bild von einem langsamen Wandel auf bereits bestehenden Wegen geprägt (vgl. ebd. S. 609).

Basis des Aktivierungskonzepts ist die im Kontext des deutschen Wohlfahrtsstaats tief verwurzelte Idee der Hilfe zur Selbsthilfe. Sie ist ein ureigenes pädagogisches und therapeutisches Prinzip, welches auf der Annahme beruht, dass Lern- und Bildungsprozesse nur von den Lernenden selbst vollzogen werden können. Lehrer, Erzieher oder Sozialpädagogen sind letztlich nur Anregende, die Impulse von außen setzen können. Das Gleiche gilt für die persönlichen Ansprechpartner in den Arbeitsagenturen. Sie können und müssen (auch mit der Androhung von Sanktionen) versuchen, den Klienten zur Aufnahme einer Maßnahme oder Erwerbstätigkeit zu bewegen. Aber letztlich müssen die Betroffenen diese Angebote annehmen und sich darin bewähren. Ziel ist es, die Betroffenen hierzu zu befähigen. Grundlegend ist dabei nicht nur der Ausbau ihrer Qualifikation, sondern auch die Bearbeitung flankierender (finanzieller, familiärer, psychischer...) Probleme sowie die Stärkung ihres Selbstvertrauens und ihrer Eigenständigkeit.

4.3 Befunde zur Wahrnehmung und Akzeptanz des SGB II durch die Adressaten

Zu hinterfragen ist, wie die Betroffenen selbst die Leistungen der Agentur für Arbeit einschätzen und ob sie das Empfinden haben, dass deren Mitarbeiter bei der Bewältigung ihrer Problemlagen nützlich sind. Ob eine Institution bzw. deren Mitarbeiter als hilfreich und unterstützend oder eher als kontrollierend und repressiv wahrgenommen wird, hat Einfluss auf ihre Inanspruchnahme. Auch der Hilfeprozess bei Arbeitslosen ist von diesen Erwartungen geprägt. Daraus lässt sich zunächst die Frage ableiten, welche Hoffnungen oder Befürchtungen die Betroffenen mit der Einführung des SGB II verbunden haben. In der IAB-Befragung „Lebenssituation und soziale Sicherung“ wurde der Wechsel vom alten System aus Arbeitslosen- und Sozialhilfe in das System des Arbeitslosengeldes II zeitnah untersucht.

Gegenstand der Untersuchung war unter anderem die soziale Lage nach der Reform sowie die institutionelle Einbindung der Arbeitslosengeld II-Bezieher (Beratung, Aktivierung, Maßnahmeteilnahme). Die Stichprobe basiert auf Prozessdaten der Bundesagentur für Arbeit. Zwischen Dezember 2004 und Januar 2005 wurden 20.832 Personeninterviews geführt (vgl. Achatz/Wenzig 2008, S. 2440).

a) Zur Akzeptanz der Reform aus Sicht der Betroffenen

Um die Akzeptanz der Reform zu messen wurden den Befragten im Rahmen der Interviews zehn Aussagen vorgelegt, die mögliche Auswirkungen der Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe beschreiben. Zu jeder Aussage sollten die Befragten angeben, ob sie voll und ganz, eher, eher nicht oder überhaupt nicht zutrifft. Die zehn Aussagen spiegeln die Grunddimensionen Integrationszuversicht und Empfinden einer Statusabwertung wider (vgl. ebd. S. 2441). Aus der Studie geht hervor, dass nur 21 Prozent der Befragten kurz nach der Reform von verbesserten Integrationschancen ausgehen. Die überwiegende Mehrheit (79%) sieht keine oder kaum positive Auswirkungen der Reform auf ihre Lebenssituation. 29 Prozent der Befragten gehen davon aus, dass sich ihre Lebenssituation insgesamt verbessern wird, während 72 Prozent keine bzw. nur geringe positive Veränderungen ihrer Lebenssituation erwarten. 38 Prozent der Befragten nehmen eine Abwertung ihres Status durch die Zusammenlegung von Sozial- und Arbeitslosenhilfe wahr. Fast ein Drittel der Befragten geht davon aus, dass das Ansehen der Familie dadurch beschädigt ist. 35 Prozent fühlen sich ungerecht behandelt, 47 Prozent haben Angst zu verarmen.

Es wird deutlich, dass bei einem großen Teil der Befragten negative Erwartungen überwiegen. Die Einführung des SGB II war augenscheinlich mit Skepsis und Unbehagen verbunden, wobei das Empfinden der Statusabwertung infolge der Reform stärker als die Integrationszuversicht ausgeprägt ist (vgl. ebd., S. 2442f.). Achatz/Wenzig differenzieren die Aussagen darüber hinaus nach soziodemographischen Angaben wie z.B. dem Alter. Befragte, die mehrere Erwerbsphasen durchlebt haben, empfinden ihre Statusabwertung besonders stark und glauben kaum an eine Verbesserung ihrer Lebensumstände. Da vermutlich der frühere Lebensstandard als Vergleichsmaßstab dient, wird der Verlust der Arbeit und der materiellen Ressourcen besonders deutlich empfunden (vgl. ebd. S. 2445).

Hinzu kommt, dass die berufsbiographische Leistung oder die berufliche Qualifikation im SGB II nicht anerkannt werden, da grundsätzlich jede Arbeit anzunehmen ist und die Leistungen aus der Grundsicherung nicht am vorherigen Einkommen orientiert sind (vgl. Promberger 2010, S. 15). Folglich fühlen sich besonders ältere Arbeitslose benachteiligt.

b) Zur Interaktion zwischen Leistungsempfängern und Fachkräften

Über die Akzeptanz des SGB II bei den Betroffenen entscheidet auch die Qualität der Beziehung, die sie zu ihren Ansprechpartnern in den Arbeitsagenturen oder Grundsicherungsträgern haben. Was also geschieht zwischen den Adressaten und den Fachkräften der Arbeitsagenturen? Wie funktioniert die Integration von Beratung, Vermittlung und materieller Absicherung in einer Leistung? Was geschieht, wenn Leistungsberechtigte ihren Vermittler oder Fallmanager treffen? Welche Rolle spielt das Prinzip der Aktivierung, wenn Ziele am Arbeitsmarkt und in der Lebensführung erreicht werden sollen? In dieser Perspektive bilden die gesetzlichen Vorgaben, die Organisationsstrukturen der Arbeitsagenturen oder Grundsicherungsträger nur einen institutionell vorgegebenen Rahmen. Erst die Beobachtung des eigentlichen Leistungsprozesses gibt Antworten darauf, inwieweit gesetzliche Vorgaben und organisatorische Bedingungen die Beziehung zwischen den Beteiligten prägen.

In einer vom Soziologischen Forschungsinstitut (SOFI) der Universität Göttingen durchgeführten Auftragsstudie des IAB (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung) wurde die konkrete Interaktion zwischen Fachkräften und Arbeitssuchenden umfassend beobachtet. Ausgangspunkt der Studie ist der Dienstleistungsbegriff und die Frage, was das besondere Profil der Dienstleistung im Rahmen des SGB II ausmacht. Die Forscher untersuchten von Januar bis Juni 2006 die Bearbeitung von 20 Fällen bei drei Grundsicherungsträgern mit Hilfe qualitativer Verfahren. Ziel war es die Fallbearbeitung möglichst vollständig zu beobachten (vgl. Baethge-Kinsky/Bartelheimer/Henke 2007, S. 70f.).

Beim *Standort X* handelt es sich um eine westdeutsche Großstadt mit zentralen Funktionen für einen größeren Wirtschaftsraum. Die Stadt liegt in einem Agenturbezirk mit durchschnittlicher Arbeitslosigkeit. Der *Standort Y* ist eine kreisangehörige Kleinstadt in einem ländlich geprägten Raum.

Sie liegt in einem ostdeutschen Agenturbezirk mit schlechtesten Arbeitsmarktbedingungen (sehr ländliches Gebiet mit extrem schlechter Arbeitsmarktlage und starkem Rückgang der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung). Die Stadt Y ist Sitz einer Außenstelle der ARGE. Die Beobachtung blieb auf diese Außenstelle beschränkt. *Standort Z* gehört als kreisangehörige Sonderstatusstadt zu einem westdeutschen Agenturbezirk mit überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit und mäßiger Arbeitsmarktdynamik (vgl. Baethge-Kinsky [u.a.] 2007, S. 22).

Das Beobachtungsprogramm sah den Versuch vor, den gesamten Leistungsprozess in den Blick zu nehmen, also möglichst alle Gesprächstermine der Adressaten bei ihren persönlichen Ansprechpartnern zu beobachten und aufzuzeichnen sowie nach jeder Vorsprache mit beiden Beteiligten ein Nachgespräch zu führen. Ergaben sich Verabredungen wie eine Vermittlung in die Schuldnerberatung oder eine Maßnahmezuzuweisung, wurden diese Gesprächstermine (nach Zustimmung der Beteiligten) ebenfalls begleitet. Zum Methodenrepertoire gehörten teilstandardisierte Interviews mit den Adressaten (nach Möglichkeit der gesamten Bedarfsgemeinschaft) und Fachkräften, Hospitationen in den Organisationseinheiten sowie Interviews mit Leitungskräften und Experten. Der Bericht gibt Aufschluss über Probleme in der Fallbearbeitung, von denen das Profil der Dienstleistung bei den SGB-II-Trägern abhängig ist (vgl. Baethge-Kinsky/Bartelheimer/Henke 2007, S. 71f.). Sie werden im Folgenden dargestellt:

- *Zeitliche Verfügbarkeit der Fachkräfte*

Hinsichtlich der Kontaktdichte, d.h. der Dauer der Vorsprachen und der Abstände zwischen ihnen, kommen die Forscher zu folgendem Ergebnis: In zwei Dritteln der Fälle fanden im Beobachtungszeitraum im Durchschnitt drei bis vier Vorsprachen statt. Der Zeitraum zwischen den Vorsprachen war unterschiedlich lang (ein bis 71 Tage). Das kürzeste beobachtete Gespräch dauerte sechs, das längste 74 Minuten. Diese Unterschiede werden vorrangig auf organisatorische Gegebenheiten und weniger auf die Betreuungsrelation (Fallzahlen je Fachkraft) zurückgeführt. Der Träger X war bemüht, Gespräche in regelmäßigen Abständen (ca. alle sechs Wochen) sicherzustellen. Hier nahmen Erstgespräche mit Eingliederungsvereinbarung ca. eine Stunde in Anspruch, Folgegespräche im Durchschnitt 36 Minuten. Beim Träger Z kam es in der Regel auch alle sechs Wochen zu einer Vorsprache.

Die einzelnen Gespräche dauerten durchschnittlich 42 bzw. 43 Minuten. Hier waren die Folgegespräche zeitaufwendiger als die Erstgespräche, da eine Eingliederungsvereinbarung frühestens im Zweitgespräch abgeschlossen wurde. In Y fand pro Fall nur etwa alle zehn Wochen ein persönliches Gespräch statt, das durchschnittlich 17 Minuten dauerte. Dies führen die Forscher darauf zurück, dass bei diesem Träger ein größerer Teil der individualisierten Fallarbeit in Maßnahmen stattfand, während in der ARGE vor allem Bewerbungen nachzuweisen waren. Insgesamt kam in sechs von 20 Fällen wenigstens ein Termin auf Initiative der Adressaten zustande. Zahlreiche Fachkräfte legen Wert darauf, solche spontanen Vorsprachen zu ermöglichen. Allerdings scheint die beobachtete Kontaktdichte bei den Trägern X und Z die Grenze des Machbaren zu markieren (vgl. ebd., S. 72f.).

Was sich im Leben der Adressaten an Unvorhergesehenem und Ungeplantem ereignet, muss in einem begrenzt flexiblen Zeitrahmen eingepasst und im Durchschnitt in einer Vorsprache alle sechs bis zehn Wochen besprochen und bearbeitet werden. Zweifellos steht den „persönlichen Ansprechpartnern“ damit mehr Zeit zur Verfügung als den Fachkräften in den Arbeitsagenturen, aber für eine umfassende Betreuung in prekären Lebenslagen reicht dies nicht. (ebd. S. 73)

Demnach ist der Widerspruch zwischen hohen Fallzahlen und dem individuellen Bearbeitungsauftrag als eine Herausforderung in der Fallarbeit anzusehen. Ein Ausweg wird darin gesehen, sich auf einen Teil des Fallbestands zu konzentrieren. Dies geschieht unabhängig von den formalisierten Verfahren der „Kundensegmentierung“, in Form eines sogenannten „Nachsegmentierens“. Fachkräfte in der ARGE X versuchten dies zu vermeiden, in Z galt es als akzeptabel und unvermeidlich Fälle liegen zu lassen. Der Anteil solcher sogenannter „Drei-Monats-Kunden“ wurde auf ein Drittel geschätzt. Bei der ARGE Y wurde die gesamte Fallbearbeitung als eine Verkettung von Routinen interpretiert. So mussten die beobachteten jungen Erwachsenen monatlich vorsprechen, um Bewerbungen nachzuweisen. Alle drei Monate wurden sie in einer Gruppenveranstaltung einer Maßnahme zugewiesen (vgl. ebd.).

- *Zum Umgang mit der Eingliederungsvereinbarung*

In neun der 20 Fälle wurde der Abschluss einer neuen Eingliederungsvereinbarung beobachtet. Dieses Verfahrenselement wurde eingeführt, um die Leistungen individuell am Einzelfall auszurichten. In Y wurde jedoch eine standardisierte Handhabung dieses Instruments beobachtet. Als Verwaltungsroutine war sie bereits vor dem Gespräch vorbereitet und binnen weniger Minuten unterschrieben.

In X und Z dagegen wurden die Vereinbarungen in den persönlichen Gesprächen gründlich erarbeitet. Die Erfassung von Daten, die z.B. für den Abschluss einer Eingliederungsvereinbarung benötigt werden, erfolgte in den ARGEN X und Y im neuen IT-Verfahren VerBIS. In Y geschah dies eher formalisiert und verwaltungsgemäß, in X in gründlicher Erörterung mit dem Adressaten. Darüber hinaus benutzten zahlreiche Fachkräfte eigene Abfrageroutinen unabhängig von den IT-Verfahren. Allerdings waren innerhalb der Gespräche große Zeitspannen durch computergestützte Eingaben zu beobachten. In X ergaben sich stumme „EDV-Pausen“ von bis zu einem Drittel der Gesprächszeit (vgl. ebd.).

- *Der Aktivierungsauftrag als hierarchische Beziehung*

Aufgrund der Analyse des Gesprächsmaterials kommen die Forscher zu dem Schluss, dass Gegenstand und Ziel der neuen Dienstleistung vor allem durch eine spezifische Rollenverteilung geprägt sind. So begründen die weitreichenden Kompetenzen und Ermessensspielräume der Fachkräfte eine hierarchische Beziehung, welche dem Alltagsverständnis von förderlichen Bedingungen für eine Beratung entgegensteht. Besonders deutlich wird dieses Problem beim Abschluss der Eingliederungsvereinbarung. Bei dieser Rechtskonstruktion handelt es sich um einen asymmetrischen Vertrag, welcher von den Adressaten abgeschlossen werden muss. Sie tragen bei Nichterfüllung auch das Sanktionsrisiko. Hier wird die Gesprächshierarchie also besonders deutlich. Zwar versuchen die Fachkräfte diese Asymmetrie beispielsweise durch ihre Wortwahl zu entschärfen, die Rechtsbehelfsbelehrung sowie die Vertragsinhalte belegen jedoch, dass Beidseitigkeit eine Fiktion ist. Dies ist bereits daran erkennbar, dass die Verpflichtungen der Fachkräfte eher abstrakt formuliert sind, während die Verpflichtungen der Adressaten dagegen detailliert benannt werden. Die Adressaten scheinen diese Rollenzuweisung immer dann zu akzeptierten, wenn sie von der Arbeitsmarktkompetenz der Fachkraft überzeugt sind. Dies ist auch dann der Fall, wenn die Fachkräfte in der Fallbearbeitung Wert darauflegen, die Adressaten bei der Erreichung selbst gesetzter Ziele zu unterstützen. Die Fachkräfte vertraten überwiegend die Auffassung, dass Mitspracherechte der Adressaten und die kooperative Vereinbarung von Zielen deren Umsetzung begünstigen. Daraus ergab sich, dass auf den Einsatz von Druckmitteln möglichst lange verzichtet wurde. Sanktionsinstrumente wurden zwar erwähnt, aber selten angewandt.

Nur in zwei Fällen wurden Sanktionen beobachtet, die dann allerdings für beide jungen Erwachsenen den Wegfall der Leistungen für drei Monate bedeuteten. Unter Druck gerät die Beziehung dann, wenn die Adressaten die Arbeitsmarktkompetenz der Fachkräfte anzweifeln. So verlangten die Fachkräfte in 13 der 20 Fälle die Erstellung bzw. Überarbeitung von Bewerbungsunterlagen und wiesen in neun Fällen Bewerbungstrainings zu. Meist waren die Adressaten jedoch nicht vom Nutzen überzeugt, sodass in fünf Fällen solche Maßnahmen nicht angetreten, abgebrochen oder beendet wurden, ohne dass Bewerbungsunterlagen erstellt waren (vgl. ebd. S. 73f.).

- *Zur Aushandlung der zu bearbeitenden Themen*

In den Fällen, in denen schwierige Lebensumstände der Adressaten einer Orientierung auf dem ersten Arbeitsmarkt entgegenstanden oder diese nach langer Arbeitslosigkeit resigniert hatten, zeigte sich eine weitere Konfliktkonstellation. Dies ist darauf zurückzuführen, dass nach §16 SGBII auch zu arbeitsmarktfremden Problemen Leistungen erbracht werden können, sofern diese für die Arbeitsmarktintegration erforderlich sind. Sie sind somit Teil der Aktivierung. Welche Themen zur Sprache kommen, hängt von den Adressaten und den Fachkräften ab. Beide Seiten haben Gründe, bestimmte Themen zu vermeiden. Die Adressaten verteidigen ihre Entscheidungsspielräume darüber, welche Themen in die Fallbearbeitung einfließen und welche nicht. So fanden sich in der Untersuchung immer wieder Fälle, in denen private Angelegenheiten von den Adressaten nicht verhandelt werden wollten. Als Ausweg konnte beobachtet werden, dass Fachkräfte Probleme ausdrücklich außerhalb des Aktivierungsprozesses stellten, um sie überhaupt behandeln zu können. Sie fließen also nicht in die Eingliederungsvereinbarung ein, wodurch die Hilfeangebote einen freiwilligen Charakter erhalten (vgl. ebd. S.74). Zur Erfüllung ihrer Aufgaben benötigen die Fachkräfte folglich den persönlichen Beratungs-, Vermittlungs- oder Betreuungsauftrag der Adressaten. Dieser muss in der Grundsicherung - anders als bei freiwilligen Dienstleistungsangeboten oder bei Adressaten mit Wunsch- und Wahlrechten - in einem asymmetrischen Setting ausgehandelt werden. Wenn Adressaten ihre sozialen Probleme in die Fallbearbeitung einbringen, tun sie dies unter der Gefahr, Sanktionen ausgesetzt zu sein.

Das SGB II stellt Fachkräfte und Adressaten also vor ein Dilemma: es verlangt eine moderne Dienstleistung unter Bedingungen einseitiger, existenzieller Abhängigkeit (vgl. Baethge [u.a.] 2007, S. 43).

- *Zur Arbeitsteilung zwischen „aktivierenden Fachkräften“ und Leistungssachbearbeitung*

In der Bearbeitung von Problemen der Adressaten ergibt sich noch eine weitere Schwierigkeit, die aus der strikten Arbeitsteilung zwischen persönlichem Ansprechpartner, Leistungssachbearbeiter, Außendienst und benachbarten Dritten resultiert. Zwar sieht das SGB II einen persönlichen Ansprechpartner vor, der die Aufgaben entsprechend eines integrierten Systems von Beratung, Betreuung und materieller Absicherung delegieren kann. In der Praxis erweisen sich die Leistungsprozesse jedoch als fragmentiert und segmentiert. Da sich die beobachteten Grundsicherungsträger in den Standorten X, Y und Z (wie ihre große Mehrzahl) dazu entschieden hatten, die Gewährung „aktivierender“ Eingliederungsleistungen und „passiver“ Geldleistungen getrennten Geschäftsbereichen zuzuordnen, wird „Aktivierung“ als spezialisierte Leistung in Arbeitsteilung zu anderen Leistungen gezählt. In Geldleistungsfragen verweisen die „aktivierenden“ Fachkräfte folglich an die entsprechenden Sachbearbeiter. Diese sind jedoch aufgrund der Arbeitsbelastung für die Adressaten nicht nur schwer zu erreichen, vielmehr gehört eine ganzheitliche Beratung nach ihrem Selbstverständnis in die Hände der Fallmanager oder der Fachkräfte für die Vermittlung. So hat sich während der Beobachtung in einigen Fällen gezeigt, dass sich keiner der beiden Bereiche für die Beratung zu Geldleistungen zuständig fühlt (vgl. Baethge-Kinsky/Bartelheimer/Henke 2007, S. 75).

Obwohl in der Pilotstudie die Bearbeitung von nur 20 Fällen begleitet und untersucht wurde, lassen sich aufgrund der methodischen Vorgehensweise und der umfassenden Datenauswertung erste Erkenntnisse ableiten, wie sich die konkreten Interaktionen zwischen Fachkräften und Arbeitssuchenden gestalten. Zunächst ist hervorzuheben, dass die im Gesetz dominant formulierte Forderung nach Aktivierung und Eigenverantwortlichkeit in der Praxis kaum umgesetzt wird. Vielmehr versuchen die Fachkräfte gemeinsam mit den Arbeitssuchenden Ziele zu erarbeiten und sie bei dessen Umsetzung zu unterstützen.

Die hierarchische Beziehung zwischen beiden zeigt sich jedoch beim Abschluss der Eingliederungsvereinbarung, wobei die Fachkräfte versuchen die Asymmetrie durch ihre Wortwahl abzumildern. Um schwierige Themen überhaupt bearbeiten zu können, werden sie zum Teil außerhalb des Aktivierungsprozesses gestellt und damit gar nicht Teil der Eingliederungsvereinbarung. Hier zeigt sich, dass der im Gesetz verankerte Anspruch auf Beratung und Vermittlung in einer hierarchischen Beziehung nur schwer umzusetzen ist. Problematisch ist außerdem, dass sich zumindest in ARGE Y Verwaltungsroutinen entwickelt haben, die einer individuellen Fallbearbeitung entgegenstehen.

In den ARGEN X und Z erschweren die hohen Fallzahlen und der deshalb nur begrenzt flexible Zeitrahmen der Fachkräfte die Fallbearbeitung. Plötzlich eintretende Probleme können also mitunter nur mit zeitlichem Abstand besprochen werden. Daraus könnten sich insbesondere bei Arbeitssuchenden in schwierigen Lebenssituationen Folgeprobleme entwickeln deren Bearbeitung dann noch umfangreicher und zeitaufwendiger ist. Ein weiteres Hindernis ist die Arbeitsteilung zwischen persönlichem Ansprechpartner und Leistungssachbearbeitung. So sind die Leistungssachbearbeiter aufgrund ihrer Arbeitsbelastung für die Betroffenen nur schwer zu erreichen bzw. ist die Zuständigkeit in finanziellen Fragen zum Teil nicht klar formuliert. Dies widerspricht nicht nur dem Anspruch an eine umfassende Problembearbeitung, vielmehr wird der Erfolg des Aktivierungsprozesses insgesamt in Frage gestellt, denn es ist anzunehmen, dass die Bearbeitung finanzieller Schwierigkeiten eine grundlegende Voraussetzung dafür darstellt, überhaupt Kraft und Ausdauer dafür zu entwickeln, die übrigen Probleme anzugehen bzw. sich auf dem Arbeitsmarkt zu orientieren. Hier scheinen Arbeitssuchende in besonders schwierigen oder prekären Lebenssituationen benachteiligt zu sein.

c) Zur Akzeptanz und Deutung der Aktivierungsmaßnahmen durch die Betroffenen

Die Interaktion zwischen Fachkräften und Arbeitssuchenden stellt nur eine Komponente der Fallbearbeitung dar. Relevant sind darüber hinaus die arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen in die Arbeitssuchende vermittelt werden. Hier kommt es nicht nur auf die inhaltliche Ausrichtung der Maßnahme an. Ihr Erfolg ist vielmehr auch davon abhängig, wie sie von den Betroffenen gedeutet wird (vgl. Wenzel 2008a, S. 57).

Je nach biographischer Vorerfahrung und aktueller Lebenspraxis der Betroffenen stehen die Deutungen der Betroffenen mitunter im Widerspruch zum intendierten Sinn, was zum Teil unerwünschte und kontraproduktive Effekte hat (vgl. Hirsland/Lobato 2010, S. 15). Damit rücken die Aneignung und Bewertung der Situation durch die Betroffenen für das Gelingen oder Misslingen der Aktivierung in den Mittelpunkt. Diese Sichtweise ist folgenreich, da sie komplexer ist als die Feststellung eines Aktivierungsbedarfs und die Einleitung entsprechender Maßnahmen (vgl. Koch/Kupka/Steinke 2009, S. 109). Der Frage nach der Deutung arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen durch die Adressaten sind folgende Fragen untergeordnet:

Welche Bedeutung haben die gegenwärtige Lebenssituation, der Leistungsbezug und die zur Rede stehenden Förderangebote im Rahmen der biographischen Selbstdeutung? Werden Eingliederungsmaßnahmen als Chancengeneratoren, als Substitute von Erwerbsarbeit oder als Elemente eines wohlfahrtsstaatlichen Disziplinarsystems gesehen? Wer oder was hat die Option einer Maßnahmenteilnahme überhaupt herbeigeführt, und wie fügt sie sich in die biographischen Pläne und Orientierungen ein? (Wenzel 2008a, S. 66)

Diesen Fragen geht Wenzel in seiner Untersuchung nach. Er stützt sich auf 106 biographisch-narrative Interviews, die im Rahmen der ersten Erhebungswelle des IAB-Projekts „Armutsdynamik und Arbeitsmarkt“ zwischen Februar und Juli 2007²² erhoben wurden. Wenzel arbeitet verschiedene Deutungsmuster der Wahrnehmung und Aneignung arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen des SGB II heraus.

Der erste Typus ist durch den Zerfall tragender Identitätselemente und einen *Autonomieverlust* gekennzeichnet. Als Beispiel dient der Fall eines ostdeutschen Bauarbeiters, der zu Beginn seiner Arbeitslosigkeit versucht, seine Situation zusammen mit drei ehemaligen Kollegen (seiner „Truppe“) zu bewältigen. In dieser Konstellation scheint es ihm noch zu gelingen einen selbstgewählten Weg zu gehen.

²² Die qualitative Panelstudie „Armutsdynamik und Arbeitsmarkt“ ist Teil der am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung angesiedelten Wirkungsforschung zur Grundsicherung für Arbeitssuchende nach §55 SGB II. Sie ist auf insgesamt vier Erhebungswellen angelegt und untersucht die subjektive Perspektive von erwerbsfähigen Hilfebedürftigen und ihre Erfahrungen mit dem Hilfebezug (insbesondere die Praxis der Hilfgewährung nach dem Prinzip des „Förderns und Forderns“). Das Projekt umfasst insgesamt vier Erhebungswellen (2007-2011). Das Sample wurde in Anlehnung an die Strategie des „theoretical sampling“ aufgebaut und zielt auf eine weite Fallvariation. Die Erstbefragung orientiert sich am biographisch-narrativen Interview, die Wiederholungsbefragungen am problemzentrierten Interview nach Witzel (1982). Ausgewertet wurden die Interviews zunächst, indem sequenzanalytisch interpretierte Schlüsselfälle aus dem Material abgeleitet wurden. Anhand der daraus abgeleiteten Schlüsselkategorien wurde der Datenkorpus im Anschluss inhaltsanalytisch erschlossen (vgl. Hirsland/Lobato 2010, S. 5ff.).

Die Gemeinschaft ermöglicht es, aktiv zu agieren und den staatlichen Instanzen als gleichberechtigter Partner gegenüber zu treten. So beantragen sie eine Maßnahme im Trockenbau, die auch bewilligt wird. Da die Maßnahme zur Berufsbiographie des Befragten passt, ist sie eine wichtige Ressource zur autonomen Lebensgestaltung. Im weiteren Verlauf kann ein Kollege bei einem Verwandten beruflich einsteigen, ein anderer stirbt, sodass die „Truppe“ zerfällt. Der Befragte ist nun auf sich selbst verwiesen. Er findet sich mit seiner Situation ab und geht nicht mehr aktiv gegen die Arbeitslosigkeit vor. Zum Zeitpunkt der Befragung arbeitet er in einem Ein-Euro-Job. Dieser liefert Gesprächsstoff bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit seiner Frau und strukturiert den Tag. Er wird jedoch nicht als „Sprungbrett“ zur Selbstermächtigung genutzt, was der Intention des SGB II widerspricht. Vielmehr wird eine resignative Perspektive eingenommen. Teilhabechancen, insbesondere am Arbeitsmarkt, werden abgeschrieben. Das Gelingen privater Lebensvollzüge tritt in den Vordergrund. Die Maßnahme wird jedoch als entlastend empfunden, da sie eine „echte Erwerbsarbeit“, wenn auch unvollständig, ersetzt. Diesem Typus benachbart ist der Typ der *internen Ausgrenzung* (wie Wenzel formuliert einer hohldrehenden, nur scheinbaren Form der wohlfahrtsstaatlichen Inklusion). Betreuungs- und Eingliederungsleistungen werden als fremdgesetzt empfunden. Ihr Zwangscharakter und die vermutete Nutzlosigkeit treten stärker hervor. Es erfolgt ein innerer Rückzug gegenüber den Zielsetzungen der Maßnahmen. Den Befragten gelingt es nicht, die Maßnahmen in das eigene Alltagsleben zu integrieren. Bei beiden Typen wird das Leistungs- und Maßnahmespektrum vornehmlich als Form der politisch-wohlfahrtsstaatlichen Inklusion reflektiert (als Ressource für das Alltagsleben oder als Zwangszusammenhang einer nur scheinbaren Teilhabe). Es handelt sich also um *politische* Deutungsmuster. Von diesen lassen sich weitere Deutungsmuster abgrenzen. Der erste Typus eines *ökonomischen* Deutungsmusters steht im Zusammenhang mit dem *Workfare-Konzept*²³. Diese Befragten gehen davon aus, dass sie sich ihre Sozialleistung durch ihre Tätigkeit in einem Ein-Euro-Job „verdienen“. Hiermit verwandt ist die *Grundeinkommen-Deutung*.

²³ Nach diesem ist eine Leistung des Staates durch die Transferzahlung bereits erfolgt, sodass eine reziproke Leistung des Transferempfängers erwartet werden kann (vgl. Koch/Kupka/Steinke 2009, S. 81).

Der Unterschied besteht darin, dass der Bezug von Grundsicherungsleistungen als Fakt hingenommen wird, eine ökonomische Austauschbeziehung wird hier erst in darauf aufbauenden Einkünften gesehen. Der ökonomisch orientierte Typus der *Marktoptimierung* kommt den Vorstellungen des Gesetzgebers näher. Bei diesen Befragten ist die Teilnahme an einer Maßnahme mit der Hoffnung verbunden, Kontakte zu potentiellen Arbeitgebern zu knüpfen und dadurch wieder Fuß auf dem Arbeitsmarkt zu fassen. Diese Hoffnungen werden jedoch nicht selten enttäuscht. Ein vierter ökonomisch orientierter Deutungstyp interpretiert die Beziehung im Sinne der *Gabenökonomie*. Die Leistung des Wohlfahrtsstaates wird zu einer Gabe stilisiert, die unverlangt und plötzlich über das Subjekt hereinbricht und in ihren Wirkungen unüberschaubar ist. Sie ist mit der Hoffnung verbunden, der Berufsbiographie eine entscheidende Wende zu geben. Es treten diffuse Lebenshilfeerwartungen hervor, wobei die Last kontingenter berufsbiographischer Entscheidungen an die Träger delegiert wird. Ihnen wird durch die Betroffenen zugeschrieben, ein besseres „Biographiemanagement“ betreiben zu können.

Maßnahmen des SGB II werden auch im Hinblick auf den Erwerb von Qualifikationen und Zertifikaten gedeutet. Hier steht die Frage im Vordergrund, ob die mit der Maßnahme verbundenen Entwicklungs- und Lernchancen in die Bildungsbiographie integriert werden können (*Biographieadäquanz*). Dies trifft besonders auf Befragte mit einer stark entwickelten beruflichen Identität zu. Maßnahmen, die gegenüber dem eigenen Kompetenzprofil als unangemessen betrachtet werden, finden nur geringe Akzeptanz.

Die letzte Gruppe ist durch *moralische bzw. moralisierende* Deutungsmuster gekennzeichnet. Diese Hilfeempfänger deuten Maßnahmeangebote im Hinblick auf Anerkennung bzw. Missachtung ihrer Person. Ein erster Typus bringt *Furcht vor sozialer Entgrenzung* zum Ausdruck. Die Teilnahme an Maßnahmen oder auch die Einbindung in den Betreuungskontext des SGB II wird als drohender Verlust von Statusoptionen thematisiert. Im Zentrum steht die Furcht mit als unterklassig empfundenen Personen in Berührung zu kommen. Der zweite Typus in der Gruppe der moralisierenden Deutungen ist der des *Missbrauchsvorwurfs*. So empfinden Grundsicherungsempfänger die Kosten für Honorare als überzogen oder sie klagen an, dass Arbeitgeber Lohndrückerei praktizieren, indem sie ihre Löhne auf Zumutbarkeits- und Zuverdienstregelungen abstimmen (vgl. Wenzel 2008a, S. 66ff.).

Wenzel arbeitet in seiner Untersuchung verschiedene Deutungen der Maßnahmen des SGB II durch die Grundsicherungsempfänger heraus. Er untersucht die Deutungen dahingehend, ob sie den Intentionen des SGB II entsprechen oder nicht. Es geht also letztlich darum inwieweit die intendierten Wirkungen bei den Betroffenen auch zu erwarten sind. Kern des SGB II ist die Aufforderung an die Hilfeempfänger, ihr Leben eigenverantwortlich und ohne finanzielle Unterstützung zu gestalten. Folglich werden arbeitsmarktpolitische Maßnahmen als „Sprungbrett“ angesehen, um im Anschluss auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Wie das Beispiel des ostdeutschen Bauarbeiters zeigt, fungieren Arbeitsgelegenheiten jedoch häufig als Substitute für eine Erwerbsarbeit, ohne dass ein Übergang in Arbeit erfolgt.

Allerdings wirken insbesondere Arbeitsgelegenheiten²⁴ stabilisierend und strukturgebend. Ein geregelter Tagesablauf, der sich an den Rhythmen der Erwerbsarbeit orientiert; die Erweiterung des persönlichen Beziehungsnetzes und eine sinnvolle Tätigkeit werden als positiv empfunden. Betroffene schreiben Arbeitsgelegenheiten also deutliche Stabilisierungs- und Integrationseffekte zu. Damit leisten sie einen Beitrag zur Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit, was für die Betroffenen von hoher Bedeutung ist (vgl. Promberger 2008, S. 14). Hier scheinen sich also gerade in den Dimensionen Erfolge einzustellen, die im Zielsystem des SGB II nicht explizit genannt sind.

Im Gegensatz hierzu können sich arbeitsmarktpolitische Maßnahmen auch destabilisierend auswirken. Dies ist z.B. dann der Fall, wenn Betroffene mit Personengruppen in Berührung kommen, zu denen sie sich nicht zugehörig fühlen. Der drohende Statusverlust kann sich negativ auf das Selbstwertgefühl auswirken. Dieser Effekt kann durch nicht angemessene oder als sinnlos empfundene Bildungsangebote oder Arbeitsmöglichkeiten innerhalb der Maßnahme noch verstärkt werden. Besondere Bedeutung für die Akzeptanz von Maßnahmen hat auch das Passungsverhältnis zur eigenen Biographie. Maßnahmeneinhalte werden nur dann als nützlich erlebt, wenn der Adressat sie sinnvoll in seine Berufsbiographie einordnen kann und bestenfalls daraus auch eine Perspektive für die eigene Zukunft entwickeln kann.

²⁴ Formen geförderter Arbeit sind im weiteren Sinne Kurzarbeit, verschiedene Lohnkostenzuschüsse, Kombilöhne, Eingliederungszuschüsse und der Beschäftigungszuschuss. Im engeren Sinne zählen hierzu Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) und Arbeitsgelegenheiten entweder mit Mehraufwandsentschädigung oder Arbeitsentgelt (vgl. Promberger 2008, S. 13). Zum „Instrumentenkasten“ des SGB II zählen darüber hinaus u.a. betriebliche Trainingsmaßnahmen sowie Schulungs- und Qualifizierungsmaßnahmen (vgl. Koch/Kupka/Steinke 2009, S. 140ff.).

d) Zur biographischen Bedeutung des Hilfebezugs

Die subjektive Bedeutung einer arbeitsmarktpolitischen Maßnahme hängt nicht zuletzt davon ab, wie das Leben im Hilfebezug insgesamt gesehen wird. So kann es sein, dass der Hilfebezug als biographische Episode des Ausstiegs aus einer als belastend empfundenen Lebensphase wahrgenommen wird, die im Sinne eines Moratoriums genutzt wird. Der Hilfebezug kann auch als verlängerte transitorische Phase beruflicher Neuausrichtung oder der Suche nach einem beruflichen Wiedereinstieg wahrgenommen werden. Die subjektive Deutung des Hilfebezugs kann also nur im biographischen Zusammenhang des Betroffenen verstanden werden, wobei auch Bezüge zur aktuellen Lebenssituation hergestellt werden müssen. In einer ersten analytischen Typologie identifizieren Hirsland/Lobato 2010 aufbauend auf Wenzel 2008 a/b vier biographische Verarbeitungs- und Bewältigungsformen des Hilfebezuges im Rahmen des SGB II:

Exklusion: Typisch ist hier ein fatalistisches Muster der Lebensführung mit stark resignativen Tendenzen. Der Alltag ist von Hilflosigkeit, Passivität und zunehmender (Selbst-)Isolierung gekennzeichnet.

Freisetzung: Die Erfahrung der „Freisetzung“ aus stabilen Erwerbskontexten und die fehlgeschlagene Arbeitssuche werden durch verstärkte Integrationsbemühungen in soziale Netzwerke jenseits von Erwerbsarbeit kompensiert. Typisch ist die Übernahme von Aufgaben in der Familie, in der Nachbarschaft oder ehrenamtliches Engagement.

Grundeinkommen: Das Leben ist auf der Basis von Grundsicherung nach SGB II und Nebenerwerb organisiert. Dies beruht zum Teil auf einer kalkülierten Beteiligung an Arbeitsgelegenheiten und anderen Angeboten des „zweiten“ Arbeitsmarktes. Hinsichtlich der Motivation lassen sich *monetäre Motivationen* (z.B. die Ausweitung des Haushaltsbudgets) oder *Anerkennungsmotive*, die auf Selbstbestätigung und soziale Gratifikationen zielen, unterscheiden.

Moratorium: Der Hilfebezug wird als vorübergehendes Phänomen innerhalb der Gesamtbiographie (z.B. nach einer Ehescheidung, nach Beendigung einer Ausbildung oder als verlängerte Suchphase zur Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt) wahrgenommen (vgl. Hirsland/Lobato 2010, S. 14). Diese Menschen streben häufig danach, die Zeit der Erwerbslosigkeit zur Entwicklung der eigenen Person zu nutzen.

Am Ende dieser Phase soll der (Wieder-)Einstieg in Erwerbsarbeit stehen, weshalb die eigenen Pläne zur persönlichen Weiterentwicklung befristet sind. Es bestehen mehr oder wenige konkrete Erwartungen an den Wiedereinstieg in Erwerbsarbeit (vgl. Wenzel 2008b, S. 56).

In dieser Typologie wird deutlich, dass nur der Typus des Moratoriums so reagiert wie es die Aktivierungsidee vorsieht. Hier wird die Arbeitslosigkeit als vorübergehende Phase interpretiert, an deren Ende die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit stehen soll. Bei allen anderen Typen spielt dies nur eine untergeordnete Rolle. Dennoch können alle Typen bis auf den der Exklusion als durchaus erfolgreiche Bewältigungsansätze interpretiert werden. So wird die fehlende Selbstbestätigung beim Typus „Freisetzung“ mit Hilfe ehrenamtlicher Aktivitäten oder Tätigkeiten in der Nachbarschaft und der Familie kompensiert, was den Umgang mit der Arbeitslosigkeit erleichtern kann. Beim Typus „Grundeinkommen“ ist das Leben auf der Basis von Grundsicherung nach SGB II und Nebenerwerb organisiert. Der Nebenerwerb dient der Ausweitung des Haushaltsbudgets, wodurch die finanziellen Einschränkungen abgemildert werden. Daneben befriedigt er das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Es zeigt sich also, dass bestimmte Betroffene Strategien entwickelt haben, um das Leben im Hilfebezug zu gestalten.

Erkennbar ist jedoch auch, dass nicht alle Adressaten eine zukunftsgerichtete Perspektive aufweisen, in keiner der aufgezeigten Typologien wird eine schnelle Reintegration in den Arbeitsmarkt angestrebt. Die Ursachen hierfür können unterschiedlich sein. Einige Betroffene haben möglicherweise aufgrund fehlgeschlagener Bewerbungsversuche resigniert. Andere wollen einem Arbeitsverhältnis vielleicht auch deshalb entgehen, weil sie Angst vor den Erwartungen haben, die an sie gestellt werden. Angesichts zunehmend unetlicher oder prekärer Beschäftigungsverhältnisse wird im Hilfebezug unter Umständen auch ein letztes Maß an Sicherheit für die Gestaltung des Lebens gesehen.

Beim Typus „Exklusion“ wird deutlich wie schwerwiegend Arbeitslosigkeit sein kann. Hier ist der Alltag durch Passivität und wachsende Hilflosigkeit gekennzeichnet. Es zeigt sich ein deutlicher Hilfebedarf, da die Arbeitslosigkeit durch zusätzliche Probleme und Schwierigkeiten flankiert wird. Bei diesen Fällen zeigt sich, dass die im Gesetz verankerte Aufforderung nach Eigenaktivität und Selbstverantwortung nur schwer umzusetzen ist.

5. BILDUNGSMAßNAHMEN FÜR LANGZEIT- ARBEITSLOSE - QUALIFIKATIONSERWERB ODER PERSÖNLICHKEITSUNTERSTÜTZUNG?

Neben der individuellen Deutung arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen ist insbesondere das ihr zugrundeliegende Bildungsverständnis Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Rezeption. Kritisiert wird in diesem Zusammenhang das unzureichende Passungsverhältnis zwischen der jeweiligen Maßnahme und der individuellen Berufsbiographie (vgl. z.B. Hermeling 2017) oder die Ausrichtung auf berufliche Verwertbarkeit. Die zentralen Argumente gegen eine Verwertungslogik werden in diesem Kapitel zusammengetragen, gleichzeitig soll (auch wenn es dem ein oder anderen Leser übertrieben und abgegriffen erscheint) an den eigentlichen Kern des Bildungsdenkens erinnert werden, hierbei steht der Widerspruch zwischen Verwertungslogik und Eigenwert von Bildungsprozessen im Zentrum der Diskussion.

5.1 Zur Vermittlungslogik arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen

Der Erfolg von Weiterbildungsmaßnahmen für Langzeitarbeitslose wird überwiegend anhand der Integrationsquote gemessen. Die Bildungsarbeit ist auf den Qualifikationserwerb ausgerichtet, während persönlichkeitsunterstützende Anteile nur eine untergeordnete Rolle spielen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht das (Zurück-)gewinnen von Selbstdisziplin und der Aufbau von Fachkompetenz. Bildung soll also möglichst eng an die zukünftige berufliche Verwendungssituation angekoppelt werden und passgenau erfolgen (vgl. Epping 2010, S. 203). Ausgangspunkt für das Lernen in arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen ist die funktionale Verwertbarkeit. Darüber hinaus haben sich Förderkriterien etabliert, die auf kurzfristige Wirksamkeit und statistisch messbaren Erfolg ausgerichtet sind (vgl. Brödel 2010, S. 910f.; Hermeling 2017, S. 345). Hiervon sind insbesondere berufliche Weiterbildungen und Umschulungen betroffen, die nur noch bei einem nachweislich hohen Vermittlungserfolg genehmigt werden (vgl. Hermeling 2017, S. 341). Gegenüber dem 1969 eingeführten Arbeitsförderungsgesetz besteht im SGB II kein Rechtsanspruch auf die Teilnahme an Weiterbildungsmaßnahmen. Fast alle Förderungsleistungen sind Ermessensleistungen, die zwar dem Gebot der Gleichbehandlung unterliegen, aber der Arbeitsverwaltung eine starke Position einräumen (vgl. Brödel 2010, S. 910).

Als marktförmiges Instrument wurde der Bildungsgutschein eingeführt, den die Gutscheinempfänger selbsttätig auf dem Weiterbildungsmarkt einlösen können. In seiner Umsetzung wird der Bildungsgutschein²⁵ als selektives Steuerungsinstrument beschrieben, da die Gutscheinempfänger hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit ihrer Arbeitsmarktintegration selektiert werden (vgl. ebd. S. 909f.; Hermeling 2017, S. 346; Kruppe 2009): So haben gering qualifizierte, ältere, alleinerziehende, behinderte oder weniger mobile Personen schlechtere Chancen auf geförderte Weiterbildung als vor der Reform. Dies gilt besonders für Langzeitarbeitslose und ältere Menschen (vgl. Schmid 2006, S. 497). Kritisch ist darüber hinaus, dass diejenigen, die Weiterbildung am dringendsten benötigen, mit der Auswahl eines geeigneten Bildungsträgers überfordert sein könnten, da sie keinen Überblick über die Angebote auf dem Weiterbildungsmarkt haben.

Insgesamt ist die Weiterbildungsbeteiligung stark von der Einbindung in das Erwerbssystem abhängig. So ist in Phasen der Nichterwerbstätigkeit die Beteiligung an Weiterbildung gering. Nichterwerbstätige nehmen kaum an betrieblich geförderten internen und externen Weiterbildungsmaßnahmen teil (vgl. Iller 2008, S. 79f.). Da Arbeitslose keinen Zugang zu einem Betrieb als Lernkontext haben, sind sie in ihren Weiterbildungsmöglichkeiten strukturell benachteiligt. Für diese Gruppe ist das informelle Lernen im eigenen gesellschaftlichen und privaten Umfeld²⁶ deshalb von großer Bedeutung (vgl. Schiersmann 2007, S. 146). Es ist jedoch anzunehmen, dass die Qualität des informellen Lernens von Fall zu Fall stark variiert und dass Langzeitarbeitslose allein schon aufgrund mangelnder finanzieller Ressourcen hier ebenfalls benachteiligt sind. Fasst man die Befunde zusammen ergibt sich für die Gruppe der Langzeitarbeitslosen eine komplexe Problemsituation. Langzeitarbeitslose sind von betrieblicher Weiterbildung weitgehend abgekoppelt.

²⁵ Bildungsgutscheine gewähren zwar weiterhin die öffentliche Finanzierung, die Wahl geeigneter Bildungsträger bleibt jedoch den Arbeitslosen selbst überlassen. Die Gutscheine werden nach einem Gespräch zum Inhalt, Umfang und zum Teil auch Ort der Weiterbildung ausgehändigt. Der Arbeitslose kann den Gutschein innerhalb von drei Monaten bei einem selbst gewählten Weiterbildungsträger einlösen. Dieser bekommt die Kosten durch die Agentur für Arbeit erstattet. Die Steuerung der Arbeitsagentur ist auf die Planung der Bildungsziele, die Vorgabe von Wiedereingliederungsquoten und die Qualitätskontrolle beschränkt (vgl. Schmid 2006, S. 496).

²⁶ Schiersmann zählt zum Lernen im gesellschaftlichen und privaten Kontext die Beschäftigung mit Haus und Garten, den Umgang mit Kindern und Familie, den Erfahrungsaustausch mit Freunden und dem Partner sowie Reisen (vgl. Schiersmann 2007, S. 141).

Weiterbildungsmöglichkeiten (außerhalb des informellen Lernens) ergeben sich nur im Rahmen der Förderung durch die Arbeitsagentur, wobei hier zwischen „erwerbsnahen“ und „erwerbsfernen“ Arbeitslosen unterschieden wird, was zur Folge hat, dass bestimmten Personengruppen Möglichkeiten zur Weiterbildung weitgehend vorenthalten bleiben. Sie sind also abgekoppelt von den Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und damit immer schwerer vermittelbar.

Darüber hinaus sind arbeitsmarktpolitische Maßnahmen überwiegend auf die Vermittlung in den Arbeitsmarkt ausgerichtet. Insbesondere bei hoher struktureller Arbeitslosigkeit ist es jedoch wahrscheinlich, dass ein mehr oder minder großer Anteil der Teilnehmer gar nicht zurück in die Erwerbstätigkeit findet. Deshalb sollte die Vorbereitung auf eine mehr oder weniger lange Phase ohne Erwerbsarbeit ebenfalls Gegenstand einer Maßnahme für Langzeitarbeitslose sein (vgl. Epping/Klein/Reutter 2001, S. 61). Anknüpfungspunkt sind dann nicht nur die Bedarfe des Arbeitsmarktes, sondern auch die individuelle Situation der Betroffenen, die durch die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit geprägt sein kann. Sie können in vier Bereiche unterteilt werden:

- Auswirkungen in finanzieller Hinsicht
- Auswirkungen im sozialen und gesellschaftlichen Umfeld
- Auswirkungen im psychischen Bereich
- Auswirkungen im gesundheitlichen Bereich

Die von Epping/Klein/Reutter (2001) beschriebenen negativen Auswirkungen in den vier Bereichen können sich gegenseitig beeinflussen. Möglich ist auch, dass Belastungen in einem Bereich durch Potentiale in einem anderen Bereich gemildert werden, Probleme können sich jedoch auch wechselseitig verstärken. Generell gehen sie davon aus, dass die Belastungen und Einschränkungen im Verlauf der Arbeitslosigkeit größer werden (vgl. ebd., S. 46f.). Die individuelle Problemlage sollte deshalb bei der Gestaltung der Maßnahmen für Langzeitarbeitslose berücksichtigt werden. Da sie oftmals auf ein halbes Jahr begrenzt sind, ist dies jedoch oft nicht möglich. Ansatzpunkt sind hier die geforderten Qualifikationsziele und Anforderungen des Arbeitsmarktes. Die andere Seite stellen jedoch die Menschen dar, die eine eigene Biographie und Lerngeschichte haben und in mitunter schwierigen Lebenssituationen leben.

Wird der Fokus in den arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen allein auf die Reintegration in den Arbeitsmarkt gelenkt, ohne die Probleme und Belastungen im Hintergrund angemessen zu würdigen, ist ihr Erfolg fragwürdig. In der Förderpraxis besteht der grundsätzliche Interessenskonflikt jedoch darin, dass individuelle Erwerbs- und Bildungsbiographien im Aktivierungsregime nur eine geringe Bedeutung haben (vgl. Hermeling 2017, S. 356).

Die Entwicklungen im Bildungsbereich werden unter dem Oberbegriff der „Neuen Steuerung“ diskutiert, sie werden als Transfer von Führungs- und Managementkonzepten des gewinnorientierten Wirtschaftssystems interpretiert, bei dem jedoch die unterschiedlichen Organisationslogiken zwischen profitorientierten und „reflexiven“ Institutionen wie Bildungseinrichtungen eingeordnet werden (vgl. Bolder/Bremer/Epping 2017, S. 12). Im bildungstheoretischen Diskurs wurde (und wird) der Widerspruch zwischen einer auf die individuelle Entfaltung und Emanzipation ausgerichteten Bildung und der „Verwertbarkeit“ und Zweckorientierung von Bildungsprozessen immer wieder kritisch reflektiert.

5.2 Bildung im Spannungsfeld zwischen Entfaltung, Emanzipation und Verwertbarkeit

Für Wilhelm von Humboldt ist Bildung der Weg des Menschen zu sich selbst. Ihm geht es um die Entfaltung des Einmaligen und Besonderen, das jedes Individuum ausmacht. Er wendet sich gegen dessen gesellschaftliche Vereinnahmung. Ziel der vom Staat eingerichteten Bildung darf nicht die Verwertung des Menschen für staatliche oder ökonomische Zwecke sein.

Der wahre Zweck des Menschen - nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt - ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlässliche Bedingung. Allein ausser der Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas andres, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes, Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. (Humboldt 2002, S. 64)

Humboldt bestimmt das Ziel menschlicher Entwicklung nicht mit Blick auf Anforderungen, die von außen an den Menschen gestellt werden. Er beruft sich weder auf religiöse noch auf politische Autoritäten. Sein Bezugspunkt sind vielmehr die Anlagen und Potentiale des Menschen, die erst noch zu verwirklichen und zu entfalten sind (vgl. Koller 2014, S. 74f.).

Er charakterisiert den Prozess der Bildung als höchste und proportionierlichste Bildung der menschlichen Kräfte zu einem Ganzen. Diese Annahme ist nur unter der Prämisse zu verstehen, dass sich der Mensch in aufeinander folgenden Gegenwart in mannigfaltigen Situationen wiederfindet. Alle zusammen genommen lassen mannigfaltige Tätigkeiten zu. Dadurch besteht die Möglichkeit, individuelle Einseitigkeit zu vermeiden und in unterschiedlichen Situationen, denken, fühlen und handeln zu lernen. Als vermittelnde Instanz zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft setzt Humboldt die menschliche Kraft bzw. menschliche Kräfte als eine energetische Struktur menschlicher Bildung. Zwischen der Identität des Einzelnen und der Mannigfaltigkeit interaktiver Situationen besteht demnach ein Spannungsverhältnis, welches die Arbeit an der eigenen Identität bedingt. Bildung bleibt somit eine unabschließbare Aufgabe. Sie bezieht sich auf die Entwicklung individueller Handlungskompetenz und Urteilstkraft in allen Bereichen menschlicher Praxis (vgl. Benner 1995, S. 51f.).

Bildung im Sinne der Entwicklung aller Kräfte ist nach Humboldt nur in der „Wechselwirkung“ zwischen Ich und Welt möglich. Damit vollzieht sich der Bildungsprozess in dem Verhältnis des Subjekts zu allem, was außerhalb seiner selbst liegt (vgl. Koller 2014, S. 80).

Die letzte Aufgabe unsres Daseyns: dem Begriff der Menschheit in unrer Person, sowohl während der Zeit unsres Lebens, als auch noch über dasselbe hinaus, durch die Spuren des lebendigen Wirkens, die wir zurücklassen, einen so grossen Inhalt, als möglich, zu verschaffen, diese Aufgabe löst sich allein durch die Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung. (Humboldt 2002, S. 235f.)

„Bildung als Entfaltung von ‚Kräften‘ ist Humboldt zufolge nicht im solipsistischen Bezug des Menschen auf sich selber möglich, sondern bedarf eines äußeren Gegenstandes, an dem die Kräfte einen Widerpart finden.“ (Koller 2012, S. 48). Dieser Gegenstand soll umfassend sein und wird von Humboldt als „Welt“ bezeichnet. Gemeint ist eine möglichst umfassende und ungehinderte Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner materiellen, kulturellen und sozialen Umwelt (vgl. ebd.).

Das Wort „rege“ verdeutlicht, dass Humboldt dem sich bildenden Subjekt eine aktive und tätige Aneignung der Welt zuschreibt. Bildung wird weder als Herrschaft des Menschen über die Welt noch als Anpassung an vorgegebene Weltinhalte konzipiert (vgl. Benner 1995, S. 33).

Die Forderung nach freier Wechselwirkung als Bedingung von Bildungsprozessen besitzt politische Implikationen. Humboldt fordert bürgerliche Freiheitsrechte für den Einzelnen, welche um 1800 noch stark eingeschränkt sind. Er hinterfragt die durch die Ständegesellschaft von Geburt her zugewiesene gesellschaftliche Bestimmtheit ebenso wie die Vereinseitigung des Menschen im unmittelbar praktisch ausgerichteten Wissen (vgl. Bollenbeck 1994, S. 128). Die freie Wechselwirkung zwischen Ich und Welt ist nur dann erreichbar, wenn ein freier Zugang zu möglichst vielen gesellschaftlichen Teilbereichen möglich ist und der Bildungsprozess nicht durch ökonomische Zwänge begrenzt wird. Humboldt lehnt den absolutistischen Staat ab. Er wendet sich gegen eine Politik, die das Herrschaftssystem des Adels bewahrt. Jedoch ist Humboldt auch kein Befürworter revolutionärer Umwälzung. Er plädiert für die Rechte des Einzelnen und setzt sich für eine „Reform durch fortschreitende Bildung“ ein. Dies macht den konzeptionellen Zusammenhang von persönlicher Bildung und gesellschaftlicher Freiheit deutlich (vgl. ebd., S. 143f.).

Das Bildungsversprechen der bürgerlichen Gesellschaft war stillschweigend mit der Vorstellung einer Gesellschaft von Freien und Gleichen verbunden, dieses wurde, so argumentiert Theodor W. Adorno (1903-1969), einer der führenden Vertreter der „Frankfurter Schule“ und Mitbegründer der Kritischen Theorie, nicht eingelöst: Das Scheitern der Bildungsidee ist für ihn bereits in ihrem Begriff angelegt:

Fraglos ist in der Idee der Bildung notwendig die eines Zustands der Menschheit ohne Status und Übervorteilung postuliert, und sobald sie davon etwas sich abmarkten läßt und sich in die Praxis der als gesellschaftlich nützliche Arbeit honorierten partikularen Zwecke verstrickt, frevelt sie an sich selbst. (Adorno 1990, S. 97)

Immer dann, wenn sich Bildung einseitig in den Dienst der Gestaltung des wirklichen Lebens oder ökonomischer Zwecke stellt, verwandelt sie sich in Anpassung und gerät in Widerspruch zu sich selbst. Dies geschieht auch dann, wenn Bildung sich von der politisch-sozialen Wirklichkeit abgrenzt und sich in eine autonome Sphäre der Geisteskultur zurückzieht, da sie in dieser Erscheinungsform blind gegenüber herrschendem Unrecht werde (vgl. Dörpinghaus/Uphoff 2012, S. 89). Für Adorno hat Bildung ein „in sich antinomisches Wesen“ (Adorno 1990, S. 104):

Sie hat als ihre Bedingung Autonomie und Freiheit, verweist jedoch zugleich, bis heute, auf Strukturen einer dem je Einzelnen gegenüber vorgegebenen, in gewissem Sinn heteronomen und darum hinfälligen Ordnung, an der allein er sich zu bilden vermag. Daher gibt es in dem Augenblick, in dem es Bildung gibt, sie eigentlich schon nicht mehr. In ihrem Ursprung ist ihr Zerfall teleologisch bereits gesetzt. (ebd.)

Adorno verdeutlicht dies u.a. am Bildungssystem der bürgerlichen Gesellschaft: Beginnend im 19. Jahrhundert wird Bildung im Rahmen eines Berechtigungswesens funktionalisiert. Der Eigenwert der Bildung verliert an Bedeutung, stattdessen wird sie Bestandteil einer Tauschlogik. Mit Bildungsabschlüssen werden Privilegien verbunden und Karrierewege und Berufslaufbahnen eröffnet, gleichzeitig wird die Testbarkeit von Bildung suggeriert. Bildung werde damit zu einer Ware, die man erwerben kann, wodurch sie in ihrem Anspruch entleert ist und durch die Kulturindustrie vermarktet werden kann (vgl. Dörpinghaus/Uphoff 2012, S. 91). Das Resultat dieser Prozesse fasst Adorno unter dem Begriff der „Halbbildung“ zusammen: „Das Halbverstandene und Halberfahrene ist nicht die Vorstufe der Bildung sondern ihr Todfeind: Bildungselemente, die ins Bewußtsein geraten, ohne in dessen Kontinuität eingeschmolzen zu werden, verwandeln sich in böse Giftstoffe, tendenziell in Aberglauben, selbst wenn sie an sich den Aberglauben kritisieren.“ (Adorno 1990, S. 111f.). Halbbildung erlaubt weder eine Anbindung an den Erfahrungshorizont der Menschen noch eine kritische Haltung gegenüber gesellschaftlichen Bildungsillusionen und Ordnungen. Die Ausrichtung an den Kriterien der Brauchbarkeit und Nützlichkeit lässt nach Adorno keine Abweichungen mehr zu, wodurch die Kulturgüter jeder Lebendigkeit entbehren. Ziel ist Konformismus und nicht das Hinterfragen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung (vgl. Dörpinghaus/Uphoff 2012, S. 91).

Ciupke (2017) erinnert an die Entstehung der Erwachsenenbildung, die sich im 19. und 20. Jahrhundert als Teil sozialer Emanzipationsprozesse vollzog. Der gegenwärtigen Erwachsenenbildung bescheinigt er eine „heimliche Finalisierung“ (ebd. S. 196) ihrer Aufgaben und Selbstverständnisse auf das Ziel der Beschäftigungsfähigkeit: Über den Umweg des Beitrages zur Beschäftigungsfähigkeit werde ein zweifelhafter Versuch einer Sichtbarmachung der Erwachsenenbildung angestrebt, während der Ertrag politischer Bildung für Demokratie und politische Kultur zu wenig abgewogen werde.

6. BILDUNG UND BEWÄLTIGUNG

Wolfgang Mack (2006) stellt dem Bildungsbegriff den Begriff der Bewältigung gegenüber und arbeitet ihr dialektisches Wechselverhältnis heraus (vgl. ebd., S. 230f.). Sein Ausgangspunkt ist der klassische Bildungsbegriff. In ihm tritt das Moment des Überschreitens gegenwärtiger Verhältnisse hervor, welches sowohl unter einer Bildungs- als auch unter einer Bewältigungsperspektive diskutiert werden kann. Der Dialektik von Bildung und Bewältigung soll im folgenden Abschnitt nachgegangen werden. Darüber hinaus wird der Bewältigungsbegriff aus sozialpädagogischer und psychologischer Perspektive betrachtet.

6.1 Zur Dialektik von Bildung und Bewältigung

In der neuhumanistischen Vorstellung ist die individuelle Höherentwicklung des Subjekts eng mit der Überwindung hergebrachter gesellschaftlicher Strukturen und der Schaffung einer neuen gerechteren Gesellschaft verbunden. Autonomie und Solidarität markieren das Bildungsziel, welches um 1800 im Übergang von der absolutistischen zur bürgerlichen Gesellschaft von den neuhumanistischen Reformern formuliert worden ist. Durch die individuelle Bildung sollen die Mitglieder der Gesellschaft befähigt werden, ihr Leben in einem bewussten Bezug zur Gesellschaft selbstbestimmt zu gestalten. Bildung hat die Handlungsfähigkeit des Subjekts in allen Lebensbereichen zum Ziel (vgl. Mack 2006, S. 225).

Während der Bildungsbegriff auf einen normativen Kulturbegriff verweist, bezieht sich Bewältigung auf die Alltagskultur. Bildung ist in seinem Anspruch universell, Bewältigung ist dagegen in seinem Anspruch relativ. Leitend für den Bildungsbegriff ist die Idee des idealistischen Subjekts. Im Horizont von Bewältigung geht es um das Verstehen und Optimieren einer Alltagspraxis, die bestenfalls langsam zu verändern ist. Die Begriffe Bildung und Bewältigung markieren somit zwei völlig unterschiedliche Ansprüche an die Subjekte und an die pädagogischen Aufgaben (vgl. ebd., S. 230f.).

Bildung wird von Vorstellungen der Steigerung und Höherentwicklung bestimmt. Es ist jedoch zu hinterfragen, ob dieses Steigerungsmotiv für ein Bildungskonzept in einer (post-)modernen Gesellschaft überhaupt passend ist. Schließlich wird die Realität durch soziale Ungleichheit, Armut und Ausgrenzung mitbestimmt (vgl. ebd., S. 226).

So argumentiert Winkler, dass der Prozess der Bildung in der Sozialpädagogik nicht viel mehr bedeute als die Bewältigung des eigenen Lebens, Subjektivität stelle nur noch eine Residualgröße dar. Bildung in diesem Sinne beziehe sich dann nur noch darauf die elementaren Bedingungen zu sichern, in welchen die Existenz zu bewältigen ist. Dies ermöglicht den Subjekten ihren schmalen Raum auszumessen und für diesen einen Lebensentwurf zu entwickeln. Damit wird der Zugang zu elementaren Kenntnissen und Verhaltensweisen eröffnet, die dem Subjekt die Selbstsorge (zumindest die Versorgung des eigenen Leibes) ermöglicht. In diesem Zusammenhang bedeute Bildung die Negativität der eigenen Existenz zu erfassen und sich in ihr zu begreifen. Hier erinnert Winkler die Sozialpädagogik und die Soziale Arbeit an die unmittelbar menschliche Dimension ihres Tuns (vgl. Winkler 2003, S. 290f.).

Wer die Entwicklungen der letzten Jahre verfolgt, den Zynismus ihrer Wendung hin zum Management des Sozialen und Kulturellen, zur Qualitätsdiskussion wie auch zur ökonomischen Bewertung ihres Tuns, hat den Eindruck, dass sie sich ihrer banalen Grundlagen entledigt und die vielleicht erschreckende Konkretion menschlichen Elends aus dem Blick verloren hat, des Elends nämlich, seiner selbst nicht mehr gewiss und insofern würdelos zu sein. (ebd. S. 291)

Winklers Argumentation lenkt auf die Dimension der Krisenhaftigkeit, die im bildungswissenschaftlichen Diskurs immer wieder aufgegriffen wird. Nach Kokemohr betreffen Bildungsprozesse anders als Lernprozesse die kategorialen Figuren, mit deren Hilfe das Subjekt das Verhältnis zu sich selbst und zur Welt entwirft und modifiziert. Dies schließt mit ein, dass Bildungsprozesse mit dem Aufbrechen der etablierten Figuren des Subjekt-Welt-Verhältnisses einhergehen (vgl. Kokemohr 2007, S. 16). Koller beschreibt im Anschluss an Kokemohr Bildungsprozesse als konflikthafte Geschehen, das durch die Erfahrung ausgelöst wird, dass die Figuren des etablierten Welt- und Selbstverhältnisses nicht mehr ausreichen und in eine Krise geraten sind (vgl. Koller 2011, S. 16). In dieser Definition wird das Prekäre und die Widerrufbarkeit eines jeden Welt- und Selbstentwurfs gegenwärtig gehalten (vgl. Kokemohr 2007, S. 16) - unabhängig von materieller Ausstattung und monatlichem Einkommen.

Das Moment der Krisenhaftigkeit sowie die Vorstellung, dass Bildungsprozesse mit dem Aufbrechen von Routinen und Gewohnheiten verbunden sind lässt wechselseitige Bezugspunkte zwischen beiden Begriffen erkennbar werden. So enthält der Bewältigungsbegriff implizit Bildungsdimensionen: Er schließt Neuanfänge, die Offenheit für neue Situationen und die Erfahrung von Fremdheit mit ein. All das sind zentrale Kategorien des Bildungsbegriffs, sie finden sich auch in der Idee der Vervollkommnung des Menschen im idealistischen Bildungsbegriff und in der bildenden Wirkung der Auseinandersetzung des Menschen mit der Welt. Darüber hinaus kann Bewältigung explizit auf Bildung verweisen. Die Reflexion des Alltags oder das Durchleben neuer oder fremder Situationen, die den Alltag kontrastieren, erweitern den Horizont. Verändern sich hierdurch Handlungs- und Deutungsmuster des Individuums, wird ein Bildungsprozess initiiert, da eine Veränderung der Selbst- und Welt-Relation erfolgt (vgl. Mack 1999, S. 274). Bezüglich der Inhalte lassen sich ebenfalls Gemeinsamkeiten zwischen dem Bildungs- und dem Bewältigungsbegriff verdeutlichen. So kann der Erwerb elementarer Kenntnisse zur dinglichen Lebensführung Bestandteil von Bildungs- und Bewältigungsprozessen sein (vgl. Rauschenbach/Otto 2008, S. 21).

6.2 Bildung und Bewältigung im Kontext von Langzeitarbeitslosigkeit

Zentrales Kennzeichen von Bildungsprozessen ist, dass sie die Grundstrukturen des individuellen Selbst- und Weltverständnisses konturieren, festigen oder verändern. Ihnen wohnt die Vorstellung inne, dass Individuen in unterschiedlichen Dimensionen ein reflexives Verhältnis zu sich selbst entwickeln können, indem ihr Selbstwertgefühl²⁷, das Selbstbewusstsein, ästhetische, moralische und politische Überzeugungen, die aktuelle Lebenspraxis oder der Lebensentwurf zum Gegenstand der Reflexion erhoben werden kann. Hiermit werden das Vermögen und die Bereitschaft verbunden, eigene selbstverständliche Gewissheiten distanziert zu überdenken, mögliche Alternativen abzuwägen und ihre biographische Entstehung zu hinterfragen. Erst dann, wenn das eigene Wahrnehmen, Deuten, Bewerten und Handeln nicht mehr als alternativlos angesehen wird, eröffnen sich Entscheidungsmöglichkeiten aber auch Begründungszwänge (vgl. Scherr 2008, S. 141).

²⁷ Das Selbstwertgefühl bezieht sich darauf, wie gut sich eine Person selbst akzeptieren kann bzw. wie sie die Wertschätzung ihr gegenüber in ihrer sozialen Umwelt einschätzt (vgl. Fischer/Wiswede 2009, S. 395).

Eine Entwicklung, in der belastende Erfahrungen, Routinen oder Verhaltens- und Denkmuster zurückgelassen werden können ist demnach entscheidend von neuen Ideen und Strategien der Lebensbewältigung abhängig. Um diese zu erkennen sind Orte notwendig, in denen entlastet von gesellschaftlichen Zwängen und Restriktionen, distanziert vom Alltag, Gelegenheiten für subjektiv bedeutsame Aneignungsprozesse eröffnet werden (vgl. Mack 2006, S. 232). Voraussetzung ist, dass das Individuum bereit ist, sich mit seiner Situation auseinanderzusetzen und dass es Unterstützung und Hilfe bei Problemen erfährt, die es selbst nicht lösen kann. Die individuelle Lebenssituation der Betroffenen rückt damit in das Zentrum der Aufmerksamkeit.

Diese Logik scheint in einem deutlichen Widerspruch zur Ausrichtung arbeitsmarktpolitischer Maßnahme zu stehen. Tatsächlich wird in Gestalt der sozialen Aktivierung der individuellen Problemlage der Betroffenen mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Obwohl sich das Konzept in Deutschland noch nicht etabliert hat, sind vielfältige Maßnahmeangebote zu finden, die sich unter dem Oberbegriff der Sozialen Aktivierung zusammenfassen lassen: Theater- und Lesegruppen, Kurse für Rückengymnastik und Stressbewältigung, Haushaltsführung und Ernährung zielen nicht auf eine unmittelbare Arbeitsmarktintegration ab, sondern sind eher als Vorstufe oder Zwischenschritt anzusehen. Die Entwicklung dieses Angebots hat sich in einem Bottom-up-Prozess aus der Praxis heraus entwickelt. Seit September 2010 ist das Aktivcenter nach §16 Abs. 1 SGB II i.V.m. §45 Abs.1 S. 1 SGB III bundesweites Standardprogramm. Es ist als niedrigschwellige Maßnahme angelegt. Bausteine sind die Entwicklung von Schlüsselqualifikationen und die Gesundheitsorientierung. Sie ist vor allem an Personen über 25 Jahren mit ausgeprägtem Unterstützungsbedarf gerichtet. Als Problemkonstellationen werden u.a. eine schlechte physische Konstitution, psychische Erkrankungen und familiäre Problemlagen angeführt. Dietz/Kupka/ Lobato (2012) nennen beispielhaft die Arbeit mit Familien bzw. Alleinerziehenden. Sie werden bei der Suche nach Betreuungseinrichtungen unterstützt oder bei Beziehungsproblemen beraten. Daneben geht es bei zwei- bis dreimal pro Woche stattfindenden Gruppengesprächen um Themen wie Kindererziehung, Haushaltsführung und Gesundheitsorientierung. Diese werden durch Vortragsveranstaltungen und praktische Hilfen bei der Inanspruchnahme von Angeboten der Tafel oder Sozialkaufhäusern ergänzt (vgl. ebd.).

Angebote der sozialen Aktivierung zielen auf die Herstellung, Sicherung und Verbesserung der sozialen Teilhabe arbeitsmarktferner Leistungsberechtigter ab. In den Vordergrund rücken hier klassische Elemente der Sozialen Arbeit. Ob sie den Ansprüchen an eine gelungene sozialpädagogische Praxis gerecht werden, kann an dieser Stelle nicht eingeschätzt werden. Dennoch sei an einige Grundannahmen insbesondere der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit erinnert.

6.3 Bewältigung im Kontext Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit

Das im letzten Absatz beschriebene Konzept der sozialen Aktivierung verweist auf alltags- und lebensweltbezogene Ansätze in der Sozialen Arbeit. Im Zentrum Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit stehen die Adressaten mit ihren Problemen und Ressourcen sowie mit ihren Anstrengungen, Raum und Zeit sowie die sozialen Beziehungen zu gestalten. Dabei sind die Adressaten in vielfältige Widersprüche eingebunden: so können verfügbare Ressourcen und belastende Lebensarrangements, gelungene und nicht gelungene Bewältigungsleistungen oder Resignation und Hoffnung unvermittelt gegenüberstehen (vgl. Grunwald/Thiersch 2015, S. 934). Das Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit spiegelt den Versuch wider, fachlich gestaltete Unterstützungen für ihre Adressaten in den widersprüchlichen, brüchigen und anstrengenden Bewältigungsaufgaben zu realisieren. Im Mittelpunkt steht dabei das Recht auf ein gelingenderes Leben (vgl. ebd. S. 935).

Der Begriff der Lebenswelt geht auf den Phänomenologen Alfred Schütz zurück. Er bezieht sich auf den lebensgeschichtlich erworbenen Wissensvorrat, mit dem das Subjekt, unproblematische und selbstverständliche Wirklichkeit auslegen kann²⁸ (vgl. Marotzki 1996a, S. 84).

²⁸ Schütz' Fragerichtung zielt auf die Mechanismen und Regelmäßigkeiten der Erfahrungsverarbeitung. Er geht nicht so sehr von individuellen Verarbeitungsformen aus, sondern ist auf eine Universalisierung der Erkenntnis ausgelegt. Ausgangspunkt ist, dass sich Menschen im Verlauf ihrer Sozialisation kulturelle Codes aneignen und auf diese Weise Interpretationsressourcen erwerben. Im wissenssoziologischen Forschungsprozess geht es darum, diese Interpretationsressourcen als interpretative Eigentätigkeit des Subjekts bei der Untersuchung kognitiver, psychischer oder sozialer Prozesse zur Geltung zu bringen. Soziales Handeln wird also als Interpretationsprozess verstanden, bei dem Bedeutungszumessung, Relevanzabschätzung und Sinnverleihung bedeutende Aspekte sind (vgl. Marotzki 1996a, S. 84f.).

Indem der Mensch die Welt sinnhaft auslegt, macht er sie zu seiner Lebenswelt: „Sie ist der Wirklichkeitsbereich, an der der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt.“ (Schütz/Luckmann 2003, S. 29). Sie umfasst die Natur sowie die Sozial- und Kulturwelt und ist Schauplatz und Zielgeist des wechselseitigen Handelns (vgl. ebd. S. 31ff.).

Verbunden ist der Lebensweltbegriff mit der Annahme, dass die Subjekte im Prozess ihrer Sozialisation die Fähigkeit erlangen, soziale und natürliche Zusammenhänge zu deuten. Sie wird in Abhängigkeit von sozialstrukturellen, institutionellen und lebensgeschichtlichen Zusammenhängen aufgebaut (vgl. Marotzki 2006b, S. 112). Daraus folgt, dass unterschiedliche Menschen scheinbar eindeutige Fakten unterschiedlich wahrnehmen und verarbeiten und ihnen eine unterschiedliche Bedeutung zuschreiben (vgl. Marotzki 1991b, S. 200). Wirklichkeit wird als eine zu interpretierende Wirklichkeit verstanden. Sie ist nicht nur in hohem Maße interpretationsbedürftig, vielmehr konstruiert sie sich erst in den Interpretationen der Akteure²⁹ (vgl. Marotzki 2006b, S. 112). Das Ziel biographischer Forschung ist es demnach „den einzelnen Menschen in seinen sinnhaft-interpretativ vermittelten Bezügen zur alltäglichen Lebenswelt ebenso zu verstehen wie in seinem biographischen Gewordensein“ (ebd. S. 113). Dieses Prinzip gilt auch für die direkte pädagogische Arbeit mit den Adressaten. Es schließt die Analyse der Strukturen des Verhältnisses des Subjekts zu sich selbst ebenso ein wie die Analysen zeitgeschichtlicher Horizonte (vgl. ebd.). Welt und Selbst sind dabei nicht etwas Gegebenes, sondern etwas, das aufgrund der perspektiven- und deutungsgebundenen Wahrnehmung erst hergestellt werden muss (vgl. Marotzki 2006a, S. 61).³⁰

Lebenswelt ist zum Ersten ein beschreibendes phänomenologisch orientiertes Konzept, in dem Lebensbewältigung als allgemeines Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit beschrieben wird. Dieses Verhältnis wird in konkreten Lebensfeldern (wie der Familie oder der Arbeit) realisiert. Der Mensch wird dabei nicht abstrakt als Individuum gesehen, sondern in der Wirklichkeit, in der er sich befindet.

²⁹ Die These, dass der Mensch als interpretierendes und weltentwerfendes Wesen Wirklichkeit erst erzeugt, ist Kern des *Interpretativen Paradigmas* (vgl. Marotzki 1991b, S. 194f.).

³⁰ Für Marotzki ist die reflexive Verortung des Menschen in der Welt in seinem Zugang zu sich selbst (Selbstbezug) und zur Welt (Weltbezug) für den Bildungsbegriff zentral (vgl. Marotzki 2006a, S. 61). „Bildung ist aus dieser Perspektive der Name für den reflexiven Modus des menschlichen In-der-Welt-Seins.“ (ebd.)

Er versucht in subjektiven Deutungsmustern und Handlungsstrategien, in Anpassungen, Verweigerungen oder mit Hilfe von Routinen und Ritualen seine Situation zu bewältigen. Dieser Modus der Lebensbewältigung ist jedoch aufgrund der Offenheit und Brüchigkeit heutiger Lebensstrukturen nicht mehr selbstverständlich. Pragmatik und Routinen sind elementare Voraussetzung für die Lebensbewältigung, dennoch gelten sie nicht mehr unhinterfragt, vielmehr müssen Verlässlichkeit und Offenheit miteinander vermittelt werden.

Zum Zweiten ist das Konzept der Lebenswelt ein historisch-soziales Konzept. Gesetze und Strukturen gesellschaftlicher Verhältnisse repräsentieren sich im konkreten Alltag und seinen Bewältigungsmustern. Es geht somit um das Doppelspiel von lebensweltlichen Bewältigungsmustern und den sozialen und gesellschaftlichen Strukturen.

Zum Dritten ist Lebenswelt ein kritisch normatives Konzept. Es versteht lebensweltliche Verhältnisse und die dahinter liegenden gesellschaftlichen Strukturen in der Spannung zwischen dem was gegeben und dem was möglich ist (vgl. Grunwald/Thiersch 2015, S. 936f.).

Lebensweltorientierte Soziale Arbeit zeichnet sich somit durch den Versuch aus, die Teilhabe an der Lebenswelt zu vermitteln und darüber hinaus lebensweltliche Gegebenheiten zu überschreiten. Dies wird in der Spannung zwischen Respekt und Anerkennung für die gegebenen Verhältnisse der Adressaten und der Eröffnung von Chancen, Notwendigkeiten, Zumutungen oder Provokationen für einen gelingenderen Alltag deutlich (vgl. ebd. S. 938).

Ort der aktuellen Lebenspraxis mit ihren wiederkehrenden Handlungsvollzügen und Deutungsmustern ist der Alltag der Menschen. Er spiegelt die Routinen und Gewohnheiten wider. Alltag ist pragmatisch und überschaubar, zugleich aber auch komplex und diffus. Alltag engt ein und schließt alternative Handlungsmöglichkeiten und Erfahrungen aus. Er kann jedoch auch Freiraum und Ort der Selbstverwirklichung sein. Alltag kann als unstrukturiertes Chaos und unproduktive Geschäftigkeit erscheinen oder als geregelter und strukturierter Tagesablauf. Er ist äußerst ambivalent. Für das Bearbeiten schwerwiegender Probleme bleibt oft keine Zeit, grundlegende Neuerungen im Alltag sind nur schwierig umzusetzen. Alltag ist nicht nur individuell geprägt, er findet nicht zurückgezogen von der gesellschaftlichen Wirklichkeit statt.

Vielmehr ist er gesellschaftlich vermittelt und bestimmt (vgl. Mack 1999, S. 234f.). Er stellt „die Schnittstelle objektiver Strukturen und subjektiver Verständnis- und Bewältigungsmuster“ (Thiersch 2000, S. 47) dar. Gesetze und Strukturen gesellschaftlicher Verhältnisse spiegeln sich im konkreten Alltag und seinen Bewältigungsmustern wider.

Ziel einer alltags- bzw. lebensweltlich orientierten sozialen Arbeit ist es, Probleme und Schwierigkeiten im Alltag zu bearbeiten und von einem belasteten zu einem gelingenderen Alltag zu gelangen (vgl. Mack 2008, S. 149). Darin kommt der Anspruch zum Ausdruck, bornierte und belastende Routinen aufzubrechen, um neue Formen von Alltäglichkeit zu eröffnen. Hierbei geht es darum, bestehende Handlungs- und Verhaltensmuster bewusst zu machen und den Alltag mit ungeahnten alternativen Möglichkeiten zu kontrastieren. Ziel ist es, Lernprozesse anzuregen, die auf Veränderung und Entwicklung angelegt sind und Freiräume und Selbstbestimmung hervorbringen (vgl. Mack 1999, S. 247).

Dieses Alltagskonzept, das in der Rede vom „gelingenderen Alltag“ die Utopie einer humaneren, freieren und selbstbestimmteren Alltäglichkeit immer wieder aufs Neue erinnert, verweist auf Bildung, wenn Bildung verstanden wird als freie und selbstbestimmte Entwicklung und Entfaltung des Subjekts in Auseinandersetzung und Wechselwirkung mit seiner Umwelt. (ebd.)

Ein zentraler sozialpädagogischer Beitrag zur Bildung des Menschen liegt also in der Anregung, Unterstützung und Begleitung von Lern- und Entwicklungsprozessen im Alltag der Menschen (vgl. ebd.), um einen erfüllteren Alltag zu ermöglichen und die Entfaltung des Subjekts zu unterstützen. Dieses Paradigma steht in einem deutlichen Widerspruch zur Zielstellung der sozialen Aktivierung, die letztlich darin besteht, eine Reintegration in den Arbeitsmarkt herbeizuführen. Bewältigung steht damit der unmittelbaren Verwertungslogik gegenüber, da sie auf eine nachhaltige Bewältigung im biographischen Kontext ausgerichtet ist.

6.4 Bewältigung als Streben nach Handlungsfähigkeit

Böhnisch (2008) hebt die subjektive Handlungsfähigkeit als Kern seines Bewältigungskonzepts hervor. Vor dem Hintergrund gewachsener Unsicherheit in einer entgrenzten Arbeitsgesellschaft (vgl. Böhnisch/Schröder 2005, S. 214f.) und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen beschreibt er Bewältigung als Streben nach Handlungsfähigkeit.

„Lebensbewältigung meint in diesem Zusammenhang das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit in Lebenssituationen, in denen das psychosoziale Gleichgewicht - im Zusammenspiel von *Selbstwert*, sozialer *Anerkennung* und *Selbstwirksamkeit* - gefährdet ist.“ (Böhnisch 2008, S. 33f.; Hervorhebungen im Original). Er orientiert sich hierbei an psychologischen Bewältigungskonzepten, in denen Bewältigung als (Wieder-)herstellung eines inneren oder äußeren Gleichgewichts interpretiert wird (vgl. Stark 1996, S. 96).

Gut zwei Jahrzehnte zuvor beschreiben Böhnisch/Schefold (1985) Bewältigung als ein „über die Runden [...] kommen“ (ebd. S. 76; Auslassung Y.F.) und mit wechselnden, widersprüchlichen und nicht kalkulierbaren Anforderungen und Erwartungen zurechtzukommen, was in der Regel mit geringen ökonomischen Ressourcen, wenig stabilen sozialen Beziehungen und möglicherweise auch mit nicht legitimierten Mitteln geschieht (vgl. Mack 1999, S. 266). In dieser Perspektive der Lebensbewältigung ist die Erfahrung enthalten, dass das Vertrauen in die Erreichbarkeit eines gesellschaftlich anerkannten, konventionellen Lebensentwurfs in Frage gestellt wird (vgl. Böhnisch/Schefold 1985, S. 79).

Böhnisch/Lenz/Schröer (2009) sehen in den Entgrenzungs- und Freisetzungsdynamiken der Zweiten Moderne „eine Verdichtung und Verstetigung offener, das Streben nach Handlungsfähigkeit herausfordernder und darin ‚kritischer‘ biografischer Konstellationen, die den Sozialisationsprozess im Lebenslauf in eine nicht selten reversible Abfolge von Bewältigungsschritten drängen“ (ebd. S. 30). Sie heben damit die gesellschaftliche Dimension von Bewältigung hervor und grenzen sich in dieser Form vom Coping-Konzept der psychologischen Bewältigungsforschung ab.

6.5 Bewältigung als psychologische Kategorie

Der Begriff Bewältigung wird in der Psychologie in unterschiedlichen Kontexten verwendet. Es gibt verschiedene theoretische Ansätze und zahllose Forschungsarbeiten zu einem weiten inhaltlichen Spektrum, sodass eine präzise Beschreibung des Begriffs nicht zu finden ist (vgl. Weber 1997, S. 7). Dennoch können relevante Merkmale für das Konzept „Bewältigung“ benannt werden:

- das Geschehen ist für den Betroffenen belastend oder fordernd
- es weicht von einer unterstellten Normalität ab

- es erfordert Handlungsweisen des Betroffenen, die mit psychischem oder physischem Aufwand verbunden sind
- in der Regel sind individuell unterschiedliche Verhaltensweisen möglich, um sich mit der Situation auseinander zu setzen (vgl. ebd., S. 9)

Im Fokus steht der Prozesscharakter von Bewältigung. Bewältigung ist demnach „als dynamischer Prozeß zu verstehen, bei dem eine ständige Wechselwirkung zwischen situativem Geschehen, kognitiver Beurteilung der Situation durch die betreffende Person und situationsveränderndem Bewältigungshandeln stattfindet.“ (Laux 1996, S. 68). Bewertungen werden hierbei vermieden. So werden unter dem Begriff Bewältigung alle Handlungen und Bemühungen zusammengefasst, welche kritische Situationen, Ereignisse oder Entwicklungsaufgaben bearbeiten - auch dann, wenn die Strategien wenig effizient sind und nicht zur Lösung des Problems beitragen (vgl. Mack 2008, S. 147). Strategien der Bewältigung können sein:

- Aktives und geplantes Problemlösen
- Genaues Analysieren der Situation
- Ordnen und Beschwichtigen störender Emotionen
- Distanzieren von Problemen oder Gefühlen
- Verleugnen, Umdeuten, Vergessen, Übersehen und Verharmlosen
- Beschuldigung anderer
- Bei Mitmenschen Rat suchen (vgl. Flammer 1996, S. 242)

Das Zwei-Prozess-Modell der Bewältigung

Sofern Bewältigungsprozesse mit Veränderungen der Lebenssituation bzw. mit der Neustrukturierung von Zielperspektiven oder sozialen Beziehungen einhergehen, wirken sie auf die persönliche Entwicklung zurück. Diskrepanzen oder Passungsprobleme ergeben sich dabei aus Konflikten zwischen ambivalenten Entwicklungsmöglichkeiten oder normativen Ansprüchen und Erwartungen an die persönliche Entwicklung (vgl. Rothermund/Brandtstädter 1997, S. 120).

Rothermund/Brandtstädter unterscheiden zwischen assimilativen und akkomodativen Bewältigungsstrategien. Sie gehen davon aus, dass entwicklungsbezogenes Handeln seinen Ausgang in der Diskrepanz zwischen einem Ist- und einem Soll-Zustand nimmt. Wie der Einzelne hiermit umgeht, hängt von individuellen Lebenszielen aber auch von den Vorstellungen eigener Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten ab.

Zur Überwindung des Missverhältnisses zwischen Soll- und Ist-Zustand werden zwei Zugangsmöglichkeiten unterschieden:

a) *der Versuch die gegebene Situation hin zum Soll-Zustand (individuelle Ziele, Lebensentwürfe etc.) zu verändern*

Die Person versucht also Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die der Zielerreichung entgegenstehen und macht sich selbst oder ihr Selbst zum Gegenstand eingreifenden Handelns. Dies entspricht dem *assimilativen Bewältigungsmodus*. Diesem sind Prozesse der Planung und Implementation von Handlungszielen zugeordnet. Hierzu gehören:

- die Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf das konkrete Problem,
- die Analyse der Ursachen sowie die Suche nach Lösungsmöglichkeiten,
- die Bereitstellung von Energie und Ressourcen,
- der Erwerb von Kompetenzen,
- die Inanspruchnahme professioneller Hilfe oder sonstiger Unterstützung.

b) *die Anpassung der Soll-Komponente*

Dies entspricht dem *akkomodativen Bewältigungsmodus*. Eigene Ziele, Ambitionen oder Standards zur Selbstbewertung werden so an die Situation angepasst, dass die Diskrepanz mit zur Verfügung stehenden Mitteln geschlossen werden kann (vgl. ebd. S. 120f.). Prozesse der Ziel- und Prioritätenanpassung sind besonders dann von Bedeutung, wenn die wahrgenommenen Handlungsmöglichkeiten nur gering sind. Sie sind effektiv, da gerade die Unfähigkeit, eigene Zielvorstellungen auf die persönlichen Möglichkeiten abzustimmen dazu führt, dass Ziele zu bloßen Wunschträumen erstarren, die keinerlei handlungsleitende Funktion haben. Durch die Reorientierung auf vielversprechendere Möglichkeiten eröffnen sich neue Handlungsoptionen (vgl. ebd. S. 123f.).

Daraus folgt, dass bei dauerhaft reduzierten Entwicklungsmöglichkeiten akkomodatives Bewältigungsverhalten nicht mit Hoffnungslosigkeit oder Resignation einhergeht. Die Anpassung oder Aufgabe nicht erreichbarer Ziele ist vielmehr als geglücktes Bewältigungsverhalten anzusehen (vgl. Lindenberg/Schaefer 2008, S. 406f.).

Assimilative Bewältigungsprozesse werden durch die wahrgenommene Verfügbarkeit von Handlungsressourcen oder sozialer Unterstützung aber auch durch eine hohe Bedeutung des Zieles begünstigt. Dagegen wird der Einsatz akkomodativer Formen der Bewältigung durch die Flexibilisierung der Lebensentwürfe und die damit verbundene Ersetzbarkeit von Entwicklungszielen unterstützt (vgl. Rothermund/Brandtstädter 1997, S. 122). Der Versuch eine angemessene Balance zwischen dem zähen Festhalten an Zielen und der flexiblen Zielanpassung zu gewinnen, kann aus entwicklungspsychologischer Sicht als Bewältigungsverhalten bezeichnet werden (vgl. Lindenberger/Schaefer 2008, S. 406). Dabei stellen intersubjektive Verständigung und emotionale Entlastung zentrale Kriterien für Bewältigungsstrategien dar (vgl. Mack 2008, S. 148).

Im Hinblick auf die Bewältigung von Erwerbslosigkeit können die Versuche, sich neu zu qualifizieren, Stellenanzeigen zu recherchieren oder sich Beratung und Unterstützung bei der Suche nach einer Erwerbsarbeit zu suchen als assimilative Bewältigungsstrategien interpretiert werden. Das Individuum wendet also Kraft und Energie auf, um sein Ziel, wieder in Erwerbsarbeit zu kommen, zu erreichen. Dagegen kann der Aufbau neuer Ziel- und Sinnperspektiven jenseits von Erwerbsarbeit als akkomodative Bewältigung gesehen werden. Es ist jedoch davon auszugehen, dass beide Prozesse in einer Art Wechselspiel auftreten, sodass zum Beispiel zu Beginn der Erwerbslosigkeit die Suche nach einer neuen Arbeit dominiert und die Anstrengungen erst nach mehreren missglückten Bewerbungsverfahren reduziert werden. Im Anschluss sucht der Betroffene dann möglicherweise Beschäftigung und Anerkennung jenseits von Erwerbstätigkeit.

Die kognitiv-transaktionale Stresstheorie

Im Mittelpunkt der kognitiv-transaktionalen Stresstheorie steht die Wechselwirkung von Person und Situation. Sie schreibt den kognitiven Prozessen eine primäre Bedeutung zu. Der Begriff der Transaktion steht für die Verbindung zwischen einer sich verändernden Situation und einer denkenden, fühlenden und handelnden Person. Psychologischer Stress beruht also auf der Einschätzung einer Situation durch den Betroffenen (vgl. Schwarzer 1996, S. 154). Lazarus bezeichnet dies als primäre Einschätzung. Hier können drei Formen unterschieden werden:

Schädigung bezieht sich auf ein bereits eingetretenes Ereignis, z.B. auf den Verlust körperlicher Funktionsfähigkeit, den Verlust der sozialen oder eigenen Wertschätzung oder den Verlust der existentiellen Sinngebung.

Bedrohung kann sich auf die gleichen Arten von Ereignissen beziehen, diese schließt jedoch ein, dass die Ereignisse noch nicht eingetreten sind, aber erwartet werden.

Herausforderung ist damit verbunden etwas als Möglichkeit zu persönlichem Wachstum, Gewinn oder Meisterung einer Situation aufzufassen (vgl. Lazarus 1995, S. 212f.).

Stress tritt also erst im Zusammenhang mit der kognitiven Einschätzung ein. Etwa gleichzeitig tritt eine zweite Facette dieses kognitiven Prozesses auf: die sekundäre Einschätzung. Wird also eine Situation als schädigend, bedrohend oder herausfordernd bewertet, werden potentielle Bewältigungsmöglichkeiten durchgegangen.

Den kognitiven Einschätzungen liegen keine objektiven Bedingungen zugrunde. Entscheidend bleibt die persönliche Sichtweise des Subjekts. Die primäre Einschätzung beruht überwiegend auf Informationen aus der Umwelt (z.B. Schicksalsschläge oder Alltagsanforderungen), während sich die sekundäre Einschätzung vorrangig auf Merkmale der Person stützt (also auf ihre Kompetenzen, Wertvorstellungen, Ziele und Überzeugungen). Bedeutend sind ebenfalls finanzielle Ressourcen oder ein unterstützendes soziales Netzwerk. Eine besonders wichtige Komponente im Prozess der sekundären Einschätzung ist die Selbstwirksamkeitserwartung einer Person. Damit ist die Überzeugung gemeint, spezifische Anforderungen durch eigenes Handeln unter Kontrolle zu bringen. Hat eine Person dagegen das Gefühl nicht über die nötigen Bewältigungsmöglichkeiten zu verfügen, kommt ihre Verwundbarkeit zum Ausdruck. Verwundbarkeit oder Vulnerabilität geht mit einem Defizit an Ressourcen einher und kann mit externaler Kontrollüberzeugung zusammenhängen. Personen, die sich verwundbar fühlen, erleben mehr Stress und sind weniger konstruktiv und hartnäckig, die anstehenden Probleme zu lösen. Aus der Art und Weise der Einschätzungen resultieren unterschiedliche Bewältigungsformen. Lazarus unterscheidet allgemein zwischen problem- und emotionsorientierten Bewältigungsformen. Problemorientierte Bewältigungsformen zielen auf die Lösung eines Problems, also auf die Veränderung der Situation selbst. Emotionsorientierte Bewältigungsformen zielen auf die Linderung der Belastungssymptome. Es geht also darum die Emotionen unter Kontrolle zu halten, um das Wohlbefinden nicht zu beeinträchtigen (vgl. Schwarzer 1996, S. 154ff.).

Lazarus unterscheidet vier Formen der Bewältigung, die sowohl problemlösende als auch emotionsregulierende Funktionen aufweisen:

Informationssuche dient der Herausfilterung der Eigenschaften einer Situation, welche die Person zur Auswahl bestimmter Bewältigungsstrategien benötigt.

Direkte Aktionen sind alle Aktivitäten, mit der eine Person versucht, die Situation in den Griff zu bekommen. Sie können sowohl auf die Person selbst als auch auf die Umwelt gerichtet sein, da beide potentiell veränderbar sind. Direkte Aktionen zielen entweder darauf, vergangenes Leid oder Unrecht zu bewältigen oder sich auf künftige Herausforderungen vorzubereiten.

Aktionshemmung stellt eine Bewältigungsstrategie dar, bei der ein Handlungsimpuls unterdrückt wird, der Schaden anrichten könnte. Die Entscheidung für bestimmte Handlungen ist nur möglich, wenn starke Handlungsimpulse wie Ärger oder Wut unterdrückt werden können.

Der Kategorie der *intrapsychischen Prozesse* sind alle kognitiven Prozesse zuzuordnen, die der Regulation von Emotionen dienen. Hierzu gehören:

- Mechanismen der Selbsttäuschung
- Abwehrmechanismen wie Verleugnung oder Projektion
- Vermeidung und Versuche der Distanzierung von einer Bedrohung (z.B. im Fall von Isolierung, Intellektualisierung oder Untätigkeit), sie vermitteln das Gefühl der subjektiven Kontrolle über eine Bedrohung

Diese Bewältigungsformen haben meist einen lindernden Effekt, da sie das Wohlbefinden steigern und die emotionale Belastung reduzieren. Sie können sich auf vergangene Ereignisse beziehen (z.B. die Neueinschätzung eines Ereignisses) oder auf künftige Ereignisse gerichtet sein (z.B. die Leugnung einer Gefahr) und auf die eigene Person oder die Umwelt zielen (vgl. Lazarus 1995, S. 218ff.).

Problembezogenes Bewältigungsverhalten (z.B. einen Handlungsplan aufstellen und diesen umsetzen) und kognitive Restrukturierung (z.B. der Versuch, die positiven Aspekte zu sehen) sind bei Erwerbslosen mit geringerer Ängstlichkeit und Depressivität verbunden. Darüber hinaus begünstigt problembezogenes Coping den erfolgreichen Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt. Emotionsbezogenes Coping und Vermeidungsstrategien stehen einem erfolgreichen beruflichen Wiedereinstieg entgegen. Es lässt sich allerdings kein Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Bewerbungen und der Aufnahme einer Erwerbsarbeit nachweisen.

Vielmehr ist zu vermuten, dass die Qualität des Arbeitssuchverhaltens für die Wiedervermittlung entscheidend ist. Bewerbungsaktivitäten, die nicht zum Erfolg führen, können zudem Schädigungen des Selbstwertgefühls zur Folge haben. Darüber hinaus scheint eine hohe Konzessionsbereitschaft den Wiedereinstieg zu beschleunigen, nicht aber die psychische Befindlichkeit zu verbessern. Dies ist darauf zurückzuführen, dass ein unbefriedigendes Beschäftigungsverhältnis schwieriger zu bewältigen ist als die Erwerbslosigkeit. Eine hohe Konzessionsbereitschaft birgt zudem die Gefahr, eine Abwärtsspirale einzuleiten, wenn Zugeständnisse hinsichtlich der Qualität der Arbeit oder des qualifikationsgerechten Einsatzes gemacht werden (vgl. Mohr/Richter 2008, S. 28).

Vor diesem Hintergrund sind die weitgefassten Zumutbarkeitskriterien der Politik des Förderns und Forderns kritisch zu sehen, da sie mit der Aufforderung an den Hilfeempfänger verbunden sind, jede Tätigkeit anzunehmen, zu der er körperlich, geistig und seelisch in der Lage ist, auch wenn sie vorherigen Tätigkeiten oder der Ausbildung nicht entspricht und die Arbeitsbedingungen schlechter sind. Nimmt der Arbeitssuchende also eine entsprechend schlecht bezahlte oder gesundheitlich belastende Tätigkeit an, sind die Anforderungen zur Bewältigung hoch und übersteigen möglicherweise die zur Verfügung stehenden Ressourcen. Dies kann das Wohlbefinden, aber auch die Gesundheit schädigen und die Berufsbiographie nachhaltig negativ beeinflussen.

7. MÖGLICHE AUSWIRKUNGEN VON ERWERBSLOSIGKEIT UND IHRE INDIVIDUELLE BEARBEITUNG

Wie bereits angesprochen, handelt es sich bei den Folgen von Erwerbslosigkeit nicht um einen Reaktionsautomatismus, der bei jedem Erwerbslosen gleichförmig auftritt. Vielmehr spielen für die individuellen Bewältigungsmechanismen demographische, soziale und persönliche Faktoren eine Rolle. Die Folgen der Erwerbslosigkeit sind u.a. abhängig vom Ausmaß der finanziellen Einschränkungen, vom Lebensalter oder von Art und Umfang der sozialen Unterstützung. Unterschiede in der Auseinandersetzung mit der Erwerbslosigkeit gibt es jedoch auch zwischen Männern und Frauen. Darüber hinaus spielen die bisherige Berufsbiographie und die Arbeits- und Berufsorientierung eine Rolle.

Seit der industriellen Revolution spielt sich die Erwerbsarbeit vorrangig außerhalb des häuslichen Umfelds ab. Man arbeitet also an bestimmten Arbeitsorten und zu bestimmten Arbeitszeiten mit anderen Menschen zusammen. Dem Bedürfnis nach Ruhe und Freizeit sowie Familien- und Freundschaftsbeziehungen stehen eigene Zeiten zur Verfügung. Insbesondere Arbeit und Familie veranlassen den erwerbstätigen Menschen dazu seine Zeit zu strukturieren. Dementsprechend sind Menschen, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen in zwei Beziehungsgeflechte integriert: in den Betrieb mit Arbeitskollegen und Vorgesetzten und in die außerbetriebliche Lebenswelt mit Familie, Nachbarschaft, Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen. Die Einbindung in beide Beziehungsgeflechte bringt im Idealfall soziale Anerkennung im nähräumlichen Bereich mit sich. Indem jemand arbeitet gilt er oder sie als wertvolles Subjekt, der seine Aufgaben, Rollen und Funktionen erfüllt. Die gesellschaftliche Anerkennung außerhalb des sozialen Nahbereichs basiert in Arbeitsgesellschaften ebenfalls auf der Tatsache, dass jemand arbeitet und somit in der Lage ist, sich selbst und seine Familie zu ernähren sowie Steuern und Sozialbeiträge zu zahlen (vgl. Promberger 2008, S. 8f.). „Die soziale Anerkennung durch Erwerbsteilhabe ist (neben dem Produzentenstolz) ein wesentlicher Nährboden des Selbstwertgefühles von Arbeitnehmern in Arbeitsgesellschaften.“ (ebd. S. 9) Das Fehlen von Arbeit entlässt den Menschen aus der durch die Arbeit hervorgebrachten Strukturen des Alltags, es beendet die Sinnproduktion, die mit der Arbeit einhergeht und führt zu einem Verlust der aus der Arbeitswelt herrührenden Beziehungsstrukturen sowie der damit verbundenen Anerkennung.

Das Abweichen von eigenen Rollenerwartungen und denen des Umfelds und die Funktionslosigkeit des Betroffenen gefährden auch bei Abwesenheit von starker materieller Armut die Familienbeziehungen. Denn Anerkennung, Selbstwertgefühl und Nützlichkeitsempfinden wirken sich auch auf andere Lebensbereiche aus und beeinflussen die Beziehungsqualität (vgl. ebd. S. 12). Die Balance aus Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwertgefühl droht aus dem Gleichgewicht zu geraten, wenn die Erwerbsarbeit nicht durch andere sinnerfüllte Aufgaben ersetzt werden kann und z.B. beim Übergang in das ALG II finanzielle Einbußen hingenommen werden müssen. Die Folgen von Arbeitslosigkeit können jedoch bei jedem Betroffenen unterschiedlich sein. Sie werden im folgenden Kapitel zusammenfassend dargestellt:

7.1 Finanzielle Einschränkungen

Arbeitslosigkeit ist trotz der entwickelten sozialen Sicherungssysteme einer der Hauptrisikofaktoren für Armut. Der Verlust des Arbeitsplatzes ist in der Regel mit erheblichen finanziellen Einbußen verbunden. So geht aus dem dritten Armuts- und Reichtumsbericht hervor, dass das Armutsrisiko von Arbeitslosen mit 43 Prozent mehr als dreimal so hoch ist wie in der Gesamtbevölkerung, hier liegt es bei 13 Prozent (vgl. BMAS 2008, S. 82).

Es ist davon auszugehen, dass ein Zusammenhang zwischen psychischem Stress und mangelnden finanziellen Ressourcen oder Belastungen durch Schulden besteht (vgl. Holleder 2011, S. 60f.). Männer, die vor der Arbeitslosigkeit als Hauptverdiener fungiert haben, zeigen in einer Untersuchung von Grobe/Schwartz (2003) stärkere gesundheitliche Einschränkungen als Arbeitslose, die nicht angegeben haben, Hauptverdiener gewesen zu sein (vgl. Grobe/Schwartz 2003, S. 9). Es sind also nicht nur die geringeren finanziellen Ressourcen ausschlaggebend für das subjektive Wohlbefinden, sondern auch die veränderte soziale Rolle, die ein Erwerbsloser z.B. innerhalb des Familiensystems einnimmt. Die nur im geringen Umfang zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel können zu einer Einschränkung der sozialen Kontakte oder der Freizeitaktivitäten führen. Die Möglichkeiten positive Emotionen zu entwickeln reduzieren sich, auch das Selbstwertgefühl kann sich verschlechtern (vgl. Mohr/Richter 2008, S. 26ff.; Mohr 2010, S. 490f.).

Überschuldung kann ein weiteres Problem darstellen. In einer repräsentativen Erhebung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung gaben bereits vor der Gesetzesreform mehr als ein Drittel der Befragten an Geldschulden zu haben (vgl. Hollederer 2003, S. 5). Dies ist jedoch nicht nur eine Frage der finanziellen Ressourcen, vielmehr kann Überschuldung ein ernst zu nehmendes Vermittlungshemmnis darstellen. Sie kann unter Umständen schon im Vorfeld der Arbeitslosigkeit zum Verlust des Arbeitsplatzes beigetragen haben, da für den Arbeitgeber Belastungen z.B. durch zu beachtende Pfändungsbeschlüsse bestehen. Geht die Überschuldung auch mit Wohnungslosigkeit einher, kommt ein weiteres gravierendes Vermittlungshemmnis hinzu (vgl. Hollederer 2011, S. 62).

7.2 Soziale Unterstützung und soziale Belastungen

Der Familie kommt bei der Bewältigung von Erwerbslosigkeit eine hohe Bedeutung zu. Ihre Rolle ist jedoch ambivalent. Zum einen stiftet Familie Sinn und leistet soziale Unterstützung. Zum anderen schafft sie Verantwortlichkeit und Abhängigkeiten, sodass die Familie als Ganzes unter Druck geraten kann (vgl. Hollederer 2011, S. 63). So können von den psychosozialen Auswirkungen der Erwerbslosigkeit nicht nur Arbeitslose selbst betroffen sein, sondern auch diejenigen, die von ihnen wirtschaftlich abhängig sind oder mit ihnen zusammenleben. Dies sind insbesondere Lebens- und Ehepartner sowie die Kinder. Ehefrauen Arbeitsloser, so Kieselbach (2005), zeigen mit einem Verzögerungseffekt häufig vergleichbare Symptome wie diejenigen, die direkt von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Die Folgen für die Kinder arbeitsloser Eltern fasst er dahingehend zusammen, dass sie ein geringeres Selbstwertgefühl aufweisen, stimmungslabiler, nicht so gesellig und weniger in der Lage sind Stress zu bewältigen (vgl. Kieselbach 1995, S. 502).

Arbeitslosigkeit kann auch mit Isolation, Eheschwierigkeiten oder Ärger in der Familie verbunden sein (vgl. Frese/Mohr 1978, S. 296ff.). Somit nimmt die Familie bei der Bewältigung von Arbeitslosigkeit eine ambivalente Rolle ein. Arbeitslosigkeit geht zudem mit der Tendenz einher, bestehende soziale Beziehungen zu verlieren. So gaben im Bundesgesundheitsurvey 12 Prozent der arbeitslosen Männer an, maximal eine Person zu kennen, auf die sie sich im Notfall verlassen können. Unter den Berufstätigen sind es nur fünf Prozent mit entsprechend wenigen Bezugspersonen.

Unter den Frauen sind die Unterschiede mit neun bzw. sechs Prozent weniger deutlich und statistisch nicht abzusichern (vgl. Grobe/Schwartz 2003, S. 8).

Insgesamt ist davon auszugehen, dass sich die soziale Unterstützung mit Hilfe eines Beziehungsnetzwerks, das über die familiären Beziehungen hinausreicht, positiv auf die Bewältigung der Arbeitslosigkeit und damit verbundene Probleme auswirkt. Insbesondere die Unterstützung durch andere Erwerbslose wird als hilfreich erlebt (vgl. Mohr/Richter 2008, S. 27). Darüber hinaus können sich unzureichend ausgebildete soziale Netzwerke auch negativ auf die Stellensuche auswirken. Eine Analyse des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung ergab, dass neues Personal am häufigsten über eigene Mitarbeiter und persönliche Kontakte gesucht wurde. Ein Drittel aller Einstellungen kam auf diese Weise zustande, sodass davon auszugehen ist, dass die informelle Suche nach Bewerbern an Bedeutung gewinnt. Nur bei jeder vierten Neueinstellung bezogen die Betriebe Initiativbewerbungen ein. Mit den Diensten der Arbeitsagenturen wurden im Jahr 2005 bei 33 Prozent aller offenen Stellen nach Bewerbern gesucht. 16 Prozent aller Einstellungen kamen so zustande. Diese Ergebnisse unterstreichen die Relevanz beruflicher und sozialer Netzwerke (vgl. Kettner/Spitznagel 2006, S. 4f.). Ungeklärt ist die Frage, welche positive Funktion das Geben sozialer Unterstützung für andere hat - sei es in Form emotionaler Unterstützung für andere Erwerbslose oder in Form instrumenteller Unterstützung z.B. Kinderbetreuung oder Altenhilfe, die durch die freie Zeit möglich wird (vgl. Mohr 2010, S. 493). Insbesondere in der Phase des mittleren Erwachsenenalters gehört das Geben jedoch zur Identität: „der reife Mensch hat das Bedürfnis, daß man seiner bedarf und die Reife wird vom Wesen dessen gelenkt, dem man Fürsorge zuwenden muß.“ (Erikson 1981, S. 141). Dieses Bedürfnis ist Antrieb soziale Organisationen zu lenken, künstlerische oder wissenschaftliche Werke zu schaffen oder sich für Hilfebedürftige einzusetzen (vgl. Flammer 1996, S. 90). Es ist also anzunehmen, dass das Geben von Unterstützung, insbesondere bei Erwerbslosen im mittleren Alter, ein Grundbedürfnis darstellt und sich positiv auf die Bewältigung der eigenen Lebenssituation auswirkt. Hiermit geht auch ein Perspektivenwechsel einher: Nicht mehr der arbeitslose Mensch ist derjenige, der Hilfe und Unterstützung bedarf, sondern er ist auch selbst dazu in der Lage anderen zu helfen. Diese Erfahrung kann zu einer positiveren Sicht auf die eigene Person führen und das Empfinden von Selbstwirksamkeit verstärken.

7.3 Kognitionen

Der Begriff der Kognition bezieht sich auf die Wahrnehmung und Bewertung von Ereignissen. Sie können die Form einer Vorstellung, einer Erwartung, einer interpretierenden Wahrnehmung oder einer Einstellung einnehmen und beinhalten somit ganz unterschiedliche Vorgänge. Lazarus/Smith 1988 unterscheiden bei den Kognitionen zwischen „knowledge“ und „appraisal“. Zu „Knowledge“ zählen Vorstellungen darüber, wie Dinge sind und wie sie funktionieren. Sie sind, soweit das überhaupt möglich ist, frei von persönlichem Bezug und daher „kalt“.

Im Gegensatz dazu ist mit „appraisal“ stets eine Bewertung darüber verbunden, was dieses Wissen für das persönliche Wohlergehen bedeutet. Diese „heißen“ Kognitionen sind Ausdruck persönlicher Betroffenheit. Das Wissen sowie die eigenen Vorstellungen und Erwartungen verlieren die neutrale Distanz (vgl. Weber 1994, S. 188).

a) Kontrollüberzeugungen

Unter Kontrollüberzeugung wird die Überzeugung verstanden, dass Ereignisfolgen vom eigenen Handeln beeinflusst werden können (internale Kontrollüberzeugung) oder externen Einflüssen unterliegen (externale Kontrollüberzeugung) (vgl. Weber 1994, S. 191). Sie beziehen sich also auf die Einschätzung selbst Einfluss auf sein Leben zu haben oder den Bedingungen ausgeliefert zu sein. Erwerbslose zeichnen sich im Vergleich zu Erwerbstätigen durch eine höhere externale Kontrolle aus. Sie nimmt mit der Dauer der Erwerbslosigkeit zu (vgl. Mohr/Richter 2008, S. 28). Ein Grund hierfür kann zum Beispiel die Abhängigkeit von übergeordneten staatlichen Instanzen sein, die in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der Forcierung der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik tendenziell zugenommen hat.

Allerdings hatten diejenigen, denen der berufliche Wiedereinstieg in eine zufriedenstellende Erwerbsarbeit gelingt, am Anfang der Erwerbslosigkeit eine höhere internale Kontrolle (vgl. ebd.). Der erfolgreiche Wiedereinstieg ist also möglicherweise auf eigenes Engagement oder persönliche Eigenschaften zurückzuführen, die mit der inneren Kontrollüberzeugung im Zusammenhang stehen.

b) Attributionen und Attributionsstile

Der Theorie der Kausalattribution zufolge sind Menschen bestrebt, Geschehnissen Ursachen zuzuschreiben. Neben der Frage nach konkreten Ursachen können verschiedene Attributionsstile unterschieden werden. Unterscheidungsmerkmal ist, ob den Ereignissen interne oder externe Ursachen zugeschrieben werden (vgl. Weber 1994, S. 192). Die Art der Ursachenerklärung hat Einfluss auf die Höhe der Belastungen. Internale Attributionen (die Arbeitslosigkeit ist selbst verschuldet) stehen externalen Attributionen (die Arbeitslosigkeit ist gesellschaftlich bedingt) jedoch nicht in einem gegensätzlichen Verhältnis gegenüber. Vielmehr können sie nebeneinander auftreten oder sich vermischen. Generell sind bei denjenigen, die sich die Schuld für die Arbeitslosigkeit selbst zuschreiben, die Belastungen höher (vgl. Kieselbach 1994, S. 46). Wird die Erwerbslosigkeit also externen Ursachen (z.B. einer insgesamt hohen Arbeitslosenrate) zugeschrieben, ist dies für die Betroffenen entlastend.

c) Arbeits- und Berufsorientierung

Zentraler Faktor für die Bewältigung von Arbeitslosigkeit ist die Bedeutung bisheriger Arbeitserfahrungen. Menschen mit ausgeprägter Arbeits- und Berufsorientierung und einer Zentrierung auf die Arbeitsrolle sind durch Arbeitslosigkeit stärker psychisch belastet (vgl. Holleder 2011, S. 66). So verhindert eine ungebrochene Orientierung auf Erwerbsarbeit eher die langfristige Anpassung an die Situation (vgl. Kieselbach/Beelmann 2006, S. 18).

Die Politik des aktivierenden Sozialstaats ist vor diesem Hintergrund kritisch zu hinterfragen, da die Hilfeempfänger auf die Erwerbsarbeit zentriert werden, indem sie z.B. eine entsprechende Anzahl von Bewerbungen nachweisen müssen. Erfolgreiche Bewerbungsversuche können sich jedoch negativ auf die psychische Befindlichkeit auswirken, was die Auseinandersetzung mit der Lebenssituation erschwert. Dies gilt insbesondere für diejenigen Erwerbslosen, denen tendenziell nur noch wenige Chancen auf dem Arbeitsmarkt eingeräumt werden.

7.4 Arbeitslosigkeit bei Männern und Frauen

Bei der Untersuchung der Auswirkungen der Arbeitslosigkeit hinsichtlich der Geschlechter wird häufig davon auszugehen, dass die Frauenbeschäftigungsquoten und die hohen Teilzeitanteile von Frauen eng im Zusammenhang mit der traditionellen Aufteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zu sehen sind (vgl. Holleder 2011, S. 51). Geringe Beeinträchtigungswerte von Frauen im Vergleich zu Männern werden als Bestätigung der Annahme interpretiert, dass Frauen die Alternativrolle „Hausfrau“ zur Verfügung stehe und diese positiver erlebt werde als der Status der Arbeitslosigkeit (vgl. Mohr 2010, S. 488). Mohr (1997) differenziert diese Annahme dahingehend, dass die soziale Unterstützung in der Partnerschaft, verbunden mit einem geringen finanziellen Druck, die positive Wirkung des Status Hausfrau erklären könnte. Ferner geht sie davon aus, dass nur solche Frauen Hausfrauen werden, die diesbezüglich günstigere Ausgangsbedingungen vorfinden (vgl. ebd., S. 126).

Paul/Hassel/Moser (2006) kommen in ihrer Metaanalyse zu einem geringen Unterschied innerhalb der Arbeitslosengruppe zwischen Männern und Frauen hinsichtlich ihrer psychischen Gesundheit (die Datenbasis besteht jedoch nur aus 14 Studien, wodurch der Effekt nicht gesichert ist) (vgl. ebd. S. 49). Die Effektstärken (bezogen auf den Unterschied zwischen Arbeitslosen und Erwerbstätigen) sind kleiner, wenn ein hoher Anteil weiblicher Probanden in den Stichproben ist.³¹ Dieser Effekt fiel hoch signifikant und vergleichsweise stark aus. Sie schlussfolgern daraus, dass der Effekt des Geschlechts auf den Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und psychischer Gesundheit daraus resultiert, dass Männer stärker von der Erwerbsarbeit profitieren als Frauen (vgl. ebd.).

In Bezug auf die Erwerbslosigkeit von Frauen im Osten Deutschlands muss jedoch berücksichtigt werden, dass die Frauen hier einer stärkeren Erwerbsbeteiligung unterliegen und die Erwerbsbeteiligung insgesamt stärker ausgeprägt ist als in den alten Bundesländern. Die Belastungswerte ostdeutscher Frauen müssten bei Arbeitslosigkeit also entsprechend höher sein.

³¹ Eine hohe Effektstärke bedeutet, dass Arbeitslose ein schlechteres Befinden haben als Erwerbstätige.

Insgesamt sind die Befunde für geschlechtsspezifische Unterschiede von Arbeitslosen hinsichtlich ihrer Bewältigungsstrategie und psychischer Gesundheit (mit Komponenten wie Angstsymptomen, Depressivität, subjektivem Wohlbefinden, Lebenszufriedenheit, Externalität und Selbstwertgefühl) widersprüchlich. In Bezug auf andere Indikatoren wird die Gesundheit von arbeitslosen Männern jedoch häufig deutlich schlechter angegeben als von arbeitslosen Frauen. Solche Gesundheitsunterschiede existieren beim Gesundheits-, Vorsorge- und Suchtverhalten sowie bei Variablen, die insbesondere die physische Gesundheit betreffen (vgl. Holleder 2011, S. 52f.).

7.5 Arbeitslosigkeit bei älteren Arbeitslosen

In der Literatur wird häufig davon ausgegangen, dass Arbeitslose im mittleren Alter die Arbeitslosigkeit im Vergleich zu Älteren als belastender erleben (vgl. Holleder 2011, S. 48f.). Begründet wird dies mit der Vermutung, dass in diesem Alter die familiären Verantwortlichkeiten am größten sind und dass der Status des Familienernährers insbesondere bei Männern dieser Altersgruppe besondere Bedeutung für das Selbstbild hat. Zudem bestehen in dieser Altersphase höhere finanzielle Verpflichtungen (vgl. Moser/Paul 2001, S. 435). Die Annahmen zur Wirkung von Arbeitslosigkeit bei Älteren sind widersprüchlich. Unter Umständen kann die Option einer vorzeitigen Verrentung entlasten, während andere ältere Arbeitslose gern wieder arbeiten würden und sich entwertet fühlen. Mit zunehmendem Alter sinken die Wiedereingliederungschancen erheblich, der psychische Druck kann für diejenigen, die tatsächlich eine Arbeit suchen also entsprechend hoch sein (vgl. Holleder 2011, S. 49). Im Gegensatz hierzu ergab die Untersuchung von Dill (2009)³², dass ältere Arbeitslose tendenziell eher optimistisch sind. Sie weisen in den verschiedenen Lebensbereichen (mit Ausnahme der beruflichen Situation) eine relativ hohe Zufriedenheit auf. Demnach ist das Lebensalter zwar ein Handicap für die Stellensuche, andererseits jedoch eine Ressource bei der Bewältigung der Arbeitslosigkeit, da Lebenserfahrung und früherer beruflicher Erfolg stabilisierend wirken.

³² Im Rahmen der Evaluation von KompAQT, dem Münchener Angebot im Rahmen der Bundesinitiative 50Plus, wurden 219 Kundinnen und Kunden befragt; 193 beteiligten sich an einer Fragebogenerhebung, 25 wurden in Form von Fallstudien durch das Programm begleitet. Fragestellung der Interviews war, welche Ressourcen den Betroffenen helfen, die Arbeitslosigkeit und ihre Folgen auszuhalten und welche Angebote der Arbeitsverwaltung hilfreich sind, um die Betroffenen in die Lage zu versetzen, sich kontinuierlich bei potentiellen Arbeitgebern zu bewerben (vgl. Dill 2009, S. 299).

Arbeitslosigkeit wird hier in erster Linie als finanzielles Problem erlebt (vgl. ebd., S. 314). Dill bezieht sich in ihrer Untersuchung auf das Kohärenzgefühl. Dieses Konzept stellt in ihrer Studie eine Schlüsselkategorie bei der Erforschung der Zusammenhänge zwischen Lebensalter, berufsbiographischer Erfahrung und den Folgen von Arbeitslosigkeit dar. Es soll im folgenden Abschnitt kurz dargestellt werden.

Exkurs: Das Kohärenzgefühl (nach Antonovsky)

Kohärenz bedeutet Zusammenhang oder Stimmigkeit (vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 2001, S. 28). Das Kohärenzgefühl bezeichnet „[...] eine grundlegende Lebenseinstellung, die ausdrückt, in welchem Ausmaß jemand ein alles durchdringendes, überdauerndes und zugleich dynamisches Gefühl der Zuversicht hat, dass seine innere und äußere Erfahrungswelt vorhersagbar ist und eine hohe Wahrscheinlichkeit besteht, dass sich die Angelegenheiten so gut entwickeln, wie man vernünftigerweise erwarten kann.“ (Antonovsky 1979, zitiert und übersetzt nach Bengel/Strittmatter/Willmann 2001, S. 29; Auslassung Y.F.)

Das Kohärenzgefühl setzt sich aus drei Komponenten zusammen:

Verstehbarkeit: Sie beschreibt die Fähigkeit von Menschen, Anregungen und Anforderungen von außen als geordnet, strukturiert und konsistent wahrzunehmen und verarbeiten zu können und nicht mit Reizen konfrontiert zu sein, die chaotisch, willkürlich, zufällig oder unerklärlich sind (vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 2001, S. 29).

Handhabbarkeit: Diese Komponente beschreibt die Überzeugung von Menschen, geeignete Ressourcen zur Verfügung zu haben, um den Problemen zu begegnen und sie zu bewältigen. Dies können Ehepartner, Freunde, Kollegen oder Gott sein (vgl. Antonovsky 1997, S. 35). Besonderheit ist hier, dass es nicht nur um eigene Ressourcen und Kompetenzen geht, sondern auch der Glaube daran, dass andere Personen oder eine höhere Macht dabei helfen Schwierigkeiten zu überwinden (vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 2001, S. 29). „Ein Mensch, dem diese Überzeugung fehlt, gleicht dem ewigen Pechvogel, der sich immer wieder schrecklichen Ereignissen ausgeliefert sieht, ohne etwas dagegen unternehmen zu können.“ (ebd.)

Bedeutsamkeit: In dieser Komponente geht es um Lebensbereiche, die den Menschen wichtig sind und ihnen sehr am Herzen liegen. Bedeutsamkeit bezieht sich auf das Ausmaß, in dem man das Leben emotional als sinnvoll empfindet und dass wenigstens einige Probleme und Anforderungen des Lebens es wert sind, dass man sich für sie einsetzt und sich ihnen verpflichtet (vgl. Antonovsky 1997, S. 35f.).

Antonovsky sieht die motivationale Komponente als die wichtigste an. Ohne die Erfahrung von Sinnhaftigkeit und ohne positive Erwartungen an das Leben ergibt sich trotz einer hohen Ausprägung der anderen beiden Komponenten kein hoher Wert des gesamten Kohärenzgefühls. Ein Mensch ohne Erleben von Sinnhaftigkeit wird das Leben in allen Bereichen nur als Last empfinden und jede weitere sich stellende Aufgabe als zusätzliche Qual. (Bengel/Strittmatter/Willmann 2001, S. 30)

Das Kohärenzgefühl nimmt eine übergeordnete Funktion ein. Es wirkt als flexibles Steuerungsinstrument, das den Einsatz verschiedener Verarbeitungsmuster anregt. Ein Mensch mit einem stark ausgeprägten Kohärenzgefühl aktiviert die für die jeweilige Situation angemessene Copingstrategie, während jemand, der nur über ein schwach ausgeprägtes Kohärenzgefühl verfügt, eher starr und rigide antwortet, da er weniger Ressourcen zur Verfügung hat bzw. sie nicht wahrnimmt (vgl. ebd. S. 30). Nach Antonovsky sind die Wirkungsweisen des Kohärenzgefühls unterschiedlich. Er nimmt an, dass das Kohärenzgefühl verschiedene Systeme des Organismus (z.B. Zentralnervensystem, Immunsystem, Hormonsystem) direkt beeinflussen kann und dass es als Filter bei der Verarbeitung von Informationen wirkt. Es ist also an gedanklichen Prozessen beteiligt, die darüber entscheiden, ob eine Situation als gefährlich, ungefährlich oder willkommen bewertet wird. Daneben werden durch das Kohärenzgefühl vorhandene Ressourcen³³ mobilisiert, ihr erfolgreicher Einsatz führt zur Spannungsreduktion. Es wirkt demnach auf die physiologischen Systeme der Stressverarbeitung. Kurzfristige physiologische Stressreaktionen (z.B. Anspannung) sieht Antonovsky nicht als gesundheits-schädigend an, wenn sie im Anschluss durch eine Erholungsphase ausgeglichen werden. Eine Schädigung entsteht erst dann, wenn die selbstregulativen Prozesse nicht mehr funktionieren (vgl. ebd. S. 37).

³³ Antonovsky forschte lange nach Faktoren, die die Spannungsbewältigung begünstigen. Er trug ein breites Spektrum an Variablen zusammen, die in epidemiologischen Studien mit dem Gesundheitszustand korrelierten. Sie beziehen sich auf individuelle (z.B. körperliche Eigenschaften, Intelligenz) sowie soziale und kulturelle Faktoren (z.B. soziale Unterstützung, finanzielle Möglichkeiten, kulturelle Stabilität). Diese Variablen nennt er „generalisierte Widerstandsressourcen“ (vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 2001, S. 34).

Obwohl der Begriff der „Salutogenese“ sehr populär ist, hinterfragen Bengel/Strittmatter/Willmann (2001) den wissenschaftlichen Stellenwert. Die empirische Fundierung beschränkt sich auf Querschnittuntersuchungen, die den Zusammenhang des Kohärenzgefühls mit verschiedenen Parametern psychischer und physischer Gesundheit und Persönlichkeitseigenschaften (z.B. körperliche Beschwerden, Ängstlichkeit, Lebenszufriedenheit, Stresswahrnehmung, Gesundheitsverhalten) und sozialer Unterstützung messen. Hier konnten folgende Korrelationen nachgewiesen werden:

- Menschen mit einem hohen Kohärenzgefühl sind weniger ängstlich und depressiv.
- Der Zusammenhang zwischen dem Kohärenzgefühl und dem Ausmaß körperlicher Gesundheit ist weniger eindeutig. Dies widerspricht der Annahme Antonovskys, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen Kohärenzgefühl und körperlicher Gesundheit gibt.
- Das Kohärenzgefühl scheint die Stresswahrnehmung und Stressbewältigung zu beeinflussen und die Anpassung an schwierige Lebenssituationen zu erleichtern. Menschen mit einem hohen Kohärenzgefühl nehmen Ereignisse oder Anforderungen eher als Herausforderung wahr.
- Ihr Belastungsempfinden ist weniger stark ausgeprägt, sie können Stress schneller abbauen. Hier werden die Annahmen Antonovskys durch zahlreiche empirische Studien gestützt.
- Mit dem Zusammenhang zwischen Kohärenzgefühl und der sozialen Unterstützung beschäftigen sich nur wenige Studien. Einzelergebnisse zeigen einen positiven Zusammenhang zwischen Kohärenzgefühl und der Anzahl der Freunde/ehelicher Zufriedenheit und sozialer Unterstützung.
- Antonovsky nimmt an, dass sich das Kohärenzgefühl in den ersten dreißig Lebensjahren ausbildet und sich danach kaum noch verändert. In den vorliegenden Studien finden sich Hinweise, dass die Stärke des Kohärenzgefühls mit zunehmendem Alter steigt. Hier fehlen jedoch Studien mit Längsschnittdesign (vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 2001, S. 86ff.).

Aussagen über Ursachenzusammenhänge erlauben diese Korrelationen nicht. Finden sich bedeutsame Korrelationen zwischen einem hohen Kohärenzgefühl und einer Variable, ist noch nicht nachgewiesen, dass das Kohärenzgefühl ein ursächlicher Faktor ist. Daneben vereinigt das Modell mehrere Zeitdimensionen: kurz- und mittelfristige Prozesse (wie die Aktivierung generalisierter Widerstandsressourcen) und langfristige Prozesse (z.B. die Entwicklung des Kohärenzgefühls im Verlauf der Biographie). Mit Blick auf diese unterschiedlichen Ebenen wird klar, dass immer nur Teilaspekte untersucht werden können, da eine Operationalisierung der einzelnen Aspekte nur schwer umzusetzen ist. Demzufolge steht auf der einen Seite ein Modell, das empirisch nicht fassbar ist und auf der anderen Seite zu eng umschriebene Zusammenhänge zwischen dem Kohärenzgefühl und Gesundheits- und Krankheitsparametern (vgl. ebd., S. 87ff.).

Bedeutsame Quintessenz scheint jedoch zu sein, dass Menschen, die über Vertrauen und Zuversicht verfügen mit höherer Wahrscheinlichkeit gesund bleiben und schwierige Lebenssituationen besser bewältigen. Diese Fähigkeit hängt u.a. mit der Sicht auf sich selbst und die eigene Biographie zusammen. Gelingt es die eigene Lebensgeschichte als stimmig und in sich konsistent wahrzunehmen, ist eine wichtige Voraussetzung geschaffen, um gesund zu bleiben. Diese Erfahrung ist besonders dann wichtig, wenn länger anhaltende Belastungen eher das Gefühl vermitteln mit sich und seinem Leben nicht „im Reinen“ zu sein.

Der Biographiebezug könnte demzufolge auch eine entscheidende Komponente in Bildungsmaßnahmen für Langzeitarbeitslose sein. Entsprechende Befunde hierfür werden im folgenden Absatz zusammengefasst.

7.6 Biographiebezug in Bildungsmaßnahmen für Langzeitarbeitslose

Biographische Erfahrungen können nicht nur im Rahmen der professionellen Biographiearbeit (vgl. hierzu Kapitel 12) thematisiert werden. Sie können auch Gegenstand der Bildungsarbeit mit Langzeitarbeitslosen sein: Erwachsene, die an einer Bildungsmaßnahme teilnehmen, bringen lebensgeschichtliche und berufsbigraphische Vorerfahrungen mit. Insbesondere schulische Erfahrungen können in diesem Kontext reaktiviert werden und damit die aktuelle Lernsituation prägen. In diesem Zusammenhang fallen insbesondere diejenigen Erfahrungen besonders ins Gewicht, die sich auf die Einschätzung der eigenen Lernfähigkeit beziehen.

Häufig werden unangenehme Erfahrungen abgerufen, wie vor der Klasse versagt zu haben, bloßgestellt worden zu sein oder etwas ohne eigenes Lerninteresse gelernt haben zu müssen. Schulische Lernerfahrungen prägen aber auch Vorstellungen davon, wie Lernen funktioniert, sodass die Begegnung mit neuen Lernformen durch Unwillen, Skepsis oder Ablehnung quittiert wird. In Bildungsmaßnahmen müssen diese Erfahrungen der Teilnehmer bewusst gemacht und zum Ausgangspunkt für weitere Lernprozesse gemacht werden. Es geht darum die Teilnehmer in die Lage zu versetzen, ihre Lernerfahrungen einer kritischen Bewertung zu unterziehen (Stimmt meine Einschätzung der eigenen Lernfähigkeit? Wo und wann habe ich positive Lernerfahrungen in der Schulzeit gemacht?) Lernen zielt also nicht nur auf die Erweiterung von Wissen und Handlungskompetenz ab, sondern auch auf die Modifikation von Einstellungen, Haltungen und Erwartungen (vgl. Epping/Klein/Reutter 2001, S. 62ff.).

Bereits zwischen Mitte der achtziger und Anfang der neunziger Jahre gab es eine relativ kurze Phase, in der mit der sogenannten Qualifizierungsoffensive ein Bemühen der westdeutschen Politik sichtbar wurde, neue Erkenntnisse zur Reintegration von lernungsgewohnten und bildungsfernen Langzeitarbeitslosen zu gewinnen. Die Modellversuchsreihe zur „beruflichen Qualifizierung von Erwachsenen, die keine abgeschlossene Berufsausbildung haben und ein besonderes Arbeitsmarktrisiko tragen“, war im stetig steigenden Anteil der Langzeitarbeitslosen unter den Arbeitslosen begründet (vgl. Klein/Reutter 2010, S. 353).

Innerhalb dieser Modellversuchsreihe konzentrierte sich die wissenschaftliche Begleitforschung des Modellversuchs LAMBDA³⁴ auf Fragen, welche die Selbstzweifel der eigenen Leistungsfähigkeit betreffen. Ausgangspunkt der Analyse ist, dass zwischen Lebenserfahrungen, Lerninteressen und Lernverhalten ein Zusammenhang besteht, der sich auf die Leistungsfähigkeit auswirkt. Es wird davon ausgegangen, dass sich lebensweltliche Prägungen und biographische Erfahrungen negativ auf die Entwicklung von Lernfähigkeit und Lernbereitschaft auswirken können. Zentrale Frage der wissenschaftlichen Begleitung war, wie subjektive Lernbarrieren der Teilnehmer abgebaut und Zweifel an der eigenen Leistungsfähigkeit aufgebrochen werden können.

³⁴ LAMBDA: Längerfristig Arbeitslose in Metallberufen - Berufsqualifikation in Dortmund-Aplerbeck

Es geht also darum, die Wirkung von Deutungsmustern und Selbstdeutungen in Bildungs- und Qualifizierungsprozessen zu thematisieren (vgl. Peters 1991, S. 7ff.). In den fallanalytischen Untersuchungen wird nachgewiesen, dass Selbstbilder ins Positive korrigiert und Lern- und Leistungspotentiale freigesetzt werden können, die zum Beispiel aufgrund einer negativen Schülerbiographie verschüttet waren (vgl. ebd. S. 282ff.).

Nieke (1992) hat Arrangements für die Umschulung von Langzeitarbeitslosen mit didaktischen Prinzipien unterlegt, die eine Umstrukturierung erworbener negativer Selbstbilder der eigenen Leistung unterstützen. Er hebt u.a. hervor, dass Anforderungen als sinnvoll erlebt werden müssen, dass Erfolgserlebnisse sich positiv auf das Selbstbild auswirken und dass Solidarität statt individueller Leistungskonkurrenz entlastend wirkt (vgl. ebd., S. 79ff.). Die Modellversuche und Praxen der Orientierungsoffensive Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre haben gezeigt, dass Reintegration in Erwerbsarbeit auch für Gruppen möglich ist, die heute tendenziell eher abgeschrieben sind (vgl. Klein/Reutter 2010, S. 352).

8. REFLEXION DER THEORETISCHEN BEFUNDE

In den westlichen Industrieländern hat sich ein Muster der Lebensführung durchgesetzt, das auf Lohnarbeit zentriert ist. Angesichts gewachsener beruflicher Anforderungen, dem zunehmenden Zeitdruck und der ständigen Verfügbarkeit von Arbeitnehmern aufgrund moderner Kommunikationsmedien werden jedoch auch Alternativen hierzu diskutiert. Die Realisierung von Work-Life-Balance, die Selbstverwirklichung jenseits beschäftigungssichernder Erwerbsarbeit oder die Ermöglichung gemeinwohlorientierten Engagements werden bspw. in der Diskussion um das bedingungslose Grundeinkommen aufgegriffen (vgl. hierzu Kapitel 2.3). Auch die Inanspruchnahme vorübergehender Auszeiten zur inneren Neuausrichtung zwischen Lebensphasen, nach überstandenen Krisen oder Krankheit scheint zumindest in bestimmten gesellschaftlichen Milieus akzeptiert zu sein. Gleichzeitig ist diese Form der Erfahrungsverarbeitung wenig gesellschaftlich institutionalisiert, abgesehen von Krankschreibung und Rehabilitation ist sie in der deutschen Sozialversicherung nicht vorgesehen. Eine Unterbrechung der beschäftigungssichernden Erwerbstätigkeit über die gesetzlichen Vorgaben hinaus bzw. die gänzliche Abkehr von ihr muss man sich auch finanziell leisten können, demzufolge bleibt ihre Wahrnehmung nur einem kleinen Teil der Bevölkerung vorbehalten. Im bedingungslosen Grundeinkommen wird ein Ansatzpunkt gesehen, um die ungleiche Verteilung von Einkommen und Kapital aufzulösen und mehr soziale Gerechtigkeit zu schaffen. Gleichzeitig würde dessen Einführung alle Erwerbsfähigen vom Druck des Arbeitsmarktes befreien, Ängste aufgrund drohender Arbeitslosigkeit würden sich relativieren, Hartz IV wäre nicht mehr existent. Allerdings käme die Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens einer Revolution gleich, da die Logik des protestantischen Arbeitsethos, dass Arbeit und Einkommen untrennbar zusammengehören, aufgehoben wäre.

Theoretische und empirische Ansätze, die diese Überlegungen aufgreifen, stehen in deutlichem Gegensatz zu Forschungen, in denen Erwerbslosigkeit als belastender Zustand beschrieben wird, ohne dass Ansätze zum Überschreiten des gegenwärtigen gesellschaftlichen Status quo einbezogen werden.

Forschungen zum Phänomen der Arbeitslosigkeit machen deutlich, dass Arbeitslosigkeit von den Betroffenen als belastender Zustand erlebt wird, insbesondere dann, wenn finanzielle Sorgen die Arbeitslosigkeit begleiten. Das Belastungserleben der Betroffenen resultiert darüber hinaus aus der Erfahrung, dass Arbeitslosigkeit mit negativen Zuschreibungen und Stigmatisierung verknüpft ist, hiervon können auch Erwerbslose betroffen sein, die Arbeitslosigkeit nicht selbst gewählt haben.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die „Arena“, in denen Erwerbsarbeit „ausgefochten“ werden muss, werden als schwierig und belastend beschrieben. Während im Individualisierungsbegriff Kontingenz, Nichtplanbarkeit und Unsicherheit, aber auch die Möglichkeit seine Biographie nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, aufgegriffen werden, hebt der Prekarisierungsbegriff die Schattenseiten der Flexibilisierung hervor. Mit ihm ist die Annahme verbunden, dass aufgrund der Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse, dem Zurückdrängen des Normalarbeitsverhältnisses sowie der Reduktion der öffentlichen Daseinsvorsorge neue gesellschaftliche Spaltungslinien hervorgerufen werden. Trotzdem oder gerade deshalb bleibt er eine relationale Kategorie, die von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards - insbesondere vom Normalitätsmuster Normalarbeitsverhältnis - abhängig ist und die Betroffenen mit negativen Zuschreibungen belastet.

Ob prekäre Beschäftigung bzw. Erwerbslosigkeit tatsächlich immer eine Belastung darstellen, ist von der Perspektive der Betroffenen und ihrer Deutung der Situation abhängig. Dies gilt auch für die in der akademischen Fachdebatte unterstellten Dominanz fordernder Aktivitäten in den Arbeitsagenturen, die sich bei der Analyse von Gesprächsthemen zwischen Arbeitskräften und Kunden nicht nachweisen lässt (vgl. zusammenfassend Dietz/Kupka/Lobato 2012, S. 93). Ein weiterer Gegenstand der Kritik im akademischen Diskurs ist die Vermittlungslogik arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen, die mit der unzureichenden Ausrichtung auf die individuelle Bildungs- und Berufsbiographie einhergeht. Dabei scheinen insbesondere schulische und berufsbiographische Erfahrungen ein wichtiger Ausgangspunkt für die Gestaltung von Bildungsangeboten zu sein. So sind insbesondere diejenigen Weiterbildungsmaßnahmen erfolgversprechend, die eine Neuausrichtung der Perspektive auf die eigene Leistungsfähigkeit zum Ziel haben und verloren geglaubte Fähigkeiten und Potentiale offenlegen.

Wird Bildungsarbeit dem Primat der Vermittlung untergeordnet, bleibt sie jedoch sowohl auf der individuellen als auch auf der gesellschaftlichen Ebene weit hinter ihren Möglichkeiten zurück. Angesichts der komplexen Problemsituation, in der sich insbesondere Langzeitarbeitslose häufig befinden, erscheint es wenig sinnvoll mit arbeitsmarktpolitischen Standard- und Sanktionsinstrumenten einwirken zu wollen: So beschreibt Böhnisch Bewältigung als Streben nach Handlungsfähigkeit in Situationen, in denen das Zusammenspiel aus Selbstwert, Anerkennung und Selbstwirksamkeit gefährdet ist. Für ihn ist Bewältigung also auf der Ebene des Individuums angesiedelt, das Freiheit und Handlungsspielraum für die Bewältigung schwieriger Lebenssituationen benötigt.

Böhnischs Konzeption von Bewältigung bestätigt die Annahme, dass das entscheidende Kriterium für die Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit in der Wiederherstellung einer stabilen positiven Perspektive auf sich selbst zu finden ist. Um diese neu aufzubauen, ist eine Umgebung notwendig, die durch Wertschätzung und Vertrauen geprägt ist und in der Aneignungsprozesse möglich sind, die Selbstwirksamkeit nachhaltig erfahrbar machen. Bildungs- und Bewältigungsprozesse (die trotz ihrer Verschiedenheit durchaus Gemeinsamkeiten aufweisen) erfordern demnach Zeit und Muße, um gemeinsam mit Fachkräften und Wegbegleitern die häufig komplexen und vielschichtigen Problemlagen zu bearbeiten und neue Perspektiven auf sich selbst und die eigene Zukunft zu entwickeln.

Wie sich die Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit auf der Einzelfallebene gestaltet und welche Schlussfolgerungen sich, über die zusammengetragenen theoretischen Befunde hinaus, ableiten lassen, soll nun im empirischen Teil der vorliegenden Dissertation untersucht werden.

9. DARSTELLUNG DER ERHEBUNGSMETHODE

Die Untersuchung der Bewältigungsmuster Langzeitarbeitsloser basiert methodisch auf dem narrativen Interviewverfahren, welches Fritz Schütze in den 1970er und 1980er Jahren grundgelegt hat. Das Erhebungsinstrument setzt sich aus einem biographisch-narrativen Erzählstimulus und einem Nachfrage teil zusammen, in dem sowohl schulische Erfahrungen, die Berufsausbildung, die Berufstätigkeit, die Arbeitslosigkeit sowie lebensweltliche Aspekte thematisiert werden.

In der vorliegenden Arbeit geht es nicht um eigentheoretische Bewertungen der Interviewten, sondern um ihre Erfahrungen mit konkreten Situationen, Verläufen und Übergängen, aus denen heraus die Handlungspraxis und somit auch Orientierungs- und Bewältigungsmuster ersichtlich werden. Deshalb wird jeder Teilbereich durch jeweils einen themenbezogenen Stimulus eingeleitet, welcher den Interviewpartner dazu auffordern soll, eigene Erlebnisse und Erfahrungen in Bezug auf das forschungsleitende Thema zu erzählen.

Als Auswertungsmethode wurde die von Ralf Bohnsack und Arnd-Michael Nohl entwickelte Dokumentarische Methode gewählt, deren Ziel es ist aus der Handlungspraxis der Akteure die ihr zugrundeliegenden Orientierungen sowie ihre Entstehungszusammenhänge zu rekonstruieren (vgl. u.a. Bohnsack 1989; Bohnsack 1997; Bohnsack 2001; Bohnsack 2003; Bohnsack 2014; Nentwig-Gesemann 1999; Nohl 2012; Nohl 2017).

Theoretische Grundannahmen und Methodologie des narrativen Verfahrens bzw. der dokumentarischen Methode sollen in diesem Kapitel dargestellt werden.

9.1 Grundannahmen des narrativen Interviews

In den meisten erziehungswissenschaftlichen Projekten hat sich das narrative Interview durchgesetzt. Es ist ein sensitives Verfahren, welches in Übereinstimmung mit dem interpretativen Paradigma, v.a. durch Fritz Schütze, entwickelt wurde. Das interpretative Paradigma steht für die Auffassung, dass Wirklichkeit als eine zu interpretierende Wirklichkeit verstanden wird, die sich erst in den Interpretationen der Akteure konstruiert (vgl. Marotzki 2006b, S. 112). Hauptintention qualitativer Forschung ist, die soziale Welt in der Perspektive der Individuen zu rekonstruieren (vgl. Küsters 2009, S. 18), was auf das narrative Interview im Besonderen zutrifft.

Die Bewältigung gesellschaftlicher Transformationsprozesse oder der Weg durch die Jugendphase werden aus der Perspektive der Beteiligten betrachtet. Das Forschungsinteresse ist auf die Frage gerichtet, wie die Betroffenen die soziale Wirklichkeit erfahren und an ihrer Herstellung beteiligt sind. Die Analyse zielt nicht auf die Wiedergabe subjektiver Sichtweisen, sondern auf die Rekonstruktion von Sinnmustern und Prozessstrukturen, die in den autobiographischen Darstellungen enthalten sind (vgl. Jakob 2013, S. 222).

Das narrative Interview vermittelt darüber hinaus einen Einblick in den Zusammenhang sozialer und biographischer Prozesse und geht über die Erfassung punktueller Ereignisse hinaus. „Biographien, Ausschnitte aus Lebensgeschichten oder ausgewählte biographische Ereignisse werden als soziale Prozesse untersucht, die aus den Interaktionen von Individuen und Gruppen innerhalb gesellschaftlicher und institutioneller Rahmenbedingungen resultieren.“ (ebd., S. 221f.) Mit der Analyse individueller Biographien werden demnach soziale Rahmungen und die Einbindung des Einzelnen in kollektiv-historische Ereignisse deutlich. Vor allem jedoch kann nachvollzogen werden, wie die äußeren Ereignisse von den beteiligten Akteuren erlebt und interpretiert werden (vgl. ebd. S. 221f.).

Im narrativen Interview hat der Informant die Möglichkeit seine Lebensgeschichte entlang eines selbstgewählten roten Fadens zu erzählen. Wie er die Informationen selektiert, welche Verknüpfungen er sucht und welche Schwerpunkte er setzt, bleibt ihm überlassen. Ihm wird die Autonomie zugewiesen, seine Erlebnis- und Gestaltungsperspektive zu suchen und zu entfalten. Daraus folgt für den Interviewer eine bestimmte Haltung: Er soll das Erzählen in Gang setzen und halten, die Auswahl und inhaltliche Darstellung soll er jedoch nicht steuern. Ziel ist es, ohne thematische Intervention des Forschers lebensgeschichtliche Erzählungen zu generieren und aufrecht zu erhalten (vgl. Marotzki 2006b, S. 115f.).

Das narrative Interview besteht in der Regel aus drei Teilen. Der Interviewer arbeitet zunächst mit einer einzigen vorbereiteten Frage (Erzählaufforderung). Diese soll die Erzählung in Gang setzen. In Untersuchungen, die auf die Analyse eines Phänomens im Gesamtzusammenhang der Biographie gerichtet sind, werden die Erzähler um eine detaillierte Darstellung ihrer Lebensgeschichte gebeten (vgl. Jakob 2013, S. 225).

Es hat sich jedoch als sinnvoll erwiesen, auch narrative Interviews, die nur der Untersuchung bestimmter biographischer Themen dienen, mit einer Erzählaufforderung beginnen zu lassen, die auf die gesamte Autobiographie abzielt. Eine Fokussierung auf bestimmte Themen könnte dazu führen, dass bedeutende Aspekte der Biographie nicht erzählt werden und damit eine Datenbasis entsteht, die dem Interviewten und seiner Lebensgeschichte nicht gerecht wird (vgl. Nohl 2012, S. 18).

Im Anschluss an die Erzählaufforderung folgt die Haupterzählung. Hier erzählt der Interviewpartner seine Geschichte. Der Interviewer hört mit deutlich gezeigtem Interesse zu, ohne den Interviewpartner zu unterbrechen, er stellt keine Fragen und macht auch nicht die eigene Position zu den dargestellten Themen deutlich (vgl. Hermanns 1981, S. 18). Er nimmt die Rolle des Zuhörers ein, versucht den Interviewten zu verstehen und signalisiert dieses durch Zeichen („hm“) (vgl. Hermanns 1995, S. 184). „Dabei wird eine Stegreiferzählung hervorgebracht, die sich am früheren Ereignis- und Erfahrungsablauf orientiert und in der die interpretative Verarbeitung dieser Erfahrungen in Deutungsmustern dargestellt wird.“ (Jakob 2013, S. 225).

Hat der Erzähler das Ende seiner Erzählung erreicht, wird diese in der Regel mit einer Erzählkoda beendet. Erst dann beginnt der Forscher mit seinen Nachfragen, welche darauf abzielen den Erzähler zu weiteren Ausführungen zu bewegen und angesprochene Themen zu vertiefen. Der Interviewer setzt mit seinen Nachfragen an Stellen der Abschneidung des Erzählflusses, der Raffung, mangelnder Plausibilität und abstrahierter Vagheit an (da die zu berichtenden Gegenstände für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind) bzw. hinterfragt Passagen, in denen sich eine Undurchsichtigkeit des Ereignisgangs angedeutet hat. Hilfreich ist es, insbesondere an Stellen mangelnder Plausibilisierung, die zuvor erzählte Passage aus der Erinnerung zu wiederholen und dann den Interviewten zu bitten, an dieser Stelle weiter bzw. ausführlicher zu erzählen (vgl. Schütze 1983b, S. 285). Alle Fragen nach Begründungen, Argumentationen und Äußerungen von Zweifeln sind an dieser Stelle zu vermeiden. Vielmehr geht es darum Punkte der Geschichte, die aus unterschiedlichen Gründen auffällig sind, weil sie Brüche, Sprünge oder Widersprüchlichkeiten enthalten noch einmal anzusprechen.

Der Interviewpartner hat dann Gelegenheit auf diese Fragen einzugehen, indem er seine Ausführungen präzisiert, erweitert oder modifiziert (vgl. Hermanns 1981, S. 18).

In der anschließenden Phase der „exmanenten Nachfragen“ werden Themen angesprochen, die bisher nicht erwähnt wurden, aber aus Forschungsperspektive von Bedeutung sind (vgl. Jakob 2013, S. 225). Dieser dritte Hauptteil des Interviews ist nicht mehr nur den Erzählungen gewidmet. An dieser Stelle wird der Interviewte um abstrahierende Beschreibungen von Zuständen, immer wiederkehrender Abläufe und systematischer Zusammenhänge gebeten. Daneben wird der Interviewte nach den Begründungen und Motiven für sein Handeln gefragt (vgl. Schütze 1983b, S. 285). „Es geht nunmehr um die Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst.“ (ebd.) Die Nachfragen sollten nun am Beschreibungs- und Theoriepotential des Interviewten ansetzen.

Das autobiographisch narrative Interview erzeugt Datentexte, die nicht nur den äußeren Ereignisablauf, sondern auch innere Reaktionen widerspiegeln. Es kommen also die Erfahrungen des Biographieträgers ebenso zum Ausdruck wie ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern. Aufgrund des Raffungscharakters werden die großen Zusammenhänge des Lebenslaufs herausgearbeitet und mit besonderen Relevanzsetzungen versehen. Abgebrochene Erzählsegmente und Auslassungen weisen auf Ereignisse und Entwicklungen hin, die dem Biographieträger nicht voll bewusst sind, von ihm ausgeblendet oder gar verdrängt werden bzw. hinter einer Schutzwand sekundärer Legitimation verborgen bleiben. Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der die Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität darstellt und expliziert (vgl. ebd., S. 285f.).

9.2 Die Stegreiferzählung

Im narrativen Interview hat das Stegreiferzählen besondere Bedeutung. Hiermit ist das spontane unvorbereitete Erzählen gemeint. Das narrative Interview basiert auf der Annahme, dass mit seiner Hilfe authentische Angaben über die Orientierungsstrukturen im vergangenen Handeln und Erleben erhalten werden können (vgl. Küsters 2009, S. 17).

Indem der Erzähler sich auf eine (mehrstündige) autobiographische Stegreiferzählung einlässt (in der Regel von den ersten Erinnerungen seiner Kindheit bis zum Jetzt-Zeitpunkt), wird er in dem mehrstündigen Interview in die Dynamik eines Erzählvorgangs eingebunden, der grundlegend nicht mehr gesteuert werden kann von den Vorstellungen und Möglichkeiten einer Selbstdarstellung, wie sie durch die aktuelle, momentane Kommunikationssituation (des Interviews) bestimmt wird. Vielmehr muss der Erzähler bzw. die Erzählerin sich auf die zusammenhängende Reproduktion bereits abgearbeiteter (und in ihrer Selbsterfahrung und Selbstkonstitution verankerter) sowie theoretisch-reflexiv wenig überformter Erfahrungen einlassen - eine für ihn bzw. sie i.d.R. ungewohnte Situation: (Bohnsack 2014, S. 94f.)

Stegreiferzählungen werden - so argumentiert Fritz Schütze - in besonderer Weise dem Prozesscharakter der sozialen Realität gerecht. Sie zeichnen sich durch eine Homologie der Erfahrungen und Erlebnisse und der darauf aufbauenden Erzählung aus. Fritz Schütze geht davon aus, dass die Reihenfolge der Darstellungen im Wesentlichen der Reihenfolge der Erlebnisse entspricht (vgl. Schütze 1987, S. 38). Die in der Erinnerung reaktivierten Ereignisabfolgen werden noch einmal in seiner ursprünglichen Ereignisaufschichtung durchgegangen, wobei Hoffnungen, Orientierungen, Befürchtungen, Freude und Schmerz wieder lebendig werden (vgl. ebd. S. 41). Die Darstellung abgelagerter und reflexiv weniger überformter Ebenen der Selbsterfahrung verleiht der Erzählung eine Selbstläufigkeit, die nur auf Kosten von Brüchen und Inkonsistenzen wieder verlassen werden kann (vgl. ebd.; Bohnsack 2014, S. 94ff.).

Ziel des narrativen Interviews ist es, den Interviewten *Erzählungen* zu seinen persönlichen Erfahrungen hervorzulocken. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass der Informant in ihnen Handlungs- und Geschehensabläufe darstellt, die einen Anfang und ein Ende haben. Es geht hier um ein singuläres Ereignis, welches durch Zeit- und Ortsbezüge gekennzeichnet ist und den Übergang zwischen zwei Zeitzuständen beinhaltet. Ein Erzählausschnitt fängt typischerweise mit einer Zeitangabe an und wird mit Worten wie „und“, „dann“ fortgesetzt. Typisch ist auch, dass das „spätere“ aus dem, was früher geschehen ist, hervorgeht. Eine erzählte Begebenheit hat also eine danach erzählte Begebenheit zur Folge.

Beschreibungen sind dadurch gekennzeichnet, dass in ihnen immer wiederkehrende Handlungsabläufe oder feststehende Sachverhalte dargestellt werden. Typisch für Beschreibungen sind Worte wie „immer“ oder „öfters“ (vgl. Nohl 2012, S. 20f.). In Beschreibungen werden Sachverhalte in statischer Weise dargestellt, es werden Eigenschaften geschildert, ohne dabei auf den zeitlichen Verlauf einzugehen (vgl. Küsters 2009, S. 25).

Argumentationen sind alltagstheoretische Zusammenfassungen und Stellungnahmen zu Motiven, Gründen und Bedingungen des eigenen oder des fremden Handelns. *Bewertungen* sind Textpassagen, in die Einschätzungen und Evaluierungen (wie „nicht zu billigen“) eingelassen sind. Oft werden in Bewertungen argumentative Grundbehauptungen und abstrakte Beschreibungen verwendet (vgl. Nohl 2012, S. 21f.).

Erzählungen, Beschreibungen, Argumentationen und Bewertungen lösen einander nicht ab, sondern stehen oft in einem Vorder-Hintergrund-Verhältnis zueinander. Empirisch zu finden sind häufig verschachtelte Vorder-Hintergrund-Verhältnisse. So kann eine Haupterzählung durch eine Hintergrundkonstruktion im Modus der Beschreibung unterbrochen sein, innerhalb derer eine weitere Hintergrundkonstruktion im Modus der Bewertung steckt. Da es für den Interviewten immer wieder notwendig ist, ungewöhnliche Handlungen zu rechtfertigen, Hintergründe eines Ereignisses zu schildern oder bestimmte Zustände zu beschreiben, können biographische Darstellungen zwangsläufig nicht nur aus Erzählungen bestehen. Kallmeyer/Schütze (1977) erklären dies mit den „Zugzwängen des Erzählens“:

1. Detaillierungszwang

Durch den Detaillierungszwang ist der Erzähler getrieben, sich an die tatsächliche Abfolge seiner Erlebnisse zu halten. Er orientiert sich an den Verknüpfungen zwischen den Ereignissen, indem er von der Schilderung des Ereignisses A zur Schilderung des Ereignisses B übergeht.

2. Gestaltschließungszwang

Der Gestaltschließungszwang treibt den Erzähler dazu, die Darstellung begonnener kognitiver Strukturen auch abzuschließen. Die Abschließung beinhaltet den Aufbau und den Abschluss eingelagerter kognitiver Strukturen, sie ist Voraussetzung dafür, dass übergeordnete kognitive Strukturen abgeschlossen werden können.

3. Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang

Durch den Relevanz- und Kondensierungszwang ist der Erzähler getrieben, nur das zu erzählen, was an Ereignissen relevant ist. Der Erzähler ist gezwungen, einzelne Ereignisse und Situationen unter dem Gesichtspunkt der Gesamtaussage auf ihre Relevanz hin zu überprüfen, zu gewichten und zu bewerten (vgl. ebd., S. 188).

Grundsätzlich unterliegen alle Erzählungen den genannten Zugzwängen. Je länger eine Erzählung ist, umso stärker greifen sie. Fritz Schütze hat darauf hingewiesen, dass Stegreiferzählungen aufgrund der Dynamik der Zugzwänge besonders nah an den Erfahrungen des Erzählers liegen. Weil der Erzähler seine Erzählung komplettieren, kondensieren und detaillieren muss, verstrickt er sich in die Verkettung seiner Erfahrungen und ermöglicht somit einen tiefen Einblick in seine Erfahrungsaufschichtung. Schütze geht demzufolge von einem engen Zusammenhang zwischen erzählter und erlebter Erfahrung aus (vgl. Nohl 2012, S. 23). „Die analoge Wiedergabeweise zeigt sich insbesondere darin, daß sich der Erzähler in der Stegreiferzählung noch einmal durch den Strom seiner ehemaligen Erlebnisse und Erfahrungen treiben läßt.“ (Schütze 1984, S. 79). Er strukturiert die Erzählung durch Rahmenschaltelemente und Markierer („eh“, „nah“, „und“, „dann“), sie stellen Anzeichen für Strukturierungen des Erfahrungsprozesses in einzelne miteinander verknüpfte Erfahrungsstücke dar. Schütze vertritt die These, dass die narrative Erfahrungsrekapitulation in ihrer formalen Struktur eine systematische Ordnung aufweist, die auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung zurückzuführen ist. Er geht davon aus, dass in der Erzählung eine Fokussierung auf die eigene Lebensgeschichte und deren Interaktionsgeflechte erfolgt, indem die bedeutendsten Interaktions- und Beziehungsinstanzen der eigenen Vergangenheit hervortreten. Die formale Geordnetheit ist nach Schütze darauf zurückzuführen, dass sich das autobiographische wie jedes andere Stegreiferzählen an grundlegenden kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation ausrichtet. Sie sind auf allgemeine Ordnungsprinzipien der Erfahrungsaufschichtung zurückzuführen. Fritz Schütze bezeichnet die kognitiven Figuren des Stegreiferzählens als die „elementarsten Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an *Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens* der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als *Plattform gemeinsamen Welterlebens* wechselseitig als selbstverständlich unterstellen.“ (ebd. S. 80; Hervorhebung im Original). Kognitive Figuren sind:

- Biographie- und Ereignisträger sowie die zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehungen,
- Ereignis- und Erfahrungsverkettungen,
- Situationen,

- Lebensmilieus und soziale Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse und
- die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte (vgl. ebd. S. 81).

Zu Beginn der Stegreiferzählung wird der Biographieträger und andere Ereignisträger in Form charakterisierender Beschreibungen eingeführt. Im Rahmen einer Erzählkette folgen narrative Darstellungen lebensgeschichtlich relevanter Veränderungsprozesse des Biographieträgers. Er stellt seine Verstrickungen in Ereignisse dar, erzählt von Höhe- und Wendepunkten und gibt Aufschluss über sein persönliches Erleben in der jeweiligen (häufig szenisch dargestellten) Situation. Die Darlegung der Gesamtgestalt der Lebensgeschichte erfolgt anhand von systematischen Erzähllankündigungen, Ergebnissicherungen und -bewertungen sowie autobiographisch-theoretischer Kommentare.

Die kognitiven Figuren stellen nicht nur elementare Ordnungsprinzipien der autobiographischen Erfahrungsrekapitulation dar. Fritz Schütze nimmt an, dass sie auch im aktuellen Erleben orientierungswirksam sind, indem sich der Biographieträger meist stillschweigend an einer systematischen Konzeption seiner selbst (als globales Verständnis des bereits gelebten und noch zu erwartenden Fortgangs seiner Lebensgeschichte) orientiert. Demnach hat auch das Alltagsleben des Biographieträgers eine lebensgeschichtliche Tiefendimension (vgl. ebd. S. 82f.).

9.3 Biographieträger, Ereignisträger und kognitive Figuren autobiographischen Erzählens

Die autobiographische Erzählung beginnt in der Regel mit der Selbsteinführung des Biographieträgers. Dies geschieht in Form einer beschreibenden Darstellung des biographischen Rahmens (Geburt, Elternhaus, Geschwister, Kindheit, Spielmilieu). Sie weist eine relativ feste Abfolge auf, da die einzelnen Punkte in ihrer Abfolge „abgearbeitet“ werden müssen. Daneben bewertet der Erzähler in der Regel die Qualität seiner Kindheit (ob sie glücklich, unglücklich oder gewöhnlich, ungewöhnlich) war und er kennzeichnet die Voraussetzungen, die durch diese biographische Konstellation für die eigene Lebensgeschichte gesetzt war. Neben dem Biographieträger treten auch sogenannte Ereignisträger in Stegreiferzählungen auf. Ereignisträger kann jede soziale Einheit sein, die Ereignisse verursacht, die für den Biographieträger von lebensgeschichtlicher Bedeutsamkeit sind. Dies können kollektive soziale Einheiten wie die Familie, Freundeskreise oder soziale Bewegungen sein, aber auch Personen, die biographische Bedeutung haben:

Interaktionsgegenüber (sogenannte signifikante andere) werden durch den sinnstiftenden Verwandten oder Freund, den Leidensgenossen, den Konkurrenten oder Kontrahenten verkörpert. Ereignisträger sind auch unbelebte Objekte wie das eigene Auto oder das eigene Haus - vorausgesetzt sie haben in den Ereignisabläufen des Biographieträgers einen wichtigen Stellenwert und treten mit ihm in symbolische Interaktion. Ereignisträger, welche mit den Ursprüngen des Biographieträgers eng verbunden sind (z.B. Mutter und Vater) werden in der expositionalen Einführung meist automatisch eingeführt. Andere müssen an Stellen, an denen sie das erste Mal im Erzählfluss auftauchen „vorgestellt“ werden, was meist mit Hilfe einer kurzen Charakterisierung geschieht.

In autobiographischen Stegreiferzählungen ist der herausgehobene Ereignisträger häufig der Biographieträger selbst. Es ist jedoch auch möglich, dass der Biographieträger in bestimmten Erzählpassagen seine Rolle als Träger des Erzählfadens, also seine Funktion als Geschichtenträger, verliert. Dies ist dann der Fall, wenn er in bestimmten Abschnitten seiner Lebensgeschichte keinen wirklichen Aktivitätsbeitrag erbracht hat. Die Funktion als Geschichtenträger geht für diese Passagen an andere zentrale Ereignisträger über. Der Biographieträger wird von diesen Ereignisimpulsen erst nachträglich überrascht, getroffen, überwältigt oder zum Reagieren gezwungen. Typisch ist die Dissoziation zwischen Biographie- und Ereignisträger insbesondere für Prozesstrukturen des Lebenslaufs, die verlaufskurvenförmig³⁵ sind (vgl. Schütze 1984, S. 84f.).

Die Unterscheidung von Erzählung, Beschreibung und Argumentation, die Fritz Schütze entwickelt hat, ist auch für die dokumentarische Interviewinterpretation grundlegend. Erzählungen und Beschreibungen dienen aufgrund der großen Nähe zu den Erfahrungen bzw. zur erlebten Handlungspraxis der Artikulation „atheoretischen Wissens“ und „konjunktiver Erfahrung“. Insbesondere die narrativen Elemente von Interviews sind deshalb für die Auswertung mit Hilfe der dokumentarischen Methode von besonderer Bedeutung. Gleichwohl sind Argumentationen und Bewertungen für die dokumentarische Interpretation nicht wertlos, auch sie lassen sich interpretieren.

³⁵ Fritz Schütze unterscheidet vier Prozessabläufe der Lebensgeschichte: biographische Handlungsschemata, institutionelle Ablaufmuster, Verlaufskurven und Wandlungsprozesse. Die Verlaufskurve ist durch lebensgeschichtliche Ereignisse gekennzeichnet, die den Biographieträger als übermächtig überwältigen können. Er kann auf diese nur noch konditionell reagieren und gewinnt nur mühsam einen labilen Gleichgewichtszustand der alltäglichen Lebensgestaltung zurück (vgl. Schütze 1984, S. 92).

Allerdings sollte der Interpret nicht ihrem wörtlichen Sinngehalt folgen, sondern ihre Herstellungs- und Konstruktionsweise rekonstruieren. Auf diese Weise kann herausgearbeitet werden, wie jemand sein Verhältnis zu sich und anderen erörtert oder seine Handlungsweisen rechtfertigt, was ebenfalls Aufschluss darüber geben kann, wie eine Person ihre Themen und Problemstellungen bearbeitet (vgl. Nohl 2017, S. 32 ff.).

Die Rekonstruktion der „Herstellungsweise“ der Wirklichkeit durch die Erforschten entspricht der AnalyseEinstellung der dokumentarischen Methode, auf die im Kapitel 10 eingegangen werden soll.

9.4 Eigenes Vorgehen bei der Erhebung der Interviews

In der vorliegenden Studie wurde für den Einstieg in das Interview ein biographischer Erzählstimulus entworfen: *„Wir interessieren uns für Lebensgeschichten von Erwachsenen, die an dieser Maßnahme teilnehmen. Uns interessiert wie Sie bisher gelebt haben, wie Sie gegenwärtig leben und wie Sie sich ihre Zukunft vorstellen. Ich möchte Sie deshalb bitten, sich einmal an ihre Kindheit zu erinnern und zu erzählen wie es damals war und wie es von da an weiterging. Ich bin jetzt erst einmal ruhig und werde Ihnen aufmerksam zuhören. Sie können alles erzählen, was für Sie richtig und wichtig erscheint.“* Der biographische Zugang wurde aufgrund der Annahme gewählt, dass eine Fokussierung auf bestimmte Themen bedeutende Aspekte der Biographie außer Acht lässt und die Rekonstruktion der Bewältigungsmuster damit auf einer unzureichenden Datenbasis beruht. Nach Abschluss der autobiographischen Anfangserzählung folgten immanente Nachfragen, die an Stellen der Raffung, mangelnder Plausibilisierung oder abstrahierender Vagheit ansetzten (vgl. Schütze 1983b, S. 285) und diese - wenn möglich - aufklären sollten.

Die Fragen des Leitfadens dienten als Gerüst, um noch offene bzw. in der Stegreiferzählung nicht angesprochene Themenbereiche zu vertiefen; die Haltung der Interviewerin war dadurch geprägt, der sehr sensiblen Interviewsituation Rechnung zu tragen. Da alle Interviewpartner zum Zeitpunkt des Interviews bereits mehrere Jahre arbeitslos waren und davon ausgegangen wurde, dass dies für die Betroffenen als Belastung wahrgenommen wird, zielte das Nachfrageverhalten darauf ab, Anknüpfungspunkte für Nachfragen aufzugreifen, den Interviewten jedoch keine Nachfragen aufzudrängen.

Das Interview bewegte sich - wie alle qualitativen Interviews - in dem von Hopf (2016) beschriebenen Verhältnis von Spontaneität und Restriktivität. Ziel der Interviewerin war es, sich nicht hinter der Rolle des neutralen Beobachters zu verstecken, sondern sich in angemessener Form einzubringen, um der Dynamik der sozialen Situation Rechnung zu tragen (vgl. ebd., S. 62ff.).

Der Ausstieg aus dem Gespräch wurde so gewählt, dass die Interviewten zu einem eigentheoretischen Resümee ihrer Biographie und einer Reflexion ihrer Zukunftsvorstellungen bzw. ihrer Wünsche angeregt werden sollten. Auch bei diesen Fragen wurde je nach Interviewverlauf mit entsprechender Sensibilität vorgegangen.

Die Interviews wurden als Audiodatei digital aufgezeichnet und anschließend nach den Standards, die für die dokumentarische Methode maßgeblich sind, mit entsprechend hoher Genauigkeit transkribiert (vgl. Bohnsack 2010a, S. 236).

9.5 Die Auswahl der Befragten

Die vorliegende Studie basiert auf fünf biographisch-narrativ angelegten Interviews, die in den Jahren 2010 und 2011 mit Menschen geführt wurden, die bereits mehrere Jahre arbeitslos sind. Da sich die Auswahl der Interviewpartner auf eine kreisfreie Stadt in Mecklenburg-Vorpommern konzentrierte, ergibt sich eine Stichprobenspezifika: So unterscheiden sich die sozialen und kulturellen Umgebungsfaktoren in einer nordostdeutschen größeren Stadt von den Bedingungen im nordostdeutschen ländlichen Raum, aber auch von den Lebensbedingungen in anderen Städten (bspw. Ballungszentren wie Berlin oder Hamburg). Die Entwicklung der Stadt ist bspw. durch den wendebedingten Niedergang bedeutender Industriezweige wie der Werftindustrie, aber auch durch das stetige Anwachsen neuer Branchen wie der Windenergie geprägt. Im Erhebungszeitraum lag die Arbeitslosenquote bei ca. 13%, daneben verzeichnet die Stadt eine positive Bevölkerungsentwicklung (seit 2005 um ca. 10.000 Einwohner).³⁶

³⁶ vgl. Stadt und Politik - Ausgewählte Eckdaten (Der Weblink kann aus Gründen der Anonymität nur auf Nachfrage herausgegeben werden.)

Als Türöffner für die Auswahl der Befragten diente ein Forschungsprojekt der Universität Rostock, das die Evaluation eines BIWAQ-Projekts³⁷ zum Gegenstand hatte. Im Rahmen der Erhebungstätigkeiten in den beiden Projektstandorten in zwei Neubaugebieten konnten gezielt potentielle Interviewpartner angesprochen und für die Interviews gewonnen werden. Insgesamt wurden neun biographische Interviews geführt, die bis auf eines alle von der Autorin selbst geführt wurden. Fünf Interviews sind schließlich in die Auswertung eingeflossen. Hinsichtlich des Samplings wurde keine statistisch repräsentative Grundgesamtheit, sondern wie für die Stichprobenzusammenstellung in der qualitativen Sozialforschung üblich (vgl. Merrens 2000, S. 291), eine möglichst facettenreiche Struktur des Untersuchungsfeldes angestrebt. Da die Spezifik des Untersuchungsfeldes zu Beginn der Untersuchung noch nicht ersichtlich war, mussten zunächst abstrakte Kriterien für die Auswahl der Befragten formuliert werden. So ging es zunächst darum Interviewpartner zu gewinnen, die sich hinsichtlich ihres Bildungshintergrundes und der Dauer ihrer Arbeitslosigkeit unterscheiden. Die Akquise der Interviewpartner nahm ca. ein halbes Jahr in Anspruch. Eingang in die Studie haben schließlich Interviewpartner gefunden, die zum Zeitpunkt der Erhebung ca. 45 Jahre und älter waren. Die Einschränkung wurde aus zwei Gründen vorgenommen: Zum einen sollten die Erfahrungshorizonte der Befragten auf einem vergleichbaren Niveau gehalten werden, zum anderen wurde davon ausgegangen, dass eine bereits länger andauernde Arbeitslosigkeit im mittleren bzw. höheren Lebensalter als besondere Belastung empfunden wird, da den Betroffenen eine Rückkehr auf den ersten Arbeitsmarkt unwahrscheinlicher erscheint als dies bei jüngeren Menschen der Fall ist.

Während der Erhebungsphase wurden die Interviews gesichtet und aninterpretiert, es wurden „thematische Verläufe“ (Bohnsack 2014, S. 137) angefertigt, die vor allem dazu dienten Themen zu identifizieren, die in unterschiedlichen Fällen behandelt werden und sich deshalb für die komparative Analyse eignen (vgl. Nohl 2017, S. 30). Auf diese Weise konnten tentativ themenbezogene Tertia Comparationis lokalisiert werden.

³⁷ Das ESF Bundesprogramm „Bildung, Wirtschaft, Arbeit im Quartier“ (BIWAQ) lenkte zwischen 2008 und 2015 gezielt arbeitsmarktpolitische Maßnahmen in die Gebiete der „Sozialen Stadt“. Dem Strukturwandel Deutschlands, der sich besonders in städtebaulich, wirtschaftlich und sozial benachteiligten Stadtquartieren zeigte, sollte mit dem Programm entgegengewirkt werden. Im Vordergrund standen die Handlungsfelder Bildung, Beschäftigung, Integration, Teilhabe sowie die Wertschöpfung im Quartier (vgl. BMVBS 2011, S. 8f.).

Neben dem Grad an Autonomie im Umgang mit berufsbiographischen Entscheidungen wurden die biographische Bedeutung der Arbeit sowie die individuelle Sicht auf eigene Fähigkeiten zu vorläufigen Kategorien für die Fallvergleiche. Da sich aus diesen vorläufigen Analysen Pole und Binnenvarianzen herauskristallisierten, wurde von einer weiteren Datenerhebung abgesehen. Eine Sättigung der Feldstruktur, die in der Forschungsstrategie des „theoretical sampling“ (Glaser/Strauss 2010; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014) verfolgt wird und durch einen ständigen Wechselprozess von Datenerhebung und Datenauswertung sowie der Kontrastierung von Konzepten erreicht wird, wurde in der vorliegenden Studie nicht angestrebt, was nicht zuletzt dem Umstand geschuldet ist, dass es sich um eine Einzelplatzstudie mit begrenzten Ressourcen handelt.

Intervieworte: Die Interviews wurden in eigens für die biographischen Interviews zur Verfügung gestellten Räumen des Projektträgers des BIWAQ-Projekts durchgeführt, alle Interviews konnte nahezu störungsfrei in angenehmer Atmosphäre geführt werden. Um einer gedanklichen Vorstrukturierung vorzubeugen wurde im Rahmen der Akquise der Teilnehmer darauf geachtet, die Vorabinformationen über den Inhalt der Interviews möglichst allgemein zu halten. Die Zeit vor dem Interview wurde dafür genutzt, den Interviewten den Ablauf des Interviews zu erklären und die Anonymität ihrer Angaben zuzusichern. Fast alle Interviewpartner waren erfreut darüber, dass sich jemand für ihre Lebensgeschichte interessiert, da sie in ihrem Leben insgesamt wenig Aufmerksamkeit und Anerkennung erfahren.

Die Interviewerin wurde überwiegend als „Studentin“ wahrgenommen, die sich für Lebensgeschichten Langzeitarbeitsloser interessiert, was zu einer relativ offenen und von Vertrauen geprägten Interviewatmosphäre beigetragen hat.

10. DIE DOKUMENTARISCHE METHODE

Als Auswertungsmethode dient die dokumentarische Methode. Sie bewegt sich in einer vermittelnden Position zwischen subjektivistischen und objektivistischen Zugängen der Forschung und geht davon aus, dass das implizite handlungsleitende Wissen der Akteure im Forschungsfeld strukturbildend ist und als solches den zentralen Gegenstand der Forschung darstellt. Dies ist mit der Annahme verbunden, dass bspw. in der objektiven Hermeneutik von Oevermann Strukturaussagen über die Wirklichkeit getroffen werden, die sich nicht auf die empirische Rekonstruktion des Wissens der Akteure im Forschungsfeld stützen. Gegenüber dem „Subjektivismus“ der Hermeneutik der Forschung in der Tradition von Schütz, der zu den Strukturen der Handlungspraxis jenseits der subjektiven Intentionen und Common-Sense-Theorien keinen Zugang hat, nimmt die Dokumentarische Methode ebenfalls eine gegensätzliche Haltung ein (Bohnsack 2003, S. 550).

10.1 Grundannahmen der dokumentarischen Methode

Ziel der dokumentarischen Methode, die in der wissenssoziologischen Tradition nach Karl Mannheim steht, ist es, den Zusammenhang von Orientierungen und Erfahrungen zu rekonstruieren. Sie dient der Rekonstruktion der praktischen Erfahrungen von Einzelpersonen und Gruppen und will Handlungsorientierungen offenlegen, die sich in der jeweiligen Praxis dokumentieren (vgl. Nohl 2012, S. 2). Die Analyseverfahren dieser Methode eröffnen demnach einen Zugang zum handlungsleitenden Wissen der Akteure und damit zur Handlungspraxis. Ziel ist über die Rekonstruktion der Handlungspraxis mehr über das habitualisierte und zum Teil inkorporierte Orientierungswissen zu erfahren, welches das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn als eine Art kollektiver Wissenszusammenhang strukturiert (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013, S. 9). Kollektive Wissenszusammenhänge entstehen durch die Teilhabe an unterschiedlichen Erfahrungsräumen, in die jeder von uns eingebunden ist. So können u.a. geschlechts-, bildungsmilieu- und generationstypische Erfahrungsräume voneinander unterschieden werden: Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume entstehen durch die Handlungs- und Interaktionspraxis, die in die geschlechtsspezifische Sozialisation eingelassen sind, sie werden aber auch durch geschlechtstypische Zuschreibungen und deren Interpretation konstruiert.

Bildungsmilieutypische Erfahrungsmuster ergeben sich aus der gemeinsamen Erfahrung der Wissensvermittlung in Kindergarten, Schule, Universität oder Elternhaus. Die Erfahrung eines Krieges oder eines zeitgeschichtlichen Wandels wie der „Wende“ in Ostdeutschland, aber auch das Erleben einer besonders stabilen Zeit, in welcher sich zeitgeschichtliche Veränderungen nur allmählich vollziehen, prägen generationstypische Erfahrungen. Sie nehmen ihren Ausgang in der gemeinsamen Handlungspraxis, die zeitgeschichtliche Entwicklungen und Verläufe mit sich bringen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 288f.).

Das Denken der Menschen und damit auch Einstellungen, Werthaltungen und Orientierungen sind demnach «seinsverbunden», sie entfalten in ihren (milieu-, generationen-, geschlechtsspezifischen) Einbettungen ihre Gültigkeit. Es gibt kein abstraktes allgemeingültiges Kriterium, was wichtig, richtig und wahr ist. Mit dieser Perspektive wendet sich Mannheim gegen objektivistische Annahmen jener Zeit, nach denen abstrakte gesellschaftliche Strukturen jedes Denken und Handeln determinieren. Vielmehr geht er davon aus, dass das Denken und Handeln von Personen im konkreten Fall von vielen einzelnen Faktoren beeinflusst wird. Die für die Alltagsgestaltung relevanten Bedingungen bilden eine Folie, die das Handeln anleitet, verbunden ist hiermit ein hohes Maß an Selbstverständlichkeit auf einer atheoretischen, nicht mehr reflektierten «konjunktiven» Ebene (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013, S. 155f.).

Das Miteinander von Menschen mit gemeinsamen Erfahrungen vollzieht sich in der gelebten Praxis fraglos und selbstverständlich (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014 S. 285). Es ermöglicht auch die „konjunktive“ Verständigung von Personen, die einander nicht kennen, da sie sich in einem „konjunktiven“ Erfahrungsraum bewegen. Der konjunktive Erfahrungsraum geht jedoch nicht in einer konkreten Gruppe auf, vielmehr erfasst der Begriff eine von der konkreten Gruppe losgelöste Kollektivität, indem er diejenigen miteinander verbindet, die an gemeinsamen Handlungspraxen und damit an Wissens- und Bedeutungsstrukturen teilhaben, die in einem bestimmten Erfahrungsraum gegeben sind (vgl. ebd. S. 288). Gruppen, Milieus oder Individuen stellen damit immer eine Überlagerung konjunktiver Erfahrungsräume dar und prägen den Habitus einer Person (vgl. ebd. S. 289).

Die erkenntnisleitende Differenz setzt also nicht bei der Unterscheidung zwischen subjektivem und objektivem Wissen an, sondern an der Unterscheidung zwischen implizitem, handlungspraktischem - in der Sprache Mannheims „atheoretischem“ bzw. „konjunktivem“ Wissen und begrifflich expliziertem, kommunikativem Wissen. Ziel der dokumentarischen Methode ist es, das „stillschweigende“ Wissen für den Erkenntnisprozess zugänglich zu machen (vgl. ebd., S. 281f.). „Es wird also keine höhere Rationalität gegenüber den Untersuchten vorausgesetzt, sondern ein anderer Blickwinkel. Die Untersuchten wissen im Grunde gar nicht, was sie alles wissen, nicht zuletzt, weil die begriffliche Explikation ihres Wissens sie in ihrer Handlungspraxis unnötig aufhalten würde.“ (ebd.)

Die Aufgabe des sozialwissenschaftlichen Beobachters besteht nun darin, das dem Erforschten bekannte, von ihm aber nicht explizierte handlungsleitende (Regel-)Wissen zu explizieren (vgl. Bohnsack 2010b, S. 41). Ziel ist es, einen Zugang zur Handlungspraxis und dieser Praxis zugrunde liegender (Prozess-)Strukturen zu gewinnen, die sich der Perspektive der Akteure selbst entzieht. Es soll also ein Zugang zum atheoretischen Wissen hergestellt werden. Dieses verbindet Menschen, weil es auf einer gleichartigen Handlungspraxis beruht und eng mit den individuellen Biographien und Milieus verknüpft ist (vgl. Nohl 2009, S. 11).

Um einen methodologisch gesicherten Zugang zu den biographie- und milieuspezifischen Erfahrungsräumen zu eröffnen, muss deren Doppelstruktur beachtet werden (vgl. Bohnsack 2001, S. 329f.).

Denn Bezeichnungen und Äußerungen haben einerseits eine öffentliche oder gesellschaftliche und andererseits eine nicht-öffentliche oder milieuspezifische Bedeutung. So ist uns die öffentliche oder auch ‚wörtliche‘ Bedeutung des Begriffs ‚Familie‘ unproblematisch gegeben, da wir alle ein Wissen um die Institution Familie haben. Wir sprechen hier - im Anschluss an Mannheim - von einem *kommunikativen* oder auch *kommunikativ-generalisierenden* Wissen. Dies ermöglicht uns aber noch keinen Zugang zum Erfahrungsraum der je konkreten Familie in ihrer milieuspezifisch oder auch individuell-fallspezifischen (gruppenspezifischen) Besonderheit. Wir sprechen hier von einem *konjunktiven* Wissen und von konjunktiven Erfahrungsräumen. (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013, S. 15)

Im Unterschied zum kommunikativen Wissen, welches ohne große Probleme abgefragt werden kann, erschließt sich das atheoretische Wissen nur, wenn sich der oder die Forschende mit der Handlungspraxis vertraut gemacht hat (entweder mit Hilfe von Erzählungen und Beschreibungen oder der direkten Beobachtung) (vgl. ebd.). Empirische Basis der dokumentarischen Methode bleibt demnach das Akteurswissen.

Es wird - im Unterschied zu objektivistischen Zugängen, wie der objektiven Hermeneutik - nicht nach Handlungsstrukturen „hinter dem Rücken der Akteure“ (Bohnsack 2010b, S. 40) gesucht. Vielmehr bleibt die Analyse der Handlungspraxis verbunden, die sich in den Beschreibungen und Erzählungen der Erforschten dokumentiert (vgl. Bohnsack 2010b, S. 40; Bohnsack 2001, S. 334f.).

Der sozialwissenschaftliche Interpret fragt demnach nicht nach dem faktischen Wahrheitsgehalt oder der normativen Richtigkeit kultureller oder gesellschaftlicher Tatsachen. Es geht nicht darum, *was* die gesellschaftliche Realität in der Perspektive der Akteure ist, sondern *wie* diese in der Praxis hergestellt wird (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013, S. 13f.). Der Erforschte beobachtet und interpretiert seine Umwelt und der Forscher beobachtet und analysiert dessen interpretativen Herstellungsprozess der Wirklichkeit. Darin unterscheidet sich die dokumentarische Methode in der Beobachterhaltung von Zugängen der Sozialphänomenologie, die im Anschluss an Max Weber Alltagstheorien nachzeichnen und systematisieren, da hier Theorie und Handlungspraxis der Akteure nicht hinreichend unterschieden werden können (vgl. Bohnsack 2010b, S. 40f.).

Die Unterscheidung des wörtlichen oder „immanenten“ Sinngehalts auf der einen und dem „konjunktiven“ oder eben dokumentarischen Sinngehalt auf der anderen Seite entspricht die Unterscheidung zwischen Beobachtungen erster und zweiter Ordnung (Beobachtungen erster Ordnung: Frage nach dem „Was“; Beobachtungen zweiter Ordnung: Frage nach dem „Wie“) (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013, S. 15f.). Der dokumentarische Sinngehalt entsteht erst, wenn der Interpret seinen Blickwinkel auf den soziokulturellen Entstehungszusammenhang richtet, wenn beispielsweise nach den biographischen und historischen Bedingungen gefragt wird, unter denen ein Kunstwerk entstanden ist. Soll die Entstehung einer Krankheit dokumentarisch interpretiert werden, wird eine zurückliegende oder gegenwärtige Situation betrachtet, die den Erkrankten überfordert haben könnte. Die dokumentarische Interpretation beginnt dann, wenn das „Symptom“ in seiner aus der Situation resultierenden Sinnhaftigkeit verstanden werden soll (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 283f.).

Der immanente Sinngehalt bezieht sich also auf das, was unmittelbar mitgeteilt wird, während der dokumentarische Sinngehalt darauf verweist, was indirekt - gewissermaßen zwischen den Zeilen - über die Orientierungen und Relevanzen des Sprechers zum Ausdruck gebracht wird.

Der immanente Sinngehalt umfasst den Objektsinn und den intendierten Ausdruckssinn einer Äußerung. Der Objektsinn verkörpert den Inhalt einer Äußerung, also ihr durch Zuhörer, Leser oder Beobachter erkennbarer objektiver Sinngehalt. Hierbei geht es ausschließlich um die Frage, was sich aus dem Gesagten objektivierend festhalten lässt. Dieser Schritt des basalen Fremdverstehens ist ein wichtiger Zugang zu den konjunktiven Erfahrungsräumen der Beforschten, er gelingt erst in der kleinteiligen Rekonstruktion dessen, was eigentlich genau gesagt wird, ohne dass eine vorschnelle Einschätzung erfolgt. Um den Objektsinn in der praktischen Umsetzung der dokumentarischen Methode zu erfassen, erfolgt zunächst die formulierende Interpretation. Der intendierte Ausdruckssinn stellt die Motive und Absichten des Erzählers (seine kommunikative Selbstdarstellung) dar (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013, S. 159f.). Er korrespondiert vor allem mit den Textsorten der Argumentation und Bewertung, in der Argumentation werden vornehmlich Motive und Gründe für Handlungs- und Geschehensabläufe genannt, die der Plausibilisierung gegenüber den Interviewer(innen) dienen. In Bewertungen nimmt der Interviewte - zumeist unter Bezug auf diese Motive und Gründe - gegenüber dem Interviewer Stellung. Plausibilisierungen und Stellungnahmen beziehen sich häufig auf über Milieugrenzen hinweg gesellschaftlich geteiltes kommunikatives Wissen, welches notwendigerweise abstrakt und damit von der Handlungspraxis abgehoben ist. Da es in der qualitativen Sozialforschung nicht um das kommunikative - von allen ohnehin geteilte - Wissen geht, sondern um das unbekannte atheoretische und konjunktive Wissen, stützt sich die Interpretation semantischer Gehalte vor allem - jedoch nicht ausschließlich - auf Erzählungen und Beschreibungen (vgl. Nohl 2017, S. 34).

Jenseits des Objektsinns geht es in der dokumentarischen Methode darum, den im Gesagten durchscheinenden dokumentarischen Sinngehalt zu rekonstruieren (Dokumentsinn). Der Dokumentsinn verkörpert das, was eine Äußerung implizit über die Orientierungen, Relevanzen, Normalitätsannahmen und Weltsichten, also über das Alltagswissen der Sprechenden zum Ausdruck bringt. Er bezeichnet demnach die dem Gesagten impliziten Verweise auf die handlungsrelevanten (konjunktiven) Erfahrungen des Sprechenden. Ihm wird anhand sprachlicher Feinheiten im sprachlichen Ausdruck nachgegangen. Praktisch erfolgt das Erfassen des dokumentarischen Sinngehalts im Analyseschritt der reflektierenden Interpretation (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013, S. 160).

10.2 Zur Methodologie der dokumentarischen Methode

Die formulierende Interpretation

Die formulierende Interpretation beginnt vor der Transkription. Im Anschluss an die Durchführung der Interviews werden die Audioaufnahmen abgehört, dabei wird die Abfolge der Themen innerhalb des Falls tabellarisch verzeichnet. So können bereits vor der Transkription Themen identifiziert werden, die für die Forschung von besonderem Interesse sind. Für die Auswahl der Themen sind folgende Kriterien leitend:

- Relevanz in Bezug auf die Forschungsfrage
- Ausführlichkeit und Engagiertheit der Interviewten in der Erzählung von Erlebnissen/Ereignissen
- Vergleichbarkeit behandelter Oberthemen in den unterschiedlichen Fällen/Eignung für die komparative Analyse

Bei der anschließenden Transkription sind zwei unterschiedliche Vorgehensweisen möglich. So kann - insbesondere bei leitfadengestützten Interviews - mit denjenigen Themen begonnen werden, die möglichst alle drei oben genannten Kriterien erfüllen. Im Verlauf der Auswertung werden dann weitere Interviewabschnitte transkribiert, sodass am Ende die zentralen Abschnitte schriftlich vorliegen.

Bei biographischen Interviews werden mit Hilfe des thematischen Verlaufs ebenfalls vergleichbare und besonders relevante Themenabschnitte transkribiert. Hier ist aber auf jeden Fall die Eingangserzählung vollständig zu transkribieren.

In der sich anschließenden formulierenden Feininterpretation wird jeder Abschnitt sequentiell nach mehr oder weniger markanten Themenwechseln durchgesehen. So können Ober- und Unterthemen identifiziert werden. Zu jedem Unterthema, das sich über ein, zwei oder mehrere Interviewzeilen hinweg zieht, wird eine thematische Zusammenfassung in ganzen Sätzen und mit eigenen Worten des Forschenden angefertigt. Diese Reformulierung des thematischen Gehalts hat zum Ziel die Forschenden gegenüber dem Text fremd zu machen. An diesem Punkt der Auswertung soll deutlich werden, dass der thematische Gehalt nicht selbstverständlich, sondern interpretationsbedürftig ist (vgl. Nohl 2012, S. 40f.).

Im Anschluss liegen eine thematische Feingliederung des Textes und eine zusammenfassende Formulierung des wörtlichen Gehalts vor. Wendungen, deren immanenter Sinn zunächst verschlossen bleibt, fließen als wörtliche Zitate in die formulierende Interpretation ein. Sie werden erst im Zuge der reflektierenden Interpretation verstehbar, da sie einen hohen Verweisungscharakter in Bezug auf das spezifische Feld haben (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 294).

Die reflektierende Interpretation

Während es in der formulierenden Interpretation darum ging „was“ gesagt wurde, widmet sich die reflektierende Interpretation der Frage nach dem „wie“. Was zeigt sich über den Fall? Welche Bestrebungen und/oder welche Abgrenzungen sind in den Redezügen enthalten? Welches Prinzip/welcher übergeordnete Sinngehalt kann die Grundlage einer konkreten bzw. thematisch unterschiedlicher Äußerungen sein? (vgl. ebd., S. 295). Diese Eckpunkte markieren den Orientierungsrahmen, der in der reflektierenden Interpretation rekonstruiert werden soll (vgl. ebd. S. 296). Orientierungsrahmen entstehen aus eigenen sozialisatorischen Erfahrungen, die in der Summe zu einem Fundus an Alltagswissen und einer bestimmten Art des Handelns führen. Im Gegensatz dazu repräsentieren Orientierungsschemata das Wissen um institutionalisierte und normierte Abläufe, mit denen sich Individuen auseinandersetzen müssen (z.B. Regeln des Umgangs oder die Schullaufbahn). Diese Schemata erlebt der Einzelne als soziale Anforderung mit einer gewissen normativen Kraft. Im Alltag überlappen sich Orientierungsschemata und Orientierungsrahmen, wobei der Orientierungsrahmen eine Interpretationsfolie bietet, mit dessen Hilfe die Schemata handlungspraktisch bearbeitet werden können (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013, S. 157).

Mit der Identifikation von Orientierungsrahmen ist das Erkennen von Sinnmustern in den einzelnen Handlungen (also die Identifikation von Prozessstrukturen, die sich in unterschiedlichen Handlungen reproduzieren) verbunden. Sie finden sich in homologer Weise in Sprechhandlungen und Darstellungen wieder. Ein Zugang zu diesem Orientierungswissen liegt in der Suche nach einander begrenzenden Horizonten, die das Denken und Handeln der Interviewten strukturieren. Mögliche Bezugspunkte, um diesen Orientierungen auf die Spur zu kommen, sind das positive oder negative Ideal eines Sinnzusammenhangs, das sich in dem Streben nach bestimmten Zielen bzw. auch in der bewussten Abwendung äußert.

Folgerichtig wird ein positiver Horizont meist durch einen negativen Gegenhorizont begrenzt. Ein weiterer Eckpunkt einer Orientierung ist die Einschätzung der Realisierungsmöglichkeiten, das sogenannte Enaktierungspotential, es bezieht sich auf die konkrete Umsetzung bzw. Umsetzbarkeit einer Orientierung im alltäglichen Leben, welche unproblematisch gegeben sein kann. Orientierungen können aber auch in ihrer Umsetzbarkeit schwierig sein oder reinen Entwurfscharakter haben, ohne dass sich entsprechende Erfahrungen in der Erzählung wiederfinden. Hier zeigen sich Dilemmata in der Orientierung, die ein Hinweis auf Interessenskonflikte oder in sich widersprüchliche Überzeugungen sein können.

Die Identifikation von Orientierungsgehalten, Horizonten- und Gegenhorizonten, Orientierungsdilemmata und Enaktierungspotentialen ist jedoch nur ein Teilbereich der Auswertung. Sie wird durch die Sequenzanalyse (also die Analyse der Abfolge der Äußerungen) ergänzt. Hierbei geht es um eine möglichst genaue Rekonstruktion der formalen Struktur des Textes. So kann es für eine Interpretation wichtig sein, ob ein positiver Horizont in Form einer Erzählung oder einer Argumentation (vgl. Abschnitt 11.3) geäußert wird, denn es ist möglich, dass sich in Bezug auf den Orientierungsgehalt Widersprüche zwischen Erzählung und Argumentation nachweisen lassen. Die Textsorte kann also wesentlichen Aufschluss über die Struktur der Orientierung geben. Argumentationen dienen zum Beispiel vorrangig der öffentlichen Präsentation, aber auch der Rechtfertigung vor sich selbst und anderen. Sind sie nicht durch erzählte Erfahrungen gedeckt, ist dies bei der Interpretation zu berücksichtigen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 295ff.). Darüber hinaus werden bei der Interpretation die einzelnen Bausteine der Diskursorganisation - die sogenannten Diskursbewegungen - in den Blick genommen. Sie wurden anhand von Gruppendiskussionen entwickelt und berücksichtigen deshalb stark das interaktive Moment. Sie finden sich aber auch in allen anderen Formen von Gesprächen, Interviews und schriftlichen Texten. In der Interpretation von Texten hat es sich bewährt, drei formal zu unterscheidende Textteile in den Blick zu nehmen: die Proposition (das erste Aufwerfen eines Sinnzusammenhangs), die Elaboration (die Ausarbeitung des Sinnzusammenhangs) und die Konklusion (den Abschluss des Sinnzusammenhangs).

Unter einer **Proposition** wird grundsätzlich das Aufwerfen eines Orientierungsgehalts verstanden. Demnach werden solche Passagen als Propositionen klassifiziert, in denen eine Orientierung oder Aspekte einer Orientierung im Zusammenhang mit einem bestimmten Thema zum ersten Mal aufgeworfen werden. Auch das erste Anreißen eines Horizonts stellt eine Proposition dar. Es finden sich Propositionen also immer dort, wo ein neues Thema beginnt.

Die Aus- oder Weiterbearbeitung einer Orientierung wird als **Elaboration** bezeichnet. Hier tritt die Orientierung konturierter hervor, da sie entweder durch eine Argumentation belegt wird (**argumentative Elaboration**) oder durch konkrete Beispiele in Form einer Erzählung vertieft wird (**Exemplifizierung**). In einer Elaboration kann der positive Horizont klarer gefasst oder ein negativer Gegenhorizont aufscheinen.

Die Weiterbearbeitung eines Orientierungsgehalts kann auch über eine **Differenzierung** erfolgen. Im Gegensatz zur Elaboration werden hier besonders die Grenzen der Orientierung des aufgeworfenen Horizonts markiert. Die Abgrenzung erfolgt aber nicht im Sinne eines negativen Gegenhorizonts.

Wird eine aufgeworfene Orientierung bestätigt, handelt es sich um eine **Validierung**. Eine **Ratifikation** ist ebenfalls eine Bestätigung, jedoch nur auf der Ebene des inhaltlichen Verständnisses. Sie markiert nicht, ob eine Orientierung geteilt wird oder nicht.

Eine **Opposition** ist ein erster Entwurf einer Orientierung, die mit einer zuvor aufgeworfenen Orientierung unvereinbar ist. Von einer **Antithese** spricht man, wenn auf eine Proposition verneinend Bezug genommen wird und/oder ein gegenläufiger Horizont aufgespannt wird. Eine Unterscheidung zwischen Opposition und Antithese kann nur getroffen werden, wenn die Konklusion, also der Abschluss eines Themas, mit einbezogen wird. Kommt es hier zu einer Synthese, trifft die Bezeichnung Antithese zu (Dreischritt: Proposition, Antithese, Synthese).

Ein widersprüchlicher Orientierungsrahmen wird in einer **Divergenz** häufig verdeckt aufgeworfen. Oberflächlich betrachtet sieht eine Divergenz oft wie eine Zustimmung oder eine Differenzierung nach dem Muster „ja, aber“ aus. Typisch ist, dass faktische Elemente der Proposition aufgegriffen, dann aber in einen anderen gegensätzlichen Orientierungsrahmen gestellt werden.

Konklusionen finden sich am Ende eines Themas. In einer „echten“ Konklusion scheint die Orientierung abschließend auf. Zu den echten Konklusionen zählt die Synthese. Hier werden antithetische Orientierungskomponenten in einer grundlegenden Orientierung (der sogenannten Produktionsregel) aufgehoben.

„Rituelle“ Konklusionen provozieren einen Themenwechsel. Sie schließen oppositionelle Bezugnahmen ab. Hierzu zählt die Konklusion im Modus einer Metarahmung, in der widersprüchliche Orientierungen in ihrer Widersprüchlichkeit durch eine dritte Orientierung aufgehoben werden. Häufig handelt es sich hierbei um Allgemeinplätze, die für die Beteiligten irrelevant sind („jeder hat eine andere Meinung“ o.ä.).

Transpositionen sind Konklusionen, in denen zugleich ein neues Thema aufgeworfen wird, die Orientierung aber in ihrem Grundgehalt erhalten bleibt. Transpositionen sind also Konklusionen und Propositionen zugleich.

Die übergreifende Interpretationstechnik ist die **Suche nach Homologien** - also die Suche nach Sinnmustern und Sinnstrukturen, die im Verlauf immer wieder artikuliert werden (vgl. ebd., S. 299ff.).

Objektsinn und dokumentarischer Sinngehalt lassen Schlüsse darauf zu, woran sich die Sprechenden in ihrem alltäglichen Handeln orientieren. In diesem Sinn ermöglicht die dokumentarische Methode eine prozessorientierte Rekonstruktion des Alltagswissens. Entlang der Äußerungen über die eigene Alltagspraxis können zugrunde liegende Orientierungen entschlüsselt und dem Fremdverstehen zugänglich gemacht werden. Jenseits des geäußerten Wortes ermöglicht die prozessorientierte Rekonstruktion Erkenntnisse darüber wie die soziale Wirklichkeit der Beforschten konstruiert wird. Sie eröffnet - vermittelt über das Alltagswissen - auch Zugänge zu den sozialen Gegebenheiten, die dieses strukturieren. Im Zentrum der Analyse steht dabei kein einzelnes Ereignis, sondern die entlang unterschiedlicher Handlungen durchscheinenden roten Fäden, Muster und Pfade (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013, S. 162f.).

10.3 Komparative Analyse und Fallvergleich

Die dokumentarische Methode ist darauf gerichtet, einen Zugang zum handlungspraktischen (impliziten oder auch konjunktiven) Erfahrungswissen zu erlangen. Das konjunktive Wissen ist in die Handlungspraxis eingelassen und somit vorreflexiv. Es ist dem Interpreten nur zugänglich, wenn er sich den individuellen oder kollektiven Erfahrungsraum erschließt. Eine Äußerung oder Handlung ist also immer nur dann verständlich, wenn der dazugehörige Erfahrungsraum bekannt ist. In der empirischen Analyse resultiert aus dieser Beobachterperspektive ein hohes Maß an Komplexität, da das Individuum, das den zu untersuchenden Fall bildet, an unterschiedlichen Erfahrungsräumen teilhat. Unterschieden werden beispielsweise bildungs-, geschlechts- und generationentypische Erfahrungsräume, die sich überlagern bzw. wechselseitig durchdringen und lebenszyklisch strukturiert sind. So wird in der Gender-Forschung z.B. derzeit betont, dass geschlechtsspezifische Orientierungen nur im Kontext anderer Dimensionen in ihrer Relevanz für die Akteure erschließbar sind. Die Kategorisierung von Geschlecht als eindimensionale Konstruktion verfestigt sich, wenn es nicht gelingt die „Kontextuierung“ dieser Dimension herauszuarbeiten. Ein ähnliches Problem ergibt sich in der Migrationsforschung. Wenn die migrationstypischen Probleme jugendlicher Migranten erforscht werden sollen, so muss kontrolliert werden, ob die identifizierten Orientierungsprobleme nicht geschlechtstypischer Art sind oder an eine Phase im Lebenszyklus (z.B. Adoleszenz) gebunden sind. Die dokumentarische Methode wird einer mehrdimensionalen Analyse gerecht, da sie sich auf die komparative Analyse stützt. Sie ermöglicht damit die Variation aber auch die Generalisierung von Orientierungsmustern und Typen (vgl. Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013, S. 16f.).

Zentral für die dokumentarische Methode ist der fortlaufende systematische Fallvergleich. Es werden mehrere Textpassagen eines Falls und thematisch gleiche Passagen verschiedener Fälle sowie in den Fällen bereits rekonstruierte Orientierungen und Handlungsmuster verglichen. Dieses Vorgehen zielt darauf ab, mit jedem Schritt zu umfassenderen und abstrakteren Beschreibungsformen zu gelangen, um die Fälle analytisch immer systematischer zu durchdringen. Um zwei beliebige Elemente zu vergleichen, ist ein Kriterium notwendig, auf das der Vergleich bezogen wird.

Deshalb ist der Forschungsprozess darauf gerichtet, fortlaufend zu bestimmen, in welcher Hinsicht die Einzelheiten der Fälle miteinander vergleichbar sind. Es wird ein «tertium comparationis» konstruiert. Dies ist die Grundlage für eine empirisch basierte Kontrastierung, sie vermindert das Risiko, die in einem Fall identifizierten Orientierungen als Folie für weitere Fälle zu überhöhen.

Methodisch werden unterschiedliche Arten der Kontrastierung wirksam: innerhalb des Einzelfalls als fallimmanente Kontrastierung (minimaler Kontrast), bei der verschiedene Äußerungen zu einem gemeinsamen Thema einander gegenübergestellt werden. Im Zuge dieser Kontrastierung zeigt sich, ob ein spezifisches Verhalten durchgängig in unterschiedlichen Kontexten als eine Art Muster (z.B. Müßiggang) zu erkennen ist oder ob sich hier Variationen zeigen, die darauf hindeuten, dass verschiedene Lebensbereiche unterschiedlich gestaltet werden. Dafür müsste dann ebenfalls ein schlüssiges Verständnis, ggf. unter Einbezug weiterer Textstellen, erarbeitet werden. Innerhalb eines Falls lässt sich die Kontrastierung von ihrem engen Bezug auf ein Thema also auf weitere Facetten eines Falls ausdehnen (maximaler Kontrast), zur Freizeit in den Ferien kommen bspw. Aktivitäten im Elternhaus oder im Verein hinzu. Was als minimaler oder maximaler Kontrast definiert wird, ist vom empirischen Material in Verbindung mit der Forschungsfrage abhängig. In der fallübergreifenden Kontrastierung werden gemäß den Prinzipien des minimalen und maximalen Kontrasts anhand von spezifischen Merkmalen systematisch die unterschiedlichen Fälle entlang thematisch gleicher Äußerungen verglichen. Im Ergebnis ist die dokumentarische Methode darauf ausgerichtet, Typologien zu entwickeln, sie sollen die Variationsbreite der rekonstruierten Orientierungen widerspiegeln und so Verallgemeinerungen ermöglichen. Ziel ist eine mehrdimensionale Form der Typenbildung, die auf einem hohen Abstraktionsniveau das Entstehen der Orientierungsrahmen nachvollzieht. Dies geschieht bereits zu einem frühen Zeitpunkt des Forschungsprozesses im fließenden Übergang von der kontrastierenden Analyse zur Typenbildung. Unter Einbezug mehrerer Fälle werden zwei abduktive Schritte unterschieden: die sinngenetische und die soziogenetische Typenbildung (vgl. Kleemann/Krähne/Matuschek 2013, S. 163ff.).

10.4 Abduktive Typenbildung

Der Begriff „Abduktion“ geht auf den amerikanischen Logiker, Mathematiker und Philosophen Charles Sanders Peirce (1839-1914) zurück, er griff den erstmals von Julius Pacius 1597 eingeführten Begriff wieder auf und bezeichnete mit ihm das einzig wirklich kenntniserweiternde Schlussverfahren (so Peirce' Anspruch), das sich von den geläufigen logischen Schlüssen - der Deduktion³⁸ und der Induktion³⁹ - unterscheidet.

Ziel der Abduktion ist es Neues auf logisch und methodisch geordnetem Weg finden zu können (vgl. Reichertz 1995, S. 258f.). Sie ist innerhalb eines Forschungsprozesses immer dann gefordert, wenn in den erhobenen Daten Merkmalskombinationen vorhanden sind, für die sich keine entsprechende Erklärung oder Regel findet: Im erhobenen Material wird Unverständliches vorgefunden, für das mit Hilfe eines geistigen Entwurfs eine Regel gefunden werden muss. Die Bildung eines neuen „types“, also die Zusammenstellung einer neuen typischen Merkmalskombination, ist ein kreativer Schluss, der mit der Hervorbringung einer neuen Idee einhergeht.

Die Abduktion wird als waghalsiger mentaler Prozess im Sinne eines gedanklichen Sprungs beschrieben, die häufig unerwartet eintritt und sich nicht willentlich erzwingen lässt. Abduktionen resultieren aus Prozessen, die nicht begründbar sind und deshalb nicht immer valide Schlussfolgerungen hervorbringen. Günstige Bedingungen für Abduktionen ist neben einer sehr guten Kenntnis der Daten die Haltung, bereit zu sein, alte Überzeugungen aufzugeben und neue zu suchen: „*das Glück trifft immer nur den vorbereiteten Geist*“ (Reichertz 2010, S. 13; Hervorhebung im Original).

³⁸ Deduktion: Der Einzelfall wird einer bereits bekannten Regel untergeordnet, d.h. eine vertraute und bewährte Ordnung auf einen Fall angewendet.

³⁹ Induktion: Allgemein formuliert bedeutet eine induktive Vorgehensweise, theoretische Aussagen bzw. allgemeine Gesetzmäßigkeiten aus den Erkenntnissen aus Einzelfallanalysen zu konstruieren (vgl. Nentwig-Gesemann 2013, S. 303). Hiervon wird die qualitative Induktion unterschieden, bei der bestimmte Merkmale der untersuchten Stichprobe so zusammengestellt werden, dass diese Merkmalskombinationen einer anderen Stichprobe im Wesentlichen entsprechen. Man kann nun den bereits existierenden Begriff für diese Kombination benutzen. Bei der qualitativen Induktion wird also von der Existenz bestimmter qualitativer Merkmale einer Stichprobe auf das Vorhandensein anderer Merkmale geschlossen. Sie schließt von zwei bekannten Größen (Resultat und Regel) auf den Fall (vgl. Reichertz 2010, S. 12).

Ergebnis der Abduktion ist eine sprachliche Hypothese, die in einem mehrstufigen Prozess überprüft werden muss: Zunächst müssen aus der Hypothese Voraussagen abgeleitet werden, was einer Deduktion entspricht. Anschließend muss nach Fakten gesucht werden, um die Vorannahmen zu verifizieren, was einem induktiven Vorgehen gleicht. Sollten sich die entsprechenden Fakten nicht finden lassen, beginnt der Prozess von Neuem (vgl. ebd.).

Die Bildung der Typen in der dokumentarischen Methode stellt in dem Sinne eine Leistung der Abduktion dar, als das aus der rekonstruierten Struktur des Falles bzw. einer seiner Dimensionen die Struktur eines Typus generiert wird. Im Gegensatz zu objektivistischen Zugängen, die Typen bzw. Regelsysteme jenseits des Wissens der Erforschten ansiedeln, basiert die Typenbildung in wissenssoziologischer Tradition im Wesentlichen auf - von den Erforschten implizit oder atheoretisch - bereits Gewusstem: (vgl. Bohnsack 2014, S. 216)

Auf der Grundlage des impliziten Wissens der Erforschten selbst, d.h. auf der Grundlage ihrer Beschreibungen, Erzählungen und Diskurse werden jene verallgemeinerbaren Regeln bzw. Orientierungsmuster rekonstruiert, die den Erforschten zwar wissensmäßig verfügbar sind, die sie aber - je tiefer diese in ihrer habitualisierten, routinemäßigen Handlungspraxis verankert sind - umso weniger selbst zu explizieren vermögen. (ebd.)

Forscher(innen) gehen demnach nicht davon aus, dass sie mehr wissen als die Erforschten, sondern davon, dass die Erforschten selbst nicht wissen, was sie eigentlich alles wissen (vgl. ebd.).

Konkret werden bei der Typenbildung der dokumentarischen Methode folgende Arbeitsschritte unterschieden:

In der sinngenetischen Typenbildung werden die in den bisherigen Analysen rekonstruierten Orientierungsrahmen fallvergleichend abstrahiert. Hier werden die Unterschiede deutlich gemacht, inwieweit Personen aufgrund unterschiedlicher Orientierungsrahmen spezifische Themen bearbeiten. Indem neben einem Fall A auch weitere Fälle B, C,... in die sinngenetische Typenbildung aufgenommen werden, kann aus den Daten heraus die gesamte Gestalt eines Themas nachgezeichnet werden (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013, S. 165).

Der folgende Analyseschritt der soziogenetischen Typenbildung baut auf der sinngenetischen Typenbildung auf, hier steht die Frage nach der sozialen Genese der Orientierungsrahmen im Mittelpunkt (vgl. Bohnsack 2013, S. 248).

Ziel ist in einer rückschauenden Betrachtung nach und nach herauszuarbeiten, welche vorangegangenen Erfahrungen als Vorstufen und Entwicklungsformen des später in der Gegenwart Gegebenen erkannt werden können. Der Bezug soll nicht so geschehen, dass ein gegebenes Phänomen als Wirkung gedeutet und ihm ein hypothetisch verbundener Kausalfaktor als Ursache zugeordnet wird, vielmehr geht es darum einen umfassenden Zusammenhang zwischen Teil und Ganzem sowie Moment und Struktur deutlich zu machen (vgl. Gerhardt 1986, S. 50f.). Demzufolge wird, soweit vorhanden, Kontextwissen in die Analyse mit einbezogen.

Die soziogenetische Typenbildung erfolgt themenübergreifend und fallvergleichend und stellt somit eine Abstraktion der in den bisherigen Analysen rekonstruierten Orientierungsrahmen dar. Auch hier kommt das Prinzip der systematischen Variation und des bewussten Perspektivenwechsels durch Kontrastierung zum Tragen. Jedoch werden thematisch unterschiedliche Textpassagen aus unterschiedlichen Fällen im Sinne des «tertium comparationis» vergleichend zueinander in Beziehung gesetzt. So kann die Konstellation einzelner Orientierungsrahmen zueinander, ihre sozialen Zusammenhänge sowie ihre Genese erfasst werden. Von der einzelnen Typik abstrahierend erfolgt in der soziogenetischen Typenbildung durch Hinzunahme weiterer Orientierungen also eine Typologie themenübergreifender Orientierungsrahmen (vgl. Kleemann/ Krähnke/ Matuschek 2013, S. 166f.).

Um die Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Orientierungsrahmen herauszuarbeiten, ist es notwendig die tertium comparationis systematisch zu variieren, wobei das jeweilige tertium comparationis genau definiert werden muss (was im Verlauf des Forschungsprozesses manchmal auch tentativ und vorläufig erfolgt). Aus dieser systematischen Veränderung des Blickwinkels sieht man trotz der Gemeinsamkeit der in einem Typus zusammengefassten Fälle auch Unterschiede, die zu einer neuen Typik weiterentwickelt werden können. Die Bildung einer Typik beginnt damit, dass in den Fällen ein homologer Orientierungsrahmen gefunden wird, der auf Gemeinsamkeiten der Fälle innerhalb einer Dimension verweist und zu einem Typus abstrahiert wird. Aus diesen Gemeinsamkeiten zeichnen sich dann weitere Orientierungsrahmen ab, in denen sich die Fälle voneinander unterscheiden.

Diese markieren eine zweite Erfahrungsdimension, die als „Kontrast in der Gemeinsamkeit“ (Bohnsack 1989, zitiert nach Nohl 2009, S. 62) die Klammer darstellt, von der eine Typologie zusammengehalten wird. Die Auswahl der Dimensionen ist von den Forschungsinteressen abhängig, andererseits jedoch von der Struktur des Samples (vgl. ebd., S. 59ff.).

10.5 Eigenes Vorgehen bei der Auswertung der Interviews

Zunächst wurde von allen Interviews, die für die Interpretation vorgesehen waren ein „thematischer Verlauf“ (vgl. Bohnsack 2014, S. 137) angefertigt. Hierfür wurden die Audiodateien abgehört und die zentralen Themen des Interviews tabellarisch⁴⁰ festgehalten. Anschließend erfolgte eine formulierende Feininterpretation⁴¹ aller Interviews, bei der zentrale Ober- und Unterthemen benannt und die Worte des Interviewten zu jedem Unterthema mit eigenen Worten und ganzen Sätzen zusammengefasst wurden. Auf diese Weise entstand eine übersichtliche Zusammenfassung aller Interviews, die zum einen den Nachvollzug der biographischen Erfahrungsaufschichtung erleichterte, zum anderen aber auch die Identifikation vergleichbarer Themen ermöglichte. Daneben soll dieser Analyseschritt dem Forschenden vor Augen führen, dass der thematische Gehalt nicht selbstverständlich, sondern interpretationsbedürftig ist (vgl. Nohl 2017, S. 30f.). Im nächsten Arbeitsschritt wurden alle Interviews nahezu vollständig mit hoher Genauigkeit transkribiert.

Die anschließende reflektierende Interpretation widmete sich der Frage, wie die Themen bzw. die in ihnen artikulierten Probleme bearbeitet werden, hierfür wurde die semantische und formale Struktur des Textes in den Blick genommen. Für die formale Interpretation diene - wie in der dokumentarischen Methode üblich - die von Fritz Schütze in der Narrationsstrukturanalyse entwickelte Textsortentrennung. Bezüglich der Semantik wurden die Mittel der komparativen Sequenzanalyse der dokumentarischen Methode genutzt (vgl. ebd., S. 31f.).

⁴⁰ siehe Anhang

⁴¹ siehe Anhang

Da die Interviews nicht durch Erzählungen dominiert waren, sondern Argumentationen und Bewertungen im Vordergrund standen, wurde, wie von Nohl (2017) empfohlen, auf die Gesprächsanalyse der dokumentarischen Methode mit ihren Kategorien für die Bezeichnung der Diskursorganisation zurückgegriffen (vgl. Bohnsack 2014, S. 123ff; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014; Nohl 2017, S. 35; Kapitel 10.2 dieser Arbeit).

Die reflektierende Interpretation zielte darauf ab, zentrale Orientierungsrahmen, also „die implizite Regelhaftigkeit von Erfahrungen und den in dieser Regelhaftigkeit liegenden dokumentarischen Sinngehalt“ (Nohl 2017, S. 36) zu rekonstruieren. Über eine Sequenz hinweg wurde nach Kontinuitäten - also nach der spezifischen Bearbeitungsweise bzw. des Orientierungsrahmens gesucht - der mehrere Abschnitte untereinander verbindet (vgl. ebd., S. 37). „Diese Regelhaftigkeit wird rekonstruiert, indem man nach der Klasse von zweiten Äußerungen sucht, die nicht nur thematisch sinnvoll erscheinen, sondern die auch homolog oder funktional äquivalent zu der empirisch gegebenen zweiten Äußerung sind.“ (ebd.) Auf dem Wege des Vergleichs mit maximal bzw. minimal kontrastierenden Fällen wurden neben gedankenexperimentell herangezogenen zweiten Äußerungen nach Fällen gesucht, in denen auf eine ähnliche erste Äußerung, eine dem ersten Fall homologe Anschlussäußerung folgt. Dieses Vorgehen zielte darauf ab, Fälle zu finden, in denen die verbalisierten Themen oder Problematiken auf eine strukturgleiche Weise bearbeitet werden. Gleichzeitig gehört zur Bestimmung homologer, funktional äquivalenter Anschlussäußerungen die Abgrenzung von anderen, nicht homologen Äußerungen. Deshalb wurden an dieser Stelle auch maximal kontrastierende Fälle in den Vergleich einbezogen (vgl. ebd., S. 37f.). Auf diese Weise ist jede Interpretation an Vergleichshorizonte gebunden, was einer einseitig an den Standort des Forschenden gebundene Interpretation methodisch kontrollieren soll.

Am Anfang der komparativen Analyse wurden die Interviews daraufhin verglichen, wie die Interviewten mit bestimmten Themen umgehen. Das gemeinsame Dritte, welches den Vergleich strukturiert (das *Tertium Comparationis*) ist hier das Thema der ersten Äußerung (vgl. ebd., S. 40). Da es sich bei den Interviews um biographische Interviews handelt und die Interpretation der biographischen Erfahrungsaufschichtung gerecht werden sollte, setzte sie Interpretation in der Kindheit der Interviewpartner an.

Bei allen war die Auseinandersetzung mit ihrer Biographie durch die Reflexion ihrer materiellen Situation, ihrer Berufsbiographie und ihrer Arbeitslosigkeit geprägt, weshalb als erstes Vergleichsmoment die finanzielle Situation der Herkunftsfamilie diente, die zwei Interviewpartner näher erörtert haben. Anschließend erfolgte die vergleichende Interpretation der Schulzeit, der Lehrzeit (bzw. des Studiums), der Berufswahl sowie der ersten Berufstätigkeit, mit der sich alle Interviewpartner jeweils sehr ausführlich auseinandergesetzt haben. Die folgenden Vergleichsmomente waren die Selbsteinschätzung der eigenen Fähigkeiten, die Erörterung der Ursachen für die Erwerbslosigkeit, die biographische Bedeutung der Arbeit sowie die institutionelle Anpassung, die für alle Interviewpartner insbesondere in der Auseinandersetzung mit ihren Leben in der DDR von Bedeutung war und selbstläufig erörtert wurde.

Die komparative Sequenzanalyse dient neben der Validierung auch der „Generierung mehrdimensionaler Typologien“ (ebd., S. 41; Hervorhebung im Original). So wurde aus der Identifizierung äquivalenter und kontrastierender Textabschnitte in verschiedenen Fällen sowie der Rekonstruktion der jeweiligen Orientierungsrahmen eine Typologie modelliert, indem die Orientierungsrahmen vom Einzelfall gelöst und zu Typen ausformuliert wurden.

Da das übergeordnete Tertium Comparationis aus der Fragestellung abgeleitet wurde, wie die Interviewten sich mit ihrer Erwerbslosigkeit auseinandersetzen bzw. diese bewältigen, handelt es sich um eine rein sinngenetische Typenbildung. In die Typologie sind „Mechanismen“ eingeflossen, die den Betroffenen bei der Bewältigung ihrer Situation behilflich sind. Hierbei handelt es sich um Denkweisen und Mentalitäten, die in der reflektierenden Interpretation herausgearbeitet wurden. Darüber hinaus wurde untersucht in welchen sozialen Zusammenhängen und Konstellationen die typisierten Orientierungsrahmen stehen. Eine systematische Variation der Erfahrungsdimensionen im Sinne einer soziogenetischen Typenbildung hat nicht stattgefunden, da die Struktur des Samples aufgrund der relativen Gleichartigkeit der Erfahrungshintergründe diese Art Vergleich nicht zugelassen hat (vgl. ebd., S. 41 ff.).

Nach Abschluss der reflektierenden Interpretation und der Typenbildung sind fünf Fallportraits entstanden, die die beiden Analyseebenen der dokumentarischen Methode nachzeichnen:

Die Fallbeschreibung gibt die biographische Erfahrungsaufschichtung auf einer inhaltlichen Ebene (Was wird erzählt?) wieder, während in der reflektierenden Analyse (Wie wird erzählt?) die Befunde der reflektierenden Interpretation abstrahiert und zusammengefasst wurden.

Während des Forschungsprozesses wurden die Interviewsequenzen sowie analytische Abstraktionen, die Bildung der Typen und die Fallportraits offen im Dialog mit anderen nicht direkt am Forschungsprozess beteiligten Forschenden im Rahmen regelmäßig stattfindender Kolloquien oder im Austausch mit Kollegen diskutiert und damit kommunikativ validiert (vgl. Fuhs 2007, S. 53).

11. EMPIRISCHE STUDIEN

Um den Forschungsprozess zu veranschaulichen werden im folgenden Kapitel die reflektierende Analyse sowie die sinngenetische Typenbildung veranschaulicht. Da mit der dokumentarischen Methode biographische Verläufe nur bedingt analysiert werden können, wurde sie durch eine prozessanalytische Reflexion ergänzt, in der insbesondere Veränderungen der individuellen Haltung und der Umgang mit Übergängen im Verlauf der Biographie im Mittelpunkt stehen. Alle Befunde werden anschließend in fünf Fallportraits zusammengefasst.

11.1 Reflektierende Interpretation

Thematischer Vergleich: Die finanzielle Situation der Herkunftsfamilie (Frau Wagner)

1/7-9 Beschreibung der Lebensverhältnisse im Modus der Bewertung

Ja wir haben eigentlich relativ gut gelebt, no mein Vater hat nich schlecht verdient, der war in großer Stellung //mhm// (atmet ein). Wir ham eigentlich alles gehabt, was (streicht auf den Tisch) @keen Notfall gehabt@, wo irgendwas gefehlt hat. Aber es wurde auch gespart,

1/9-14 Exemplifizierung

also ich muss sogn, das: war wahrscheinlich früher so, dass es nur ein Teil gab. Heute gibt's ja gleich zwei drei (.) Teile mit eim und dann kucken se dich dumm an, nge? //mhm// Und bei uns war des ebend so, wir krichten ebne bloß die Mädchen krichten wie herkömmlich ne **Puppe** //mhm// und die Jungs krichten eben n Auto oder was zum **Bauen** hier so aus aus Metall, mein em Bruder hat viel so so Metallzeuch gekricht. Also es war schon... gespart wurde trotzdem,

1/14-15 Beschreibung im Modus der Bewertung

°aber es war alles sehr sehr ordentlich°, **sehr ruhig** ging das alles zu harmonisch (atmet ein)

1/15-18 Argumentation

also das bin ich ja nu gewöhnt und ich mag sowas auch nich, wenn das so'ne Hektik is (unverständlich 02.26) °alles so° (laut/gepresst) laut so zugeht und sie (laut/ansteigend) sich anbrüllen oder was da würd ich verrückt werden, da würd ich gleich sagen wesste nu reichs aber (atmet ein) nge. //mhm//

1/19-21 Argumentative Elaboration

Und dadurch dass dass ich das so gewöhnt bin, dass das alles n bischchen ruhiger abgeht ham das meine Kinder von mir **auch** mitgekricht //mhm// und dadurch is überhaupt alles richtig schön. //mhm//.

1/21-23 Proposition

Entspannt n bisschen, gibt nicht **groß** viel, aber wir ham sind auch so, dass wir nicht Not leiden //mhm// //mhm// Da pass ich schon auf, dass wir alles haben. //mhm// Wenn ich da schon lange anfang was kaufen //mhm// das alles da is //mhm//.

Auf den biographischen Erzählstimulus, in dem die Interviewerin Frau Wagner darum bittet, über das bisherige und gegenwärtige Leben sowie über ihre Vorstellungen von der Zukunft zu sprechen, reflektiert sie ihre Kindheit zunächst im Horizont der materiellen Ausstattung ihrer Familie. Sie beginnt ihre Beschreibung mit einer Proposition, in der sie das Bild einer Familie entwirft, der es finanziell gut geht. Sie sagt, dass sie „*eigentlich relativ gut gelebt*“ haben, schränkt die positive Darstellung also im Voraus durch gleich zwei Wörter: „*eigentlich*“ und „*relativ*“ ein. Anschließend verweist sie sofort auf ihren Vater, der „*nicht schlecht*“ verdient hat. Die Benennung seiner exakten beruflichen Position umgeht sie, ebenso wenig geht sie auf die genaue Höhe seines Verdienstes ein. Sie belässt es bei einer vagen Beschreibung seiner beruflichen Position, die sie als „*große Stellung*“ beschreibt. Ihr Vater hatte offenbar eine einflussreiche und angesehene berufliche Position, die der Familie, was die finanziellen Rahmenbedingungen angeht, ein gutes Leben ermöglichte. Dennoch sind ihre Erinnerungen an die Kindheit nicht uneingeschränkt positiv. Die Gründe hierfür bleiben zunächst offen. Nach einer erneuten Bekräftigung, dass sie „*eigentlich alles gehabt haben*“, thematisiert sie die materielle Ausstattung ihrer Familie in einem anderen Kontext: Der Familie hat es an nichts gefehlt, alles Notwendige war vorhanden, allerdings wurde auch gespart. Anschließend kommt sie gedanklich in der Gegenwart an. Da das Interview in der Adventszeit stattgefunden hat, ist ihre Aufmerksamkeit auf das bevorstehende Weihnachtsfest fokussiert, sie vergleicht die Geschenke, die sie als Kind bekommen hat mit dem was ihre Kinder heute von ihr erhalten.

Dass sie und ihre Geschwister früher nur ein Geschenk bekommen haben, begründet sie damit, dass früher nicht so freigiebig Geschenke gemacht wurden wie heute, sie ist sich in diesem Punkt jedoch nicht sicher, was die Verwendung des Adverbs „*wahrscheinlich*“ deutlich macht.

Im Anschluss beschreibt sie mit wenigen Worten das Leben in der Familie: Sie erklärt, dass es bei ihr zu Hause sehr ordentlich war und dass das Familienleben ruhig und harmonisch gewesen sei. Einzelheiten und konkrete Erinnerungen, die dies näher erläutern, erwähnt sie nicht. Ihre Beschreibung besteht nur aus einigen wenigen Stichworten.

Anschließend argumentiert sie, dass sie aufgrund ihrer Erfahrungen ein ruhiges Familienleben gewöhnt sei und Streitigkeiten und Hektik nicht toleriere; da ihre Kinder diese Einstellung von ihr übernommen haben, sei das Familienleben richtig schön. Auch an dieser Stelle belässt sie es bei einer abstrakten Beschreibung, die nicht durch Erzählungen gedeckt ist, wodurch der Eindruck entsteht, dass sie ein Idealbild ihres Familienlebens entwerfen möchte. In einer Proposition kommt sie auf die aktuelle finanzielle Situation zu sprechen, die sie jedoch relativiert und ebenfalls positiv konnotiert.

Nach einer Wiederholung des Erzählstimulus durch die Interviewerin erzählt Frau Wagner über die Vorbereitungen für das bevorstehende Weihnachtsfest und die Weihnachtsrituale ihrer Kindheit, worauf an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden soll.

Zu einem späteren Zeitpunkt bittet die Interviewerin Frau Wagner noch einmal, sich an ihre Kindheit zurück zu erinnern (die Interviewerin lenkt hier speziell auf die Schulzeit), im Anschluss beginnt Frau Wagner von ihrer Einschulung zu erzählen:

7/309-313 Beschreibung der Einschulung im Modus der Bewertung

An die Einschulung kann ich mich gar nicht mehr erinnern //aha// das liegt schon... Ich weiß nur, dass ich mal Bilder gesehen hab wo ich 'n blaues Kleid anhatte so 'n weißen Kragen hier so 'n ganz herkömmliches aber es sah auch schön aus und wir haben eben der eine der @wenigen@ großen Tütsch Schultüten gehabt //aha// ja weil's uns finanziell zu Hause nicht so schlecht ging ham me alles gehabt und da wurd auch viel so 'n Zeuch gekauft und (gepresst) viel präsentiert. //aha mhm//.

7/314-319 Beschreibung der Eltern mit Hintergrundkonstruktion

Mein Vater und meine Mutter die war'n so. //mhm// Die ham gezeigt, dass eben sich das leisten könn. //mhm// Naja und ich bin auch nie mit Ofen aufgewachsen //aha// ich bin wir ham immer ne Heizung gehabt. //mhm// Ich kenn das gar nicht. Ich konnt gar nicht heizen. //mhm// Wie ich geheiratet hab ich konnt nicht heizen //aha// ich had ne Wohnung gekriegt wo 'n Ofen war, aber ich konnt den Ofen nicht heizen ich war schwarz wie der Ofen //(lacht)// @wie mein Mann von der Arbeit kam@ //naja// Ja das sind alles solche Sachen (.).

Sie beginnt ihre Darstellung mit den Worten, dass sie sich an die Einschulung kaum erinnern kann. Den Versuch sich konkret daran zu erinnern, wie lange diese schon zurück liegt, bricht sie ab. Ihre Erinnerung speist sich vordergründig aus Fotos, die sie sich zu einem früheren Zeitpunkt angesehen hat. Sie beschreibt das Kleid, das sie auf den Fotos ihrer Einschulung getragen hat als herkömmliches, schönes Kleid. Differenzierter geht sie anschließend auf die Schultüte ein, mit der sie sich, im Gegensatz zu ihrem Kleid, von den anderen Kindern abgehoben hat, da ihre Schultüte im Vergleich zu den anderen recht groß gewesen ist. Sie spricht an dieser Stelle in der Wir-Form.

Die Schultüte repräsentiert aus der heutigen Perspektive den finanziellen Wohlstand der Familie, der nach außen dargestellt werden sollte, für sie selbst hat sie jedoch wenig Symbolkraft. Frau Wagner stellt die finanzielle Ausstattung ihrer Familie nun in einem deutlich negativeren Horizont dar, zum Moment der Sparsamkeit tritt das Repräsentationsbedürfnis nach außen, was sie aus der heutigen Perspektive deutlich negativ bewertet: [...], „*ham me alles gehabt und da wurd auch viel su'n Zeuch gekauft und (gepresst) viel präsentiert“*. Die Bewertung des Umgangs der Eltern mit ihren finanziellen Ressourcen steht an dieser Stelle im Widerspruch zur ersten Darstellung. Mit deutlicher emotionaler Distanz gegenüber ihren Eltern, beschreibt sie ohne ins Detail zu gehen, dass die Familie alles gehabt hat und die Eltern auch viel eher Unnützes gekauft haben, insbesondere dann, wenn es um die Repräsentation nach außen ging. Den Wohlstand der Familie konnotiert sie an dieser Stelle negativ, indem sie ihn mit einem übersteigerten Geltungsbedürfnis in Beziehung setzt. Dieser negative Horizont wird durch einen weiteren negativen Horizont ergänzt. So ermöglichte ihr die finanzielle Stellung der Familie ein Aufwachsen ohne Ofen, da die Wohnung der Familie immer schon mit einer Heizung ausgestattet war. Anekdotenhaft argumentiert sie, dass sie deshalb das Heizen nicht gelernt hat und nach ihrer Hochzeit die eheliche Wohnung nicht beheizen konnte. Den Komfort ihrer Kindheit und Jugend stellt sie nun als Hemmnis beim Übertritt in das Erwachsenenalter dar, der sich in ihren Augen negativ auf die Entwicklung ihrer Fähigkeiten ausgewirkt hat.

Thematischer Vergleich: Schule/Lehrzeit/Berufswahl (Frau Wagner)

7/320-334 Bewertung der Schulzeit unter Nennung von schulisch organisierten Freizeitaktivitäten, detaillierte Beschreibung der „Hans-Beimler-Wettkämpfe“ und erneute Bewertung der Schulzeit

es: war nich **schlecht** meine K meine Schulzeit meine Schulzeit da weeß ich ga nich mehr so wie als- das war zu unbedeutend wahrscheinlich //mhm// ich weiß es nich zu unbedeutend weil das vom: herkömmlichen Sinn auch gut g ging eig ich war auch n inner Arbeitsgemeinschaft und ich war auch im Sport mit im m Handball und und (gepresst/undeutlich) was ich alles gemacht hab (atmet ein) und dann warn noch diese Hans Hans-Beimler-Wettkämpfe da ha ich noch de Augen zugemacht, da mussten me schießen das wer ich nie vergessen (atmet ein) da mussten me schießen da ha ich die Augen zugemacht und hab sogar getroffen (beide lachen). Ja das is lächerlich aber das is da ha ich me gedacht (nuschelt) dacht: „naja Gott sei Dank haste das auch noch hinter dir“ (beide lachen). (lachend) was sollt ma machen da lagsde auf da son´ner Matte und denn (stöhnt) da da soll ich was treffen und dann: abgedrückt zack ha ich gekuckt: beim ersten Gang getroffen (lacht) ich glaube das wenn ich das heute nochmal machen sollte würd ich (.) so was auch nich mehr könn /mmh// das heut nich mehr könn.

Ja die Schule war wahrscheinlich zu unwahrscheinlich es ging alles so g gradlinig so //mhm// das das s zu unbedeutend gewesen für mich //mhm// die ich kann mich da nich mehr groß dran erinnern (atmet).

Auf ihre Schulzeit geht Frau Wagner zunächst wertend ein: Sie sei nicht schlecht gewesen. Vermutlich setzt sie an dieser Stelle an, um noch einmal auf ihre Kindheit einzugehen, bricht dies jedoch ab: [...] „es: war nich **schlecht** meine K meine Schulzeit“ [...], anschließend sagt sie, dass sie sich an ihre Schulzeit kaum erinnern könne, da diese in ihren Augen zu unbedeutend gewesen sei. Vermutlich möchte sie auf diese Zeit nicht tiefgründiger eingehen. „Im herkömmlichen Sinn“ sei ihre Schulzeit gut verlaufen. Mit diesem recht ungewöhnlichen Ausdruck bezieht sie sich auf die schulisch organisierte Freizeit, so hat sie wie viele ihrer Mitschüler an Arbeitsgemeinschaften teilgenommen und Handball gespielt. Über das, was möglicherweise nicht gut, vielleicht sogar belastend gewesen ist, sagt sie nichts, so macht sie z.B. über ihre Schulleistungen keine Angaben. Im Detail beschreibt sie anschließend eine Schießübung bei den Hans-Beimler-Wettkämpfen. Ihre Haltung gegenüber diesem vormilitärischen Wettkampf bleibt weitgehend offen, zumindest setzt sie sich verbal kaum damit auseinander. Dennoch dokumentiert sich in ihren Äußerungen eine gewisse Ambivalenz: Sie beginnt ihre Beschreibung mit den Worten: „da ha ich noch die Augen zugemacht“. Der Situation, in der sie eine Kugel abfeuern musste, hat sie sich damals durch das Schließen ihrer Augen entzogen, sich offen zu widersetzen, kam für sie offenbar nicht in Frage. Auch aus der Retrospektive hinterfragt sie diese Art von Wettkampf nicht, stattdessen schildert sie sich und ihr Verhalten mit Selbstironie:

Dass sie trotz ihrer geschlossenen Augen getroffen hat, bringt sie auch jetzt noch zum Lachen. Damals war sie jedoch froh, diese ihr offenbar unangenehme Pflichtübung hinter sich zu haben. Nochmals betont sie, dass ihr nichts anderes übrigblieb als mitzumachen: „was sollt ma machen“. Die sich in ihren Worten dokumentierende Leichtigkeit, mit der sie die Übung absolviert ([...] „abgedrückt zack ha ich gekuckt: beim ersten Gang getroffen [...]“) steht in deutlichem Widerspruch zu ihrer Einschätzung, dass sie zu einer Übung dieser Art heute nicht mehr in der Lage wäre: [...] ich glaube das wenn ich das heute nochmal machen sollte würd ich (.) so was auch nich mehr könn /mmh// das heut nich mehr könn [...]. Woraus diese Einschätzung resultiert, bleibt offen, so ist es möglich, dass sie den Wettkampf als einen sportlichen Wettbewerb sieht, dessen Anforderungen sie heute körperlich nicht mehr gerecht werden könnte.

Wahrscheinlicher ist jedoch, dass sie die Schießübung aufgrund ihres militärischen Charakters abgelehnt hat. Um sich der unangenehmen Situation zu entziehen, bewältigt sie diese mit geschlossenen Augen, was auch gelingt.

Ihre detaillierten Erinnerungen an diesen Tag sprechen dafür, dass die Hans-Beimler-Wettkämpfe ein denkwürdiges Ereignis gewesen sein müssen. Eine Einordnung in ihre Jugendbiographie, in der ihre Haltung zur DDR deutlich wird, findet jedoch nicht statt, vielmehr steht das Erlebte unreflektiert für sich allein. Unvermittelt bewertet sie anschließend ihre Schulzeit, an die sie sich kaum erinnern könne, da sie zu gradlinig verlaufen sei.

Im Gegensatz zu der distanzierten Darstellung ihrer Schulzeit, beschreibt sie ihre Lehrzeit deutlich emotionaler:

7/334-336 Bewertung der Lehrzeit⁴² und ihrer Stellung während der Ausbildung

Ich weiß nur, dass (..) dass es so war wo ich dann aus **aus der Schule kam** meine Lehre nochmal **sehr schön** war, dass ich meine Lehre auch ausgä ausgelernt hab und eine der besten Lehrlinge **war** und naja (.) //mhm//

7/336-8/345 Bewertung ihrer Kollegen in der Maßnahme und der Beziehung zu ihnen mit Hintergrundkonstruktion (berufliche Stellung nach der Ausbildung)

aber ich ich tu das nich gerne so erzähl, weil (.) es kommt manchmal so in falschen Hals we ma sich so ja, ich merk das schon richtig die äußern sich dazu nich //mhm// we man da sowas sagt. Ich weiß nich warum ob se (.) das nich wolln un denn neidisch sind oder was **is** mir auch egal ich erzähl (gepresst) nicht mehr darüber (atmet) weil ich hab gemerkt dass es nich wolln //mhm// und da lass ich das //also die Kollegen jetz// jaja //aja// die wolln das nich wenn ich denn erzähl w wie wie gut ich gewesen bin und was ich alles für Geld verg verdient hab, dass ich gut verdient hab und dass ich gleich wo ich (gepresst) ausgelernt hab gleich den Job da gekricht habe als als Dingsda hier al wo ich kaum was machen brauchte n Haufen Geld verdient hab und (klopft) (leise) na die ham das nich gehabt. Da da da erzähl ich das nich.

Eine detaillierte Beschreibung ihrer Lehrzeit fertigt Frau Wagner nicht an, sie beschränkt ihre Darstellung auf einige wenige markante Eckpunkte. Ihre Lehrzeit bewertet sie als „*nochmal sehr schön*“, rückblickend war die Zeit ihrer Lehre demnach eine letzte schöne Lebensphase bevor Lebensphasen mit weniger Lebensqualität folgen. Danach betont sie, dass sie ihre Lehre auch beendet hat und sogar eine der besten Lehrlinge war. Der erfolgreiche Abschluss einer begonnenen Ausbildung ist aus ihrer Perspektive wohl nicht selbstverständlich. Dass sie zu den besten Lehrlingen zählte, scheint auch heute viele Jahre nach Ende der Lehrzeit von biographischer Relevanz zu sein. Frau Wagner bricht ihre Erzählung an dieser Stelle ab und geht nicht auf den weiteren Verlauf ihrer Berufsbiographie ein.

⁴² Frau Wagner machte eine Ausbildung als Schuhfacharbeiter.

Der überdurchschnittlich erfolgreiche Abschluss ihrer Ausbildung erscheint wie das vorläufige Ende einer gelungenen Ausbildungs- und Berufslaufbahn. In der Gegenwart angekommen, erklärt sie nun, warum sie über ihren damaligen Erfolg nur ungern erzählt. In ihren Augen können die Kollegen in der Maßnahme, an der sie gerade teilnimmt, mit diesen Informationen nicht umgehen, da sie kaum darauf reagieren. Sie vermutet, dass sie neidisch sind und sagt dann, dass ihr das eigentlich auch egal sei und sie nun nichts mehr darüber sagt. Betrachtet man die Informationen über sich, mit denen sie ihren Kollegen gegenüber geprahlt hat, ist deren abwehrende Haltung allerdings gut nachvollziehbar. Sie resümiert ihren beruflichen Erfolg mit den Worten, die die anderen angeblich nicht hören wollen: *„die wolln das nich wenn ich denn erzähl w wie wie gut ich gewesen bin und was ich alles für Geld verg verdient hab, dass ich gut verdient hab“*, *„n Haufen Geld verdient hab“*. Eine inhaltliche Beschreibung ihrer Tätigkeit unterlässt sie und verweist lediglich darauf, dass sie kaum etwas machen musste. Den Job, den sie unmittelbar nach der Ausbildung angetreten hat, benennt sie allgemein als *„Dingsda“*.

Gegenüber ihren Kollegen scheinen vor allem pauschale Angaben zu ihrem hohen Verdienst bei verhältnismäßig geringer Arbeitsbelastung relevant zu sein. Ein Privileg, das die anderen, wie sie vermutet, nicht hatten.

Der Stellenwert ihres Verdienstes erscheint hier in einem neuen Horizont, der durch Neid und Konkurrenzdenken gekennzeichnet ist. Frau Wagner erhofft sich für ihre damalige berufliche Position Anerkennung, die jedoch ausbleibt, Verständnis hat sie hierfür kaum. Dass sie selbst das Geltungsbedürfnis ihrer Eltern kurz zuvor angeprangert hat, setzt sie zu ihrem eigenen Geltungsdrang nicht in Beziehung. Vielmehr erscheint es legitim, ihre finanziell privilegierte Position hervorzuheben und ein positives Selbstbild aus finanziellem Wohlstand zu ziehen. Diesen Zusammenhang stellt sie in der Darstellung ihrer Kindheit nicht her, das verhältnismäßig hohe Einkommen ihrer Eltern scheint sich in dieser Lebensphase nicht positiv auf ihr eigenes Selbstbild ausgewirkt zu haben. Das Selbstbewusstsein, das sie dann aus ihrer ersten gut bezahlten Stellung entwickelt, ist insbesondere in der Beziehung zu ihrem Vater von Bedeutung:

Er als Zugehöriger zur sogenannten „Intelligenz“⁴³ hinterfragt den hohen Verdienst seiner Tochter, die nicht standesgemäß zu den „Arbeitern und Bauern“ gehört. Sie erfüllt ihr hohes Einkommen mit Stolz.

10/464-467 *Beschreibung ihres Verdienstes nach der Ausbildung im Modus der Bewertung*
IP: **Ich hab ausgelernt.** Mein Vater der war'n bisschen neidisch //ho// der hat zu mir gesacht //(lacht)// „**Du verdienst ja mehr Geld wie ich wenn du ausgelernt hast wie ich jetzt und muss ne ganze Familie ernährn**“. Ja, ich hab tausendzweihundert Euro verdient //aha// nicht Euro Mark.

10/468-11/481 *Beschreibung der Arbeitstätigkeiten und des Verdienstes auf Nachfrage der Interviewerin im Modus der Bewertung*

I: War das äh so'n Beruf, der soviel auch verd-, wo man soviel verdienen konnte?

IP: Nee. Aber das was ich gemacht hab.

I: Oder weil sie so gut warn auch?

IP: Was ich gemacht hab //aha naja//. Ich war Springer damals //aha// hab alles gemacht //aha//. Ich hab ich hätt ihn e Schuh machen könn von von Anfang bis zum Ende //mhm//. Hab alles gemacht. //mm// Und hab ich bloß immer ausgeholfen wenn die in Urlaub gegangen sind und ich konnte mir aussuchen welchen (.) Lohn ich bezahlt haben will entweder **mein** (.) ich war mit Lohngruppe fünf oder sechs oder ich hätte den ihrn und die **Männerarbeiten** hab ich auch mitgemacht und da hab ich das meiste Geld verdient. //mhm mhm//. Ich war der einzige Lehrling, der (atmet) die Computer da mitgemacht hat. //mhmmhm// Das konnt ich schon, das hat da hatt ich schon dran gelernt schon meine Lehre dran gemacht //mhm// °Deswegen hab ich so viel Geld verdient mein Vater war damals ziemlich neidisch auf mich° der hatte wirklich gesacht: „Wie kannst du soviel Geld verdienen! Den ganzen Tag nischt machen?“ , ich sach: „Was: den ganzen Tag nischt machen? Ich muss och was machen!“.

Als sie ausgelernt hat, ist ihr Vater neidisch, seine Reaktion gibt sie - als würde sie sich jetzt, viele Jahre später, an jedes einzelne Wort erinnern - in der wörtlichen Rede wieder. Inhalt seiner Äußerung ist, dass seine Tochter mehr verdient als er, obwohl er eine ganze Familie ernähren muss. Sie verdient nach ihrer Ausbildung 1200 Mark, was für DDR-Verhältnisse ein recht hoher Lohn ist⁴⁴.

Nach einer Nachfrage der Interviewerin, in welchem Beruf sie diesen Lohn erzielt hat, beschreibt Frau Wagner, dass sie als Springer gearbeitet hat und sich bei Urlaubsvertretungen die Lohngruppe aussuchen konnte, bei den „*Männerarbeiten*“ hat sie das meiste Geld verdient. Zudem argumentiert sie, dass sie der einzige Lehrling war, der den PC bedienen konnte.

⁴³ Die Intelligenz galt als eine Zwischenschicht, sie umfasste Personen, die beruflich vorwiegend geistige Arbeit leisteten und eine höhere Schulbildung besaßen. Die Zurechnungskriterien waren sehr ungenau, zu ihr gehörten Menschen, die in Wirtschaft, Volksbildung und Kultur entsprechende Positionen innehatten (Wissenschaftler, Ärzte, Techniker, Ingenieure, Lehrer, Künstler, Schriftsteller). Obwohl die Intelligenz nach offizieller Lesart in einem engen Bündnis mit der Arbeiterklasse stand, hatte sie ausgeprägt eigene Interessen und wurde insbesondere in den Aufbaujahren von staatlicher Seite erheblich privilegiert. Insbesondere die technische Intelligenz stellte in der DDR eine soziale Gruppe mit überdurchschnittlichem Lebensstandard dar (vgl. Kleßmann 2014, S. 62).

⁴⁴ Frau Wagner geht nicht darauf ein, ob es sich hierbei um den Brutto- oder Nettolohn handelt.

Dann kommt sie wieder auf ihren Vater zu sprechen, dessen Beziehung zu ihr den Kern ihrer Darstellung markiert. Er ist zwar neidisch auf ihren Verdienst, ihre Tätigkeit diskreditiert er aber indirekt. Seine Worte gibt sie wiederum in der wörtlichen Rede wieder: „*Wie kannst du so viel Geld verdienen! Den ganzen Tag nichts machen?*“, in den Augen des Vaters ist die Arbeit der Tochter quasi wertlos. Ihr gelingt zwar ein „Übertrumpfen“ des Vaters in Bezug auf den monatlichen Verdienst, ansonsten ist seine Reaktion jedoch abschätzig. Im Gegensatz zu ihm bekommt sie in seinen Augen viel Geld fürs Nichtstun, Anerkennung erfährt sie für ihre berufliche Tätigkeit nicht, da sie seinen Ansprüchen offenbar nicht genügt.

Thematischer Vergleich: Erste Berufstätigkeit (Frau Wagner)

9/392-395 *Kurzbeschreibung des Ausbildungsberufs im Modus der Bewertung*

Ja. Bin ich gleich inne Ausbildung. Da bin ... Schuhfacharbeiter hab ich gelernt. //mhm// Und ich hab auch eher ausgelernt damals m war alles ganz gut. //mhm// Also besser s wie ich dachte, die ham alle gedacht ich hab zwei linke Fing Hände kann kann das nich, weil mo auch viel so machen musste s war ja alles nur Bandarbeit. //mhm//

Frau Wagner erzählt, dass sie gleich nach der Schule ihre Ausbildung als Schuhfacharbeiter⁴⁵ angefangen hat: „*Bin gleich inne Ausbildung*“, sie berichtet nicht, wie sie zu diesem Ausbildungsplatz gekommen ist. Es bleibt offen, inwieweit sie sich während der Schulausbildung mit ihrem Berufswunsch auseinandergesetzt hat, welche Berufe sie eventuell noch interessiert hätten und warum sie letztlich die Ausbildung zum Schuhfacharbeiter wählt. Der abgebrochene Satz: „*Da bin...*“ markiert möglicherweise den Beginn einer detaillierteren Beschreibung, diesen bricht sie jedoch nach zwei Worten ab, dann nennt sie lediglich ihren Ausbildungsberuf. Dass sie ihre Lehre vorzeitig beendet hat, erwähnt sie sofort danach, sie zieht das Privileg einer kürzeren Lehrzeit als Bestätigung heran, in der Lehre erfolgreich gewesen zu sein, über ihre Zensuren redet sie jedoch nicht. Insgesamt evaluiert sie ihre Lehrzeit mit den Worten „*damals war alles ganz gut*“, was eher auf eine mäßige Zufriedenheit schließen lässt. Sie präzisiert ihre Darstellung dann zunächst mit ihrer persönlichen Einschätzung, dass die Ausbildung besser verlief als sie dachte. Vor Beginn der Lehre sah sie sich dem Vorurteil ausgesetzt, für die handwerkliche Arbeit nicht geeignet zu sein, aus ihrer Sicht hat ihr niemand diesen Beruf zugetraut: „*die ham alle gedacht ich hab zwei linke Fing Hände kann kann das nich*“.

⁴⁵ Frau Wagner verwendet bei ihrer Berufsbezeichnung ausschließlich die männliche Form.

Offenbar hat sie sich während ihrer Kindheit und Jugend wenig handwerklich betätigt, sodass ihr Umfeld ihrer Berufswahl skeptisch gegenüberstand. Sie präzisiert nicht, wer ihre Fähigkeiten so geringgeschätzt hat, offenbar ist sie darüber aber auch aus der heutigen Perspektive noch enttäuscht. Sie selbst beschreibt ihre Tätigkeit als Bandarbeit, was die Qualität ihrer Arbeitsinhalte schmälert, schwerpunktmäßig hat sie Schuhe in industrieller Fertigungsweise hergestellt, was sie oberflächlich beschreibt:

9/395-401 *Kurzbeschreibung der Arbeit*

Und Bandarbeit, Schnelligkeit war gefragt und auch gleichzeitig Genauigkeit ma musste die Schuhe ja auch anziehen könn ne? //mhm// Und denn war'n unterschiedlich mal warn se so klein //mhm// denn kam wieder solche **großen** und wenn die nehm musstest die Unterschiede, den großen anfassen dann ist der g Arm ganz schön **schwer** geworden nach dieser Zeit dass de nur ne kleine gemacht hast, es war ja eigentlich ne ne **richtige Kinderschuhfabrik** //mhm// Der Banner war damals „Banner des Friedens“ war damals Schuhfabrik nur für für Kinderschuhe. //mhm//

Bewertend beschreibt sie zwei Anforderungen in ihrem Beruf: Schnelligkeit und Genauigkeit. Darüber hinaus liefert sie keine detaillierte Beschreibung ihrer Arbeitsinhalte, sie geht lediglich darauf ein, dass ihr insbesondere die Fertigung der großen Schuhe Anstrengung bereitet hat. Obwohl sie nur in einer Kinderschuhfabrik arbeitete, bereitete ihr das Gewicht größerer Schuhe Schwierigkeiten, worauf sie in ihrer Erinnerung mit dem Ausweichen auf leichtere Tätigkeiten reagiert hat. Insgesamt ist die Wiedergabe ihrer Erinnerungen an dieser Stelle bruchstückhaft und wenig systematisch. Es wird nicht deutlich, wie die Arbeitsvorgänge konkret gestaltet waren, also ob es beispielsweise ein Rotationsprinzip zwischen den Arbeitsplätzen gegeben hat, um einer einseitigen Beanspruchung der Arbeitnehmer vorzubeugen oder ob die Kollegen hier untereinander informell Absprachen getroffen haben. Sie beschreibt ihre Arbeit als Fließbandarbeit, bei der sie aber selbst entscheiden konnte, welcher Tätigkeit sie sich zuwendet. Konkret nennt sie den Namen der Schuhfabrik, den sie zunächst umgangssprachlich verkürzt und dann in voller Länge nennt. Der „Banner des Friedens“ war in der DDR eine der bedeutendsten Produktionsstätten für Kinderschuhe. Im Verbund mit weiteren Werken wurden im großen Umfang Schuhe für alle Altersgruppen produziert. Dass ihr Werk in ein umfassenderes Gefüge eingebunden gewesen ist, thematisiert Frau Wagner nicht, sie stellt lediglich heraus, dass sie in einer Fabrik gearbeitet hat, die ausschließlich Kinderschuhe hergestellt hat.

9/401-403 *Bewertung der Zeit in der Schuhfabrik*

Da hab ich gelernt in T. damals da muss sagen mirsich mir gings **gut**. Ich hab gut verdient ich mir ging's gut. (.) Ich hab's auch gerne gemacht.

Ihr Berufsleben damals bewertet sie positiv, sie begründet ihr Wohlbefinden zunächst mit ihrem Verdienst, erst danach sagt sie, dass sie es „*auch gerne gemacht hat*“, mit dieser nachgeordneten Einschätzung ihrer Arbeitszufriedenheit macht sie deutlich, dass ihr die Tätigkeit zwar Spaß gemacht hat, dass sie sich bewusst aufgrund eigener Interessen für den Beruf entschieden hat, geht daraus jedoch nicht hervor.

9/404-420 *Kurzerzählung der beruflichen Entwicklung auf Nachfrage der Interviewerin nach dem Berufswunsch*

I: Also war das auch ihre B Berufswunsch das?

IP: **Ja**.

I: Wo wollten Sie gern ja?

IP: Sehr gerne. Ich hab's richtig bedauert, dass das nich mehr gab.

I: Aja. Dass dann irgendwann den Beruf denn nich mehr gab?

IP: Ja. Hier oben gib's ja och nüscht mehr die (unverständlich) ja nach meiner Scheidung wollt ich ja zu mein Eltern wieder mit. Das wenigstens da n bisschen alles: (.) überbrück das ging auch //mhm// hab ja bei denen gewohnt wieder.

I: Sind dann wieder zurückgegang nach ähm?

IP: Ja mit'n Kindern gleich mit den.

I: Aha. Also von ne von M.-?

IP: Von S.

I: Ach von S. denn wieder.

IP: S. an der Saale.

I: Aha.

IP: Das is bei T. die nächste Station is mit n Zug is T., wo ich gelernt hab. //mhm// Bin ja jeden Tag mit'n Zuch gefahrn.

Als die Interviewerin ihr die Frage stellt, ob es sich bei ihrem erlernten Beruf um ihren Wunschberuf gehandelt hat, bestätigt Frau Wagner dies. Auf die nochmalige Nachfrage der Interviewerin, entgegnet sie, dass sie es sehr bedauert hat, als es ihren Beruf nicht mehr gegeben hat, womit sie die Frage nicht beantwortet. Dass sie das Ende ihrer Berufstätigkeit bedauert, steht mit ihrem Berufswunsch nicht in Zusammenhang, sondern bestätigt lediglich, dass sie ihren Beruf gerne ausgeübt hat. Wie sie zu ihrer Lehrstelle gekommen ist und welche Umstände dazu geführt haben, dass sie eine Ausbildung zur Schuhfacharbeiterin begonnen hat, sagt sie nicht. Daneben formuliert Frau Wagner ihre Antwort als hätte sie ihre Arbeit aufgrund struktureller Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt verloren, als die Interviewerin sich rückversichert ob sie arbeitslos geworden ist, weil es ihren Beruf nicht mehr gegeben hat, entgegnet sie teilweise unverständlich, dass es „*Hier oben*“ [...] kaum Arbeitsstellen gibt.

Offenbar will sie an dieser Stelle nicht weiter ins Detail gehen. Vermutlich hängt der Umzug mit ihrer Scheidung zusammen, über die sie aber nur kurz erzählt: Um etwas Zeit zu überbrücken, ist sie nach ihrer Scheidung mit ihren Kindern von S. zu ihren Eltern gezogen, die zu diesem Zeitpunkt schon in M. gewohnt haben, ihre Entscheidung begründet sie zunächst nicht. Nach einer längeren Passage, in der sie die tägliche Zugfahrt von ihrem Wohnort S. zur ihrem Arbeitsort T. beschreibt, kommt sie erneut auf ihren Umzug nach M. zu sprechen:

10/422- 423 *Bewertung*

Es war schön, es war ne schöne Zeit für mich ich hab auch sehr viel Geld verd- gemacht in der Zeit.

Sie steigt erneut mit einer Bewertung ein, in der sie wiederholt, dass es „*ne schöne Zeit*“ war, abermals erwähnt sie, dass sie gut verdient hat. An dieser Stelle bricht sie das Wort verdient jedoch ab und verwendet stattdessen „*gemacht*“, womit sie zum Ausdruck bringt, dass sie das Geld nicht nur passiv verdient, sondern schnell und lukrativ eingenommen hat. Dann jedoch lenkt sie auf die Geschehnisse, die zu ihrem Umzug nach M. geführt haben. Sie erläutert in einer Hintergrundkonstruktion, dass ihre Eltern bereits nach M. gezogen waren und sie diese besuchen wollte. Als sie von ihren Eltern nach Hause zurückkehrt, findet sie eine leere Wohnung vor, in der nicht einmal mehr Türklinken vorhanden sind. Frau Wagner stellt die Angelegenheit als Raub dar und ordnet sie nicht in ihre damalige Lebenssituation ein. In ihrer Darstellung trifft sie das Ereignis völlig unvorbereitet:

10/423-430 *Erzählung mit Hintergrundkonstruktion im Modus der Beschreibung*

Bloß ma in der Zeit, da war ich mal pf: wieviel Jahre is das denn her zwanzich zwanzich dreißich Jahre ungefähr jo so ungefähr dreißich Jahre da bin ich damals (.) ä:hm meine Eltern besuchen. Die wohnten die schon hier in M. die sind wieder ham ja auch da unten gewohnt, die sind dahin hierhergezogen und ich wollt die dann besuchen und wie ich zurückkam war meine Wohnung ausgeraubt, da war nüscht mehr da (.) **nüscht** sogar die Türklinken ham sie abgemacht. War **nichts mehr da**. (..) **Tja**, das muss man sich ma vorstelln äh ich hab (.) **@solche Augen@** gekricht, ich glaub ich sowas wünsch ich mir auch nich nochma. Ich hab wenn du so willst drei oder viermal n neuen Haushalt eingerichtet.

10/431-440 *Nachfrage der Interviewerin und detaillierende Darstellung*

I: Wer hatte das?

IP: Das is bis heute nich ge //aha// aufgelöst. Das is bis heut nich aufgelöst wer das gmacht hat. Ich kam aus'm Urlaub wieder und komm mit mein schweren Koffer wieder. Ich hatte nur noch das, was ich im Koffer hatte (.) alles andere war weg.

I: Und das ist ihnen einmal passiert oder?

IP: Das is mir einmal passiert.

I: Einmal. Also nich noch öfter?

IP: Nee. Einmal (.) und dann bin ich da weggezogen nachher //mmh// Bin ich gleich zu mein Eltern mit //mhm// (.) Also des des deswegen das stößt mich das auch'n bisschen ab da. Ich muss Ihn ehrlich ich würde nie wieder dahin gehen.

Auf die Nachfrage der Interviewerin, wer ihre Wohnung geräumt hat, entgegnet sie, dass dies bis heute nicht aufgelöst sei. Anekdotenhaft beschreibt sie, dass sie nach ihrem Urlaub mit ihrem schweren Koffer in der leeren Wohnung stand. Wie ihre Kinder in dieser dramatischen Situation reagiert haben, beschreibt sie nicht. Sie spricht in der gesamten Beschreibung der Situation ausschließlich in der Ich-Form. So schildert sie die Entscheidung nach M. zu ihren Eltern zu ziehen ausschließlich aus ihrer Perspektive, ohne die Belange ihrer Kinder (möglicher Schulwechsel, räumliche Trennung vom Vater o.ä.) näher zu erörtern. Dass die Scheidung von ihrem Mann und die ausgeräumte Wohnung im Zusammenhang stehen, liegt nahe, dennoch schildert sie beide Ereignisse getrennt voneinander, ob ihr Mann als „Täter“ in Frage kommt, erörtert sie nicht. Auf ihre damalige Familiensituation und wie es zur Trennung von ihrem Mann gekommen ist, geht sie ebenfalls nicht näher ein. Informationen über ihren Mann und ihre Kinder kommen ebenfalls nicht zur Sprache. Deutlich wird jedoch, dass sie ihre familiäre Situation zum Anlass genommen hat, ihr Arbeitsverhältnis aufzugeben und etliche Kilometer entfernt zu ihren Eltern zu ziehen. Sie versucht nicht, sich ein eigenständiges Leben in ihrem Heimatort aufzubauen, sondern gibt alle Bindungen abrupt auf, Kontakt zu ihrem Mann scheint es nach ihrem Wegzug nicht mehr gegeben zu haben. Übriggeblieben ist die Abneigung gegenüber ihrem Heimatort, in den sie nie wieder zurückgehen würde.

Thematischer Vergleich: Die finanzielle Situation der Herkunftsfamilie (Herr Richter)

Herr Richter kommt auf die finanzielle Ausstattung seiner Herkunftsfamilie im Kontext der Arbeit auf dem elterlichen Hof zu sprechen, eine Bewertung der finanziellen Situation der Familie erfolgt im Gegensatz zu Frau Wagner nicht. Er wendet sich einer anderen Thematik zu, welches das Zusammenleben in der Familie dominiert: die nebenberufliche Landwirtschaft auf dem elterlichen Hof:

2/58-66 Beschreibung der nebenberuflichen Arbeit auf dem Land im Modus der Argumentation und Bewertung

Naja ich hab auch auf'm Lande gewohnt und da wurd man eigentlich auch schon zur Arbeit ran //mhm// na das man ebend hier arbeiten musste hier, auch von Elternhaus. //mhm// Da die hatten eben praktisch noch privat noch was zu machen und denn ebend auch arbeitsmäßig weil das ja damals auch mibm Geld zusammenhink hier. Was wurde damals verdient hier? War doch nichts. //mmh// Da mussten die eben alles so privat machen so Vieh füttern und und Land bestelln und so was alles. Ich hab eigentlich schon frühzeitig schon //mhm// damals hab ich das alles natürlich anders gesehn. Denn konnt ich mein Vadder auch zehn Meter inne Erde @rein@ (.) reinhaun, aber eben wenn man sich das so drüber nachdenkt eben man hat eben was mitbekomm ja //mhm// fürs Leben //mhm//.

Er wird schon früh in die Arbeit auf dem Hof mit einbezogen, für die Eltern ist die Mitarbeit eine Selbstverständlichkeit, die außer Frage steht und der er sich nicht entziehen kann. Er argumentiert, dass die Eltern auch privat (neben der regulären beruflichen Tätigkeit) arbeiteten, um sich Geld dazu zu verdienen und begründet dies mit den geringen Verdienstmöglichkeiten in der DDR: „*Was wurde damals verdient hier? War doch nichts.*“ Dass seine Eltern sich Geld dazu verdienten, indem sie auf dem eigenen Hof Vieh- und Landwirtschaft betrieben, beschreibt er aus heutiger Sicht als absolutes Muss, ohne im Detail auf die finanzielle Situation seiner Familie einzugehen. Privat Vieh- und Landwirtschaft zu betreiben, war für ihn eine Selbstverständlichkeit, die er hinsichtlich der Notwendigkeit nicht weiter hinterfragt. Allerdings hatte er als Jugendlicher wenig Lust auf die Arbeit auf dem Hof. In diesem Punkt hat es Konflikte zwischen ihm und seinem Vater gegeben, welche er lachend, aber mit derben Worten, beschreibt: „*Denn konnt ich mein Vadder auch zehn Meter inne Erde @rein@ (.) reinhaun*“. Im Detail beschreibt er die Auseinandersetzungen mit seinem Vater nicht, vielmehr verbleibt er in diesem Punkt auf einer bildhaften Ebene. Im Nachhinein würdigt er den Nutzen der Mitarbeit, da er Wissen und Fähigkeiten erlangt hat, die er als bedeutsam ansieht.

Ferienarbeit in der LPG

Auf seine Schulzeit hin befragt, erklärt Herr Richter, dass er sich gut an seine Schulzeit erinnern kann, diese jedoch als unbedeutend angesehen hat. Er begründet dies damit, dass er in den Ferien in der LPG gearbeitet hat:

6/213-228 *Nachfrage der Interviewerin nach der Schulzeit; Argumentation für die Unwichtigkeit der Schule (Hintergrundkonstruktion: Arbeit auf dem Land; Hintergrundkonstruktion: Hintergehen gesetzlich vorgeschriebener Arbeitszeiten)*

I: Ähm ja, also denn würd ich nochmal so'n bisschen nachfragen ne also so die einzelnen Lebensstationen also vielleicht eh können sie nochmal so'n bisschen erzählen wie's ihnen so in der Schulzeit ergangn is. Also sie hatten das ja schon so ganz kurz angedeutet, aber eh vielleicht können sie sich ja nochmal so zurückerinnern so an an den Schulbeginn also als sie zur Schule gekomm sind (lacht).

IP: Doch auf jeden **Fall**.

I: (lacht)

IP: Aber ich hab das ebend nich als wichtig angesehn, weil ich ja auch schon so immer so so inne Ferien Geld verdient hab' weil ich ja auf'n Lande gewohnt hat und da konnt ma ja auch inne LPG gehn inne Ferien sich Geld verdienen, obwohl das ja eigentlich auch gesetzlich... man durfte ja bloß eintlich drei Wochen...

I: Aha.

IP: ... machen. Da hat ma ja acht Wochen Sommerferien gehabt //mm// aber da konnte man das auch machen, da gab's ja auch welche, die das nich gemacht habn und denn wurden ebend die Namen eingeschriebn. //mhm mhm// Ich mein, da wurd ja auch nich so aufgepasst aber falls mal ne Kontrolle gekommn is. //mhm//

6/228-236 *Beschreibung der Ferienarbeit auf dem Land, Hintergrundkonstruktion: Vater, Bewertung der Ferienarbeit*

Das ma denn so das so gemacht hat und das hat ebn ein auch gelockt hier und naher mit fünfzen hab ich sogar Ackerberechtigung gemacht, das heißt denn durft ich Traktor (gepresst) fahrn Trecker fahrn und da hab ich auch manchmal schon im Jahr so fünftausend verdient. //mhm// Ostmark.//mhm// Bloß ebend die Stunden, da hab ich denn eben inne Sommerzeit fuffzen sechzen Stunden //mhm// obwohl ich ja immer mein Vadder in Nackn hat. Der war da natürlich immer gegen. Er war auch auffer LPG und der hat ja meist immer mit aufgepasst, was ich mach. //mhm mhm//. Obwohl ich ihn ja auch öfter ausgetrickst hab, dass er das nich mitgekricht hat so wie nachts (leise, gepresst) zum Beispiel fahrn //mhm// und das hat eben Spaß gemacht. Das war nich Schule, denn war das (leise, gepresst) immer in Hintergrund.

Dass er auf seine Schulzeit befragt, sofort auf die Ferienarbeit verweist, macht den hohen Stellenwert deutlich, den diese für ihn im Gegensatz zur Schule hatte. Er erläutert in einer Hintergrundkonstruktion, dass man auch als Schüler in der LPG arbeiten konnte, wobei eine Dauer von drei Wochen der insgesamt achtwöchigen Sommerferien nicht überschritten werden durfte. Sein Einwand, dass man eigentlich nur drei Wochen arbeiten gehen durfte, weist darauf hin, dass er diese Vorschrift umgangen ist und länger gearbeitet hat. Anschließend erläutert er wie man vorgehen musste, damit der Betrug nicht auffiel. Gesetzliche Vorschriften hatten für ihn damals offenbar keine orientierende Funktion, sondern waren lediglich eine Art überflüssige Vorschrift, die umgangen werden konnten, ohne dass hierfür Sanktionen erwartet werden mussten.

Mit fünfzehn Jahren erwirbt er eine „Ackerberechtigung“, die es ihm erlaubt Traktor zu fahren: „[...] *das heißt denn durft ich Traktor (gepresst) fahrn Trecker fahrn*“. Er wiederholt den Sachverhalt, dass er Traktor fahren durfte in verniedlichender und sprachlich engagierter Form, was seine beinahe kindliche Begeisterung (die er zu diesem Zeitpunkt des Interviews wohl nachempfindet) widerspiegelt. Dann kommt er darauf zu sprechen, dass er damals pro Jahr bis zu 5000 Mark verdient hat, was für einen Jugendlichen eine beträchtliche Summe darstellt. Im Sommer sitzt er hierfür aber auch 15-16 Stunden hinter dem Lenkrad. Seinem Vater, selbst Mitglied der LPG, missfällt der Umfang der Ferienarbeit, er reagiert mit Kontrollen und sitzt ihm „im Nackn“, der Sohn versucht sich dem zu entziehen, indem er beispielsweise nachts fährt, damit der Vater es nicht merkt. Die Ferienarbeit auf dem Land ermöglicht ihm, sich von den Vorschriften des Vaters abzugrenzen und selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen, er verbleibt in dieser Phase des „Ausprobierens“ allerdings in der überschaubaren Lebenswelt des heimatlichen Dorfes.

Die Schule tritt in ihrer Wichtigkeit hinter der Ferienarbeit zurück. Damals ist die Ferienarbeit auf dem Land ein willkommener Anlass, Autonomieansprüche gegenüber dem Vater durchzusetzen, was ihm mit Hilfe einiger Täuschungsmanöver auch gelingt. Anerkennung für seine Leistungen erfährt er von seinem Vater nicht, dies scheint für ihn aber auch nicht wichtig zu sein. Stattdessen thematisiert er die Arbeit auf dem Land im Horizont von Spaß und finanziellem Ertrag.

Im Gegensatz zu Frau Wagner gelingt es Herrn Richter sich bereits während seiner Jugend von den Erwartungen anderer, insbesondere gegenüber seinem Vater, abzugrenzen. Seine Arbeit in der LPG stellt für ihn einen neuen Möglichkeitsraum dar, in dem er als Jugendlicher, bereits während der Schulzeit, Erfahrungen außerhalb der Lebenswelt der eigenen Familie machen kann. Er thematisiert die Arbeit in der LPG im Horizont von Autonomie und der Durchsetzung eigener Interessen. Auch aus der Retrospektive erinnert er sich gern an diese Zeit zurück, nicht zuletzt deshalb, weil die Arbeit ihm großen Spaß gemacht hat.

Frau Wagner ist während ihrer Schulzeit keiner Nebentätigkeit nachgegangen, ihre erste Berufstätigkeit ist ihre Lehre und die anschließende Tätigkeit in der Schuhfabrik. Ihre Arbeit und den damit verbundenen Verdienst thematisiert sie im Horizont von Anerkennung und Konkurrenzdenken. Während ihrer Jugend orientiert sie sich an den Erwartungen des Vaters, die sie jedoch nicht erfüllen kann. Ihre handwerkliche Tätigkeit entspricht nicht seinen Vorstellungen, weshalb die erhoffte Anerkennung - trotz ihres hohen Verdienstes - ausbleibt. Dass ihr der Zuspruch anderer auch in der Gegenwart wichtig ist, dokumentiert sich in der Beschreibung des Verhältnisses zu ihren Kollegen im Projekt. Auch hier bleibt die erhoffte Wertschätzung aus.

Thematischer Vergleich: Schule/Lehrzeit/Berufswahl (und Nebentätigkeit in der Landwirtschaft) (Herr Richter), zunächst Analyse der Eingangserzählung

1/22-33 Eingangserzählung: Kurzdarstellung seines beruflichen Werdegangs

IP: Ich hab das damals praktisch mitgemacht wo noch fünf Klassen in ein Schulraum warn //mhm// Dorfschule. //mhm// Abbe fünften Klasse ging es es war das ne Polytechnische Oberschule //mhm// wo nachher einzelne Klassen warn. Tjo denn naher ging es inne Lehre zwei Jahre, dann begann naher die eh de d die Ausbildung. Da wurd man übernommn. Allerdings bin ich bloß zwei Jahre geblieben bis ich achtzenn wurde oder überhaupt bis achtzehn. Dann hab ich mich arbeitsmäßig verbessert oder konnt ich mir auch auch geldmäßig, das war ja damals alles nich so... berauschend //mhm//, so denn von Faserplattenwerk, nee Dünge n, Großhandel war ich ja, von Großhandel in Faserplattenwerk denn bin ich nachher auch zum Düngemittelwerk gegang, auch konnt ich mich arbeitsmäßig verbessern, zwar nich geldmäßig aber ebend auch arbeitsmäßig. //mhm// So Düngemittelwerk kam nachher die Wende wurd ich naher arbeitslos.

Dann hab ich nahe wieder Arbeit bekomme. //mhm// Ja, bis zweitausendfünf nahe bis Oktober. Und die Regel is alle zwei Jahre bekomme ich ne Maßnahme. //mhm//

Zu Beginn des Interviews (die Interviewerin hat den Erzählstimulus gestellt, er steigt kurz in seine Darstellung ein und versichert sich zurück, ob er über die Schule erzählen und auch Zeiten angeben soll) beginnt er über seine schulische und berufliche Laufbahn zu erzählen, geht jedoch hierbei nicht ins Detail. Er erwähnt, dass er in eine Dorfschule ging, in der fünf Klassen zusammengefasst waren, anschließend hat er die Polytechnische Oberschule besucht und eine Lehre begonnen. Seine Laufbahn stellt er als geradlinig dar. Bei der Darlegung der Übergänge von der Dorfschule in die Polytechnische Oberschule (POS), von der POS in die Lehre und von der Lehre in die Berufstätigkeit tritt er als Handlungsträger zurück. Er scheint hier den formalen Abläufen überlassen gewesen zu sein, eigene Handlungsoptionen kommen nicht zur Sprache. In welchem Bereich er seine Ausbildung gemacht hat, erwähnt er nicht. Erst als er 18 Jahre alt ist, kann er seine berufliche Laufbahn aktiv beeinflussen, indem er sich arbeits- und auch geldmäßig verbessern konnte. An dieser Stelle erwähnt er zum ersten Mal, wo er gearbeitet hat, kommt jedoch bei der Reihenfolge seiner Arbeitgeber durcheinander. Er hat zunächst im Großhandel, dann in einem Faserplattenwerk und schließlich in einem Düngemittelwerk gearbeitet. Durch den Wechsel ins Düngemittelwerk erhöht sich seine Arbeitszufriedenheit, sein Einkommen verändert sich nicht. Nach der Wende wird er arbeitslos, später (wann und wo bleibt zunächst offen) findet er wieder Arbeit. Explizit erwähnt er den Beginn seiner Arbeitslosigkeit im Oktober 2005. Im Jetzt angekommen beschreibt er, dass er in der Regel alle zwei Jahre eine Maßnahme bekommt.

15/541-545 *Nachfrage der Interviewerin zur beruflichen Laufbahn (Lehre) nach der Schule*
I: Und ja sie hatten das ja schon kurz äh ähm zusammengefasst wie es denn sozusagen nach der Schulzeit beruflich weiterging ne also die verschiedenen ja Lehren, die sie gemacht haben oder ja eine Lehre.

15/544-545 Argumentation (Stellenwechsel)

IP: Nee inne inne Firmen //ja// wo ich da war // ja// inne Betriebe // ja genau// und da hab ich ja nur eben gewechselt weil es wegen Geld verdien.

15/546-549 *Nachfrage der Interviewerin, Hintergrundkonstruktion: Ausbildung*

I: Ja. Was war das?

IP: Zum Beispiel in in zum Bei in WGB das war hier unten ja Patirotischer Wech hier in M. war ja n Großhandel u::nd da had ich ja gelernt und nahe in W. gearbeitet, da hab ich dreihundertzwanzich Ostmark verdient //mmh//

15/549-554 *Kurzbeschreibung der privaten Landwirtschaft in der DDR*

dreihundertzwanzig ja und da hab ich mir eben weil ich ja aufn Land gewohnt had hab ich ja mir immer so hundertzwanzig Kaninchen gefüttert //mmh// und Bulln gefüttert Schwein gefüttert und das hab ich dann eben abgeliefert. //mhm// Wurd n Vetrach gemacht //mmh// und fürn Schwein gab es dreihundert Mark und fürn Bulln gab es schon fünfhundert und naher (Telefonklingeln) die die Jahre naher hier steigert sich gabs naher im immer mehr vertragsmäßig. //mmh//

15/554-560 *Fortführung der Beschreibung im Modus der Argumentation*

Die Tiere die eben privat ge gefüttert wurden die gingen nich inne DDR oder so blieben nich das die wurden eben nach Italien, Frankreich //aha aha// und dann auch nache alten Bundesländer gingen die hin weil die eben besser warn besser gefüddert wurden //mmh// auch gepflecht wurden //mmh// so die großen Tier- äh haltungen da, das war ja schon früher nichts //mmh// zu DDR-Zeiten nichts. Das war bloß für Inland //mmh// auch mit den ganzen Hühnern. Wir hatten ja auch fast zweihundert Hühner szu Hause //mmh// und ja auch die ganzen Eier abgeliefert //mmh// die ham se ja alles nach Birkel verkauft hier.

Zu einem späteren Zeitpunkt befragt ihn die Interviewerin erneut zu seiner Schulzeit und seinem beruflichen Werdegang. Diesen beschreibt Herr Richter im Horizont finanzieller Erwägungen (homolog zu seiner Darstellung der Ferienarbeit). Er hat die Betriebe aufgrund der Möglichkeit, mehr Geld zu verdienen gewechselt. Während seiner Lehre und der späteren Berufstätigkeit sind es demnach finanzielle Motive, die ihn zu einem Wechsel der Arbeitsstelle bewegen. Auf die erneute Nachfrage der Interviewerin, die sich auf seine Stellenwechsel bezieht, geht er nur kurz ein: Er nennt den Betrieb und den Bereich (Großhandel), in dem er gelernt bzw. zunächst gearbeitet hat und seinen Verdienst, der mit 320 Mark nicht sehr hoch gewesen ist. Diese kurze Darstellung dient ihm jedoch lediglich als Hintergrundkonstruktion, um die Landwirtschaft, die auch er inzwischen auf dem Hof seiner Eltern als Nebenerwerb betreibt, zu begründen: Er beschreibt, dass er 120 Kaninchen, Bullen und Schweine „gefüttert“ und abgeliefert hat, für ein Schwein hat er 300 Mark und für einen Bullen 500 Mark erhalten, was deutlich über seinem Monatslohn liegt. Beschreibend fügt er hinzu, dass die Tiere privat besser gehalten und gepflegt wurden und darum nach Italien, Frankreich oder in die BRD exportiert wurden. Sehr sachlich argumentiert er, dass Tiere bzw. Tierprodukte aus Großställen nur für den Verkauf innerhalb der DDR vorgesehen waren. Tierschutzaspekte kommen nicht zur Sprache; Tiere und die Pflege, die er ihnen zukommen lassen hat, sind lediglich unter einem Kosten-Nutzen-Aspekt relevant. Der Verkauf der Tiere ist für ihn ein lukrativer Nebenverdienst, mit dem er sein Gehalt aufbessern kann. Die nebenberufliche Tätigkeit auf dem Land ist damit wichtiger Bestandteil seiner Berufsbiographie.

Berufswahl (Herr Richter)

16/583-591 *Nachfrage der Interviewerin nach seinem Berufswunsch, Argumentation der Entscheidung für die Lehre im Großhandel*

I: Hm, ja stimmt. Und ja hat welcher welchen Berufswunsch hatten sie nach der Schule also konnten sie das sozusagen auch?

IP: Nee, für mich gab es bloß drei Stück, also drei had ich zur Auswahl, entweder äh aufm Bau als Fluchtenmaurer, das heißt so as, richtig Stein auf Stein, aber nur grade Wände sziehn, das warn die sogenannten Fluchtenmaurer, wo ja denn ne Tür kam un wo denn eben Dings gesetzt musste und so, das ham andere Maurer, gemacht //mm/// die richtigen ja und denn wollte mich n Privatschlachter haben //mhm// Schlachtereie privat und denn ebend in WGB Großhandel.

I: Mhm, achso mhm.

16/591-597 *Argumentation der Entscheidung gegen eine Lehre in der Schlachtereie*

IP: Da ha ich mir den daversch //mhm// entschieden, obwohl der Schlachter mir das mächtich übel genomn hat. //Aha// Der war noch szweimal privat bei uns szu Hause der wollt mir unbedingt haben //mhm// aber da hädd ich ja noch weniger Geld gekricht bloß bei dem wars eben so, nich, da hätt ich zweihundert**fünfzich** Ostmark na Ostmark bekomme, aber jede Woche n großes Fleischpaket haben die Angestellten gekricht //mhm// kostenlos //mhm// Das war ne ja für die ganze Familie //mhm naja// Jede Woche zum Wochenende //mhm//

Auf seinen Berufswunsch befragt, argumentiert Herr Richter, dass er nur zwischen drei Möglichkeiten auswählen konnte: Fluchtenmaurer, Schlachter oder Großhandel. Eine Ausbildung in der Landwirtschaft zieht er nicht in Betracht. Gern hätte ihn ein privater Schlachter eingestellt, er entscheidet sich jedoch für den Großhandel und bekundet, dass der Schlachter ihm „*das mächtich übel genomn hat*“ und ihn sogar zweimal zu Hause aufsuchte. Offenbar fühlt er sich wegen seines großen Interesses immer noch geschmeichelt. Ausschlaggebend für die Entscheidung zu einer Tätigkeit im Großhandel war letztendlich der Verdienst, der beim Schlachter noch geringer als im Großhandel gewesen wäre. Erneut treten finanzielle Erwägungen - nun im Zusammenhang mit der Entscheidung für einen Ausbildungsberuf hervor (homologe Äußerungen finden sich im Zusammenhang mit seinen Stellenwechseln).

16/600-602 *Argumentation für die Berufswahl*

Das war auch eigentlich die richtige Entscheidung. Wurd zwar damals immer verpönt wurd ja immer gesacht Elektriker und Lager kann jeder machen. //Mmh. Aha// Wenn man nichts kricht. //mhm//

Aus heutiger Sicht war es für ihn die richtige Entscheidung im Großhandel gelernt zu haben, obwohl dieser Beruf, ähnlich wie der des Elektrikers, mit wenig Ansehen verbunden und in der Öffentlichkeit verpönt war (da diese Berufe in der Meinung vieler vor allem von denjenigen gewählt wurden, die schlechte Berufschancen hatten).

Vergleichsmoment: Die finanzielle Situation der Herkunftsfamilie (Herr Lange)

1/9-22 Kurzerzählung der Berufsbiographie

Das's gar nich so einfach. //lacht// Nagut also ich bin (.) in D. geboren, das ist in Sachsen-Anhalt. Und neu- also neunzehnhundertfünfundsechzig. (.) Denn bin ich achtundsechzig (.) hier nach M. gezogen, weil mein Vater zur See fuhr. Da bekamen wir ne Wohnung.(.) Naja und denn bin ich hier in M. groß geworden, hier auch zur Schule gegangen. Wir haben erst in K. gewohnt (.) dann S., jetzt wohn **ich** selber in U. (atmet ein). Ja zehn Jahre zur Schule gegangen, hier in S.. Denn hab ich auf der Werft ne Lehre gemacht als Maschinenbauer. (..) Habe da zehn Jahre gearbeitet als Maschinenassistent in der Erprobung //hmh// Schiffsmaschinenerprobung, bin auch zur See gefahrn. (atmet hörbar ein) (.) Naja und denn wurd ich, einundneunzig wurd ich auf der Werft entlassen (..) naja und von einundneunzig bis heute (.) sag ich mal so: hab ich alles Mögliche durch. Zeitarbeit, auch also da hab ich mich so durchgeschlagen als Schlosser und, wie gesagt, Zeitarbeit macht man ja eigentlich alles. (..) Joar eigentlich ist das schon alles (leichtes Lachen) Nebenbei nochmal berufliche Weiterbildung gemacht als Schweißer //hmh// (..) Ja im Großen und Ganzen ist das eigentlich.//hmh//

Herr Lange thematisiert nach der biographischen Erzählaufforderung der Interviewerin die finanzielle Situation seiner Familie nicht, den Beruf seines Vaters benennt er jedoch gleich zu Beginn des Interviews im Zusammenhang mit dem Umzug nach M.. Der Vater fährt zur See und die Familie bekommt dort eine Wohnung. Er berichtet, dass er hier zehn Jahre zur Schule gegangen ist, dann kommt er sofort auf seine Lehre als Maschinenbauer auf der Werft und seine zehnjährige Berufstätigkeit als Maschinenassistent in der Schiffsmaschinenerprobung zu sprechen, die aufgrund der Kündigung seines Arbeitsverhältnisses 1991 beendet wird. Anschließend geht er auf seine zum Zeitpunkt des Interviews fast 20 Jahre dauernde Arbeitslosigkeit ein, die nur durch Zeitarbeitsverträge und einige wenige Weiterbildungen unterbrochen wurde.

Thematischer Vergleich: Schule/Lehrzeit/Berufswahl (Herr Lange)

Nach der Wiederholung des biographischen Erzählstimulus, die mit der Bitte verbunden ist, sich detaillierter zurückzuerinnern, wendet sich Herr Lange erneut kurz seiner Schulzeit zu, über die es in seinen Augen nicht viel zu erzählen gibt. Er geht kurz auf seine Jugendphase ein, um dann wieder auf seine Lehrzeit bei der Werft zu sprechen zu kommen:

1/41-1/43 Kurzerzählung seiner Berufsausbildung: zu Beginn im Modus der Bewertung, Hintergrundkonstruktion: Verteilung auf Abteilungen

Naja und denn (.) bin ich auf der Werft angefangen ha- bin (..) das war eigentlich auch schön, also (3sek.) Maschinenbauer gelernt und denn kam ich denn, wird man ja so im Betrieb verteilt. War ich erst im Fischkombinat in der Reparaturbrigade.

Er beginnt seine Erzählung mit einer Bewertung: „*das war eigentlich auch schön, also (3sek.)*“, die Lehrzeit sieht er rückblickend als eine schöne Zeit, schränkt jedoch ein, dass sie „*eigentlich*“ schön war, weshalb er diese Einschränkung vornimmt, bleibt zunächst offen. Nachdem er seine Lehrzeit kurz eingeschätzt hat, macht er eine längere Pause, erst dann nennt er seinen erlernten Beruf (Maschinenbauer), anschließend gibt er zwei Abteilungen an, in denen er während der Ausbildung gearbeitet hat: die Reparaturbrigade des Fischkombinats⁴⁶ und die Erprobung. Diese hat er sich nicht selbst ausgesucht, was er mit Hilfe einer Hintergrundkonstruktion kurz erläutert: Er erklärt, dass die Lehrlinge auf die Abteilungen „*verteilt*“ wurden. Demnach hatte er als Lehrling keine Möglichkeit, sich Bereiche nach eigenen Präferenzen auszusuchen. Denkbar wäre auch, dass er von der Möglichkeit Abteilungen zu wählen keinen Gebrauch gemacht hat, weil er sich pragmatisch den betrieblichen Abläufen überlassen hat.

Berufswahl und erste Berufstätigkeit (Herr Lange)

1/43-2/47 *Fortführung der Kurzerzählung: Arbeitstätigkeit im Modus der Argumentation*
Und dann kam ich zur Erprobung und denn konnt' ich mir aussuchen, wo ich hin will, also wo ich später denn arbeiten will, da hatt' ich die Erprobung gewählt (.) weil ich immer zur See fahrn wollte. (..) Aber mein Vater sagte, ich soll erstmal n anständigen Beruf le-
erlernen //hnh// und denn kann ich immer noch zur See fahren.

Nach der Ausbildung kann Herr Lange wählen, in welchem Bereich er arbeiten möchte. Er entscheidet sich für die Erprobung und begründet dies damit, dass er immer schon zur See fahren wollte. Die Schiffsmaschinenerprobung ermöglicht ihm dies (vermutlich im Rahmen von Probefahrten). Dass er überhaupt eine Lehre angefangen hat, begründet er mit den Worten seines Vaters: „*Aber mein Vater sagte, ich soll erstmal n anständigen Beruf le- lernen*“. Zur See zu fahren war für Herrn Lange ein Berufswunsch, den er, wie er sagt, schon immer hatte, über spezifische Vorstellungen als was er auf See arbeiten wollte, berichtet er, obwohl sein Vater selbst Seemann war, nicht. Weshalb der Beruf des Seemanns in den Augen des (selbst zur See fahrenden) Vaters nicht „anständig“ ist, wird ebenfalls nicht erläutert, sodass die Argumentation von Herrn Lange an dieser Stelle eher vage und inkonsistent erscheint.

⁴⁶ Das Fischkombinat war eigentlich nicht Teil der Werft, wahrscheinlich wurden die Fischtrawler in der Werft überarbeitet.

Eine nachvollziehbare Strategie, um seinen Wunschberuf zu erreichen, ist nicht auszumachen, denn Herr Lange fängt nach der Schule eine Ausbildung auf der Werft an, was eine spätere Tätigkeit auf See nicht unbedingt wahrscheinlich macht. Die Chance tatsächlich im Rahmen der Schiffs-erprobung zur See fahren zu können, ist eher glückliche Fügung und weniger das Ergebnis eigener zielgerichteter Anstrengung. Zudem verwirklicht sich sein Berufswunsch nur zum Teil, denn neben Probefahrten werden auch andere Aufgaben zu seinem Tätigkeitsbereich gehört haben. Herr Lange gab sich damals jedoch mit dieser „Teilverwirklichung“ zufrieden. Ihm gefällt die Arbeit in dieser Abteilung, weil sie abwechslungsreich ist und sich ihm hier die Möglichkeit bietet zur See zu fahren. Als weiteres Argument für die Tätigkeit in der Erprobungsabteilung nennt er seinen Verdienst, der höher ist als bei einer Reederei. So sind es auch finanzielle Erwägungen, die ihn in der Werft halten. Einen Anlass sich beruflich weiterzuentwickeln, gibt es nicht, sodass er pragmatisch in seiner Position verharrt:

2/47-49 Argumentation für die Arbeit in Erprobung

Naja und das hat mir bei der Erprobung eigentlich so gut gefallen, weil man da eigentlich jeden Tag was Neues gemacht hat und zur See gefahren bin ich auch und mehr Geld verdient hab ich auch, wie bei der Reederei. (..)

Zu einem späteren Zeitpunkt kommt die Interviewerin auf seine berufliche Laufbahn zurück. Auf seinen Berufswunsch befragt, beschreibt er seinen Vater als „mein großes Vorbild“:

4/163-170 Nachfrage der Interviewerin und Beschreibung des Berufswunsches

I: Und ähm, Sie hatten dann ja schon n bisschen von Ihrer Berufslaufbahn so erzählt. Ne, also was Sie so alles gemacht haben, welchen Beruf Sie erlernt haben. (.) Und Sie hatten ja gemeint- oder welchen Berufswunsch hatten Sie ähm nach der Schule? Also ähm...

IP: Also ich muss immer sagen, mein Vater war mein großes Vorbild. //ja// Der fuhr zur See und ich wollte auch zur See fahrn. //hnh// Und er hat mich auch öfters mitgenommen aufs Schiff Schiff und so, ne. //ja// Das hat mir Spaß gemacht und das war mein Traum //ja// Also ich wollt immer zur See fahrn. //hnh// (.)

4/170-5/187 Erzählung des Werdegangs zum Maschinenbauer

Naja und denn (.) so die den direkten Weg hab ich mich eigentlich nicht getraut (.) weil erstmal warn die Leist- meine schulischen Leistungen auch nicht dementsprechend, sag ich mal so. (.) Und denn hab ich mir auch gedacht, weil in der DDR war das so, wenn zwei Mann in einer Familie zur See fahrn, da ham se immer Angst gehabt, dass denn (.) wegen abhauen und so. (.) Und da hab ich mir gedacht: "Gehste über Umwege". //hnh// Naja und wie gesagt, mein Vater sagte denn auch zu mir "lern erstmal n anständigen Beruf und denn kannst ja immer noch einsteigen". Naja und denn hab ich denn auf der Werft mich beworben da als Masch- nein! Stimmt nich. Ich hatte mich als Rohrschlosser beworben (.) das hab ich auch n halbes Jahr gemacht (.) aber die Werft, die suchte d dringend noch Maschinenbauer //hnh// und das ja im Prinzip besser. Und da bin ich denn umgesattelt und denn hab ich Maschinenbau gemacht, naja und wie gesagt, denn kam ich zur Erprobung. //hnh// Da hatt ich denn auch n Seefahrtbuch und bin auch zur See gefahren (.) das hat mir so gut gefallen (.) dass ich da geblieben bin und vor allen Dingen das Geld stimmte, ne.

Also so im Schnitt war ja in der DDR, wenn man **gut** verdient hat, achthundert Mark. Mein Vater fuhr zur DDR- Quatsch! Sechshundert Mark. //hmh// Mein Vater fuhr zur See, der hat achthundert gekricht. (.) Und ich hab, wenn ich n schlechten Monat hatte, denn hatte ich tausend.//hmh wow// Also ich sag ja, wenn ich n schlechten Monat hatte. Meistens hatte ich viel mehr, also einszwei, einsfünf und so und da hab ich gesagt, "nee also hier bleibst du also" //ja.

Hinsichtlich seines Berufswunsches stellte sein Vater für ihn eine Identifikationsfigur dar, als junger Erwachsener leitete Herr Lange seinen Berufswunsch direkt aus der beruflichen Tätigkeit des Vaters ab: *„Der fuhr zur See und ich wollte auch zur See fahrn.“* Genährt wurde der Berufswunsch durch gemeinsame Besuche auf dem Schiff des Vaters, die jedoch inhaltlich und ihrer Häufigkeit nach nur sehr oberflächlich beschrieben werden: *„Und er hat mich auch öfters mitgenommen aufs Schiff Schiff und so, ne“*. Lediglich, dass ihm diese Besuche Spaß gemacht haben, kommt zur Sprache.

Die Zeit, die er gemeinsam mit seinem Vater auf dem Schiff verbracht hat und an die er sich nun zurückerinnert, lässt sein kindliches Idealbild vom Beruf des Seemanns (*„das war mein Traum“*) wiederaufleben. Mit ihm scheinen Seefahrerromantik, die Möglichkeit des Verreisens sowie des Schmuggelns von in der DDR nicht verfügbaren Konsumgütern verbunden gewesen zu sein. An dieser Stelle unterbricht er seine Beschreibung und bekräftigt sachlich, dass er immer zur See fahren wollte. Konkrete Erzählungen, in denen er darstellt, wie sich beispielsweise sein Berufswunsch erhärtet hat, fertigt er nicht an, auch berichtet er nicht über Gespräche mit seinem Vater, in denen dieser von seinen Reisen erzählt. So bleiben die Ausführungen zu seinem Berufswunsch und zu seinen damaligen Vorstellungen vom Beruf des Seemanns eher schemenhaft.

Über die Verwirklichung seines „Traumberufs“ berichtet Herr Lange ebenfalls nur vage und mit wenig Bestimmtheit: Rechtfertigend beschreibt er, dass er sich nicht getraut habe, den *„direkten Weg“* einzuschlagen, er begründet dies zum einen mit seinen schulischen Leistungen, die *„nicht dementsprechend“* waren. Zum anderen argumentiert er, dass in der DDR aus Angst vor Republikflucht nicht zwei Familienmitglieder zur See fahren durften. Beide Begründungen erscheinen wie eine nachträglich hinzugefügte Entschuldigung, die dazu dient, seine Entscheidung gegen eine direkte Ausbildung in der Seefahrt zu rechtfertigen. So konnte er sein Berufsziel Seemann zu werden nach eigener Einschätzung nur über *„Umwege“* erreichen. Bekräftigend verweist er wieder auf seinen Vater, der ihm geraten habe *„erstmal n anständigen Beruf“* zu lernen.

Weshalb der Beruf des Seemanns aus Sicht des Vaters nicht angemessen ist, wird auch an dieser Stelle nicht klar.

Nach der zehnten Klasse bewirbt sich Herr Lange als Rohrschlosser bei der Werft und bleibt auf dieser Lehrstelle ein halbes Jahr. Da die Werft dringend noch Maschinenbauer sucht, wechselt er zum Maschinenbau und kommt so zur Erprobung. Im Gegensatz zu seiner ersten Darstellung erklärt Herr Lange hier detaillierter, dass er sich zunächst als Rohrschlosser beworben hat und erst nach einem halben Jahr in den Fachbereich Maschinenbau gewechselt ist.

Den Wechsel vollzieht er, weil es sich aufgrund der Personalsituation anbietet und nicht aufgrund eigener Bemühungen. Er betont, dass er in dieser Abteilung der Werft ein Seefahrtbuch bekommen hat. Von diesem Ausweis zur Identifikation von Seeleuten berichtet er wie von einer Art Statussymbol, das dafür steht, dass er nun in der Seefahrt angekommen ist. Als würde er sich selbst vergewissern, weist er nochmal darauf hin, dass er hier „*auch zur See gefahren*“ ist.

In der Erprobungsabteilung der Werft gefällt es ihm so gut, dass er bleibt, mit dem Verdienst ist er sehr zufrieden: „*und vor allen Dingen das Geld stimmte, ne*“. Dass er zu seinem Einkommen mit den Worten „und vor allen Dingen“ überleitet, weist darauf hin, wie bedeutend dieses für ihn gewesen ist. Als Vergleichsmoment dient der durchschnittliche Verdienst in der DDR und - wie bei Frau Wagner - das Einkommen des Vaters, beides verwechselt er zunächst. Dann stellt er seine damalige Einkommenssituation dar: Er verdiente in „schlechten Monaten“ 1.000 Mark, sonst zwischen 1.200 und 1.500 Mark, während sein Vater 800 Mark verdient hat.

Als ihn die Interviewerin auf die Entwicklung seiner Berufssituation anspricht, kommt der Stellenwert seiner monatlichen Einnahmen erneut zum Vorschein:

7/288-296 Nachfrage der Interviewerin zur Weiterentwicklung der Berufssituation, Argumentation für den Verbleib im erlernten Beruf

I: Und wie hat sich Ihre Berufssituation denn weiterentwickelt? Also (.) Sie hatten ja schon angedeutet //stößt Luft aus// dass dann (.) ja die Wende irgendwann auch kam.

IP: Ja //ja// Also, wie gesagt also auf der Werft wollt' ich eigentlich immer noch hm meinen Maschinisten machen, also n Patent. Damit könnt ich denn auch auf See fahrn ne, als Maschinist. Denn wollt ich auch nochn Kesselschein machen, aber naja als junger Mensch denn. (.) M-mein Meister hat mich immer gefragt: "willste auf Schule oder willste mit auf See?" Natürlich wollt ich auf See, ne. Auch finanziell. Dachte, das kannst auch immer noch später machen, wenn du älter bist. //hmh//

Rechtfertigend erklärt Herr Lange, dass er auf der Werft eigentlich seinen Maschinisten machen wollte, was ihm die Arbeit auf See ermöglicht hätte, auch wollte er eigentlich einen Kesselschein machen, welcher auch in anderen Bereichen von Nutzen gewesen wäre. Er hat jedoch keine der genannten Qualifizierungen in Angriff genommen, er begründet dies damit, dass er damals ein junger Mensch gewesen sei, dem sich der berufliche Nutzen von Fortbildungen nicht erschlossen habe. In Form einer wörtlichen Rede verweist er auf seinen Meister, der ihn vor die Wahl gestellt habe, mit auf See zu fahren oder sich weiterzubilden. Persönliche Ambitionen sich weiterzuentwickeln hat er zum damaligen Zeitpunkt nicht. Der Spaß an den Probefahrten und der gute Verdienst halten ihn in seinem erlernten Beruf, notwendige Fortbildungen, um höhere Positionen zu erreichen, hatte er unbestimmt auf die Zukunft verschoben.

In ihrer Berufsbiographie scheinen sowohl für Herrn Lange als auch für Herrn Richter und Frau Wagner finanzielle Aspekte eine tragende Rolle zu spielen. Wenngleich bei Frau Wagner in der Auseinandersetzung mit dem finanziellen Wohlstand ihrer Herkunftsfamilie eine ambivalente Haltung deutlich wird, betont sie bei der Beschreibung ihrer Tätigkeit mehrfach ihren hohen Verdienst. Bis heute ist sie auf das, was sie damals erreicht hat, stolz. Während das hohe Einkommen bei ihr und Herrn Lange dazu führen, in ihrer beruflichen Position zu verbleiben, sind es bei Herrn Richter insbesondere finanzielle Erwägungen, die zu einem Wechsel der Arbeitsstellen führen. Bei beiden scheinen finanzielle Aspekte jedoch nicht ausschlaggebend für die Wahl des Ausbildungsberufs gewesen zu sein, während Herr Richter explizit finanzielle Erwägungen für die Entscheidung zur Ausbildung zum Lagerarbeiter nennt.

Bei der Betrachtung der Berufsbiographie von Herrn Richter zeigt sich darüber hinaus ein entwicklungsorientierter Habitus, der sich bis hierhin vor allem dadurch auszeichnet, aus eigenem Antrieb besser bezahlte Tätigkeiten aufzunehmen. Dagegen führt der überdurchschnittliche Verdienst in Kombination mit beruflicher Zufriedenheit bei Herrn Lange und Frau Wagner zum Verbleib in ihrer beruflichen Position. Für beide endet ihre Tätigkeit aufgrund äußerer Umstände (Scheidung bzw. Wende). Beide thematisieren ihren beruflichen Werdegang darüber hinaus im Kontext der Beziehung zu ihrem Vater. Der jeweilige Rahmen unterscheidet sich jedoch.

Während der Vater für Herrn Lange eine wichtige Orientierungsfigur hinsichtlich seines Berufswunsches darstellte, ist er für Frau Wagner ein Mensch, von dem sie sich Anerkennung für ihre Tätigkeit erhoffte. Für beide ist der Vater damals wie heute eine bedeutende Orientierungsfigur. Eine Loslösung von seiner Sichtweise scheint nicht stattgefunden zu haben. Herr Richter dagegen hat seine Entscheidung für seine Berufsausbildung unabhängig von den Eltern unter Berücksichtigung des zu erwartenden Verdienstes getroffen.

Thematischer Vergleich: Schule/Lehrzeit/Berufswahl (Frau Meyer)

1/14-32 Kurzerzählung der beruflichen Biographie mit Hintergrundkonstruktion

Also g-geboren bin ich in A. Das is jetzte äh S-Sachsen-Anhalt. Und und //hm// also ich war b-bis achtzehn Jahre lebte ich aufm Dorf. //hm// Und und da hatt ich dann ausgelernt gehabt beim Kreisgericht M. äh! Kreisgericht @A.@ Und und die hatten keinen Arbeitsplatz mehr, also das war Facharbeiter für Schreibtechnik. //hmf// Und dann haben die vom Krei-Kreisgericht A. hier beim Kreisgericht M.-Stadt angerufen und haben gesagt "Wir haben hier eine, die würde gerne" //hmf// und da haben sie gesagt "Ja, die kann sofort kommen". //hmf// Und dann hatt' ich von heute auf morgen ne Arbeit. Das war der fünfzehnte Juli, da hat man glaub ich gerade aus-gelernt und ich musste denn gleich auch hier arbeiten. Und und dass ich hier nach h M. gekommen bin war so weil mein Bruder (.) im Fischkombinat gearbeitet hat und bei der AWG ganz lange aufe W-Wohnung gewartet hat und hatte dann (.) neunzehnhundertvierundsiebzig ne AWG-Wohnung gekriegt, eine Riesenwohnung, ff Fünf-Raum-Wohnung und die warn mit vier Kinder und ich hab gefragt, ob ich ma @kurzzeitig@ n Zimmerchen kriegen kann und weil die Kinder ja noch klein warn konnt ich das und das kurzzeitige war denn fünf J Jahre. //hmf// War ich denn bei meinem B-Bruder äh und hab dann ähm (.) einundachtzig hab ich denn meine Einraumwohnung bekommen. Aber vorher muss ich sagen, ich war denn beim Kreisgericht M.-Stadt war ich eigentlich nur noch zehn äh Monate und hab mir dann ne Arbeit gesucht bei der Baustoff-verver-versorgung. Und ja und da war ich dann sieben Jahre //hmf//

Nachdem die Interviewerin den biographischen Erzählstimulus formuliert hat, fertigt Frau Meyer eine Kurzerzählung ihrer Biographie an. Sie erzählt, dass sie in A. geboren wurde und bis zu ihrem 18. Lebensjahr auf dem Dorf gelebt hat, ihre Kindheit und Jugend führt sie nicht weiter aus, den Beginn ihrer Erzählung markiert das Ende ihrer Lehrzeit im Kreisgericht A.. Als dort kein Arbeitsplatz für sie vorhanden ist, wird sie unkompliziert an das Kreisgericht nach M. vermittelt, sie arbeitet dort als Facharbeiter für Schreibtechnik. In einer Hintergrundkonstruktion begründet sie, warum sie nach M. kommt: ihr Bruder arbeitet hier im Fischkombinat und erhält nach jahrelanger Wartezeit für seine Familie mit vier Kindern eine Fünfraum-Genossenschaftswohnung, sie fragt ihn, ob sie kurzzeitig bei ihm einziehen kann. Ironisch merkt sie an, dass sie, obwohl sie nur kurz bei ihrem Bruder wohnen wollte, insgesamt fünf Jahre bleibt. Erst 1981 bekommt sie ihre Einraumwohnung.

Warum sie sich für eine Ausbildung als Facharbeiter für Schreibtechnik entschieden hat, begründet Frau Meyer nicht, auch über den Verlauf ihrer Ausbildung und ihre Arbeitszufriedenheit macht sie keinerlei Angaben. Dagegen beschreibt sie ihre Arbeit in M. sehr ausführlich: Nach ihrer Ausbildung im Kreisgericht A. ist dort keine Stelle frei, die Suche nach einer neuen Arbeit übernimmt damals das Kreisgericht, eigenes Zutun ist nicht notwendig: „*Und dann haben die vom Krei-Kreisgericht A. hier beim Kreisgericht M.-Stadt angerufen und haben gesagt ,Wir haben hier eine, die würde gerne‘ //hmh// und da haben sie gesagt, ,Ja, die kann sofort kommen.‘*“ Aufgrund der für die DDR typischen fürsorglichen Gestaltung ihres Beschäftigungsverhältnisses wird ihr unkompliziert eine Stelle in der Justiz angeboten, die sie selbstverständlich annimmt. Dass sie ausgerechnet nach M. geht, begründet sie mit der Möglichkeit bei ihrem Bruder wohnen zu können, andere Beweggründe erwähnt sie nicht.

Es wird deutlich, dass sich Frau Meyer beim Übergang von der Berufsausbildung in die Berufstätigkeit von äußeren Gegebenheiten lenken lässt, während eigene Bestrebungen nicht sichtbar werden.

Erste (und weitere) Berufstätigkeit(en)

Im Gericht in M. bleibt Frau Meyer nur zehn Monate, dann sucht sie sich aus eigenem Antrieb eine Arbeit bei der Baustoffversorgung, wo sie sieben Jahre bleibt. Sie fühlt sich der Interviewerin gegenüber verpflichtet, auf den Wechsel ihrer Arbeitsstelle hinzuweisen und erwähnt ihn beinahe beschämt: „*Aber vorher muss ich sagen, ich war denn beim Kreisgericht M.-Stadt war ich eigentlich nur noch zehn äh Monate und hab mir dann ne Arbeit gesucht bei der Baustoff-verversorgung.*“

3/130-4/152 Nachfrage der Interviewerin; Detaillierte Beschreibung ihrer Tätigkeit beim Gericht im Modus der Bewertung

I: Und denn hatten Sie ja gesagt, dass Sie denn hier am Kreisgericht //Ja, hmh// gearbeitet //hmh// haben und denn äh nur zehn Monate //ja// und denn sind Sie ja zur Baustoffversorgung gegangen.

IP: Ja, ich hab ja nur zehn Monate gearbeitet, weil ich äh Angst hatte, also @ich war@ Justizprotokollantin und du musstest dann äh ne Woche hast du, ich weiß jetzt nicht mehr, zwei Strafverfahren oder so und und denn musstest du ja mit dem Richter und dem Beisitzer musstest du ja dann rein, wenn die schon alle drin waren und ich musste denn die Tür zu machen und dann musste man so rumgehen und dann musste ich äh in "Langschrift" nannte sich das, also nich in Steno, musste man mitschreiben //hmh// das äh äh Wichtigste, weil du n Protokoll d-dann m-machen m-musstest. Und dann warst du da schon so fix und fertig und denn war es manchmal so, dass nach dieser Verhandlung dann gleich paar Minuten oder ne halbe Stunde später du inne Schreibmaschine das Urteil krichtest und das war ne ne Schreibmaschine, die hatte dann fünf Durchschläge oder so, ne? Und das bedeutet, das is n Original!

Du hattest nich @so wie im PC@ //hmh// du musstest feh-ler-frei (klopft mehrmals mit der Hand auf den Tisch) das ist n amtliches Urteil mit Siegel, das was du geschrieben hast! //hmh// Und wenn du ein Tippfehler hattest, denn musstest du fünf Sachen mit so'm komischem Tipp-Ex, was zu DDR-Zeiten war und all sowas //hmh// jedenfalls, das hat mich so psychisch be-belastet also die Angst da in dem Raum und denn dieser Stress, denn das Urteil schreiben und das alles. °Das hab ich bloß noch zehn Monate ausgehalten.° Äh wir ham denn auch Arbeiten gemacht, wir mussten ganz viele äh Sch-Schreiba arbeiten machen, aber du hattest eben deine zwei oder so äh w-wo du zur Verhandlung m-musstest und das °war das konnt ich dann nich irgendwie.° //hmh// Da hab ich regelrecht Angst gehabt //hmh// zur °@Arbeit zu-zu gehen@°.

Auf Nachfrage der Interviewerin stellt Frau Meyer die Gründe für ihren beruflichen Wechsel zu einem späteren Zeitpunkt detaillierter dar, sie begründet ihn mit Ängsten, die mit ihrer Tätigkeit als Justizprotokollantin verbunden waren. Präzise stellt sie den Ablauf zu Beginn einer Verhandlung dar, in der sie sich äußeren Zwängen unterworfen fühlte, so beschreibt sie ihre Tätigkeitsabläufe zu Beginn und während der Verhandlung ausschließlich mit dem Verb „*musste*“. Ihre Aufgabe ist schwerpunktmäßig die Verhandlung zu protokollieren, was sie sehr beansprucht: *„und dann warst du schon so fix und fertig“*. Insbesondere das Schreiben des Urteils empfindet sie als kaum zu bewältigende Aufgabe. Dass es sich hierbei um ein amtliches Dokument mit Siegel gehandelt hat, welches fehlerfrei mit fünf Durchschlägen auf der Schreibmaschine geschrieben werden musste, betont sie mehrfach. Als belastend beschreibt sie außerdem, dass sie Tippfehler nur umständlich mit einem DDR-Tipp-Ex ausbessern konnte. Ihre Tätigkeit war mit großem Leidensdruck verbunden, Angst und Stress dominierten: *„[...] jedenfalls, das hat mich so psychisch be-belastet also die Angst da in dem Raum und denn dieser Stress, denn das Urteil schreiben und das alles.“* Die Beschreibung der Situation während der Verhandlung spiegelt Beklommenheit und Unwohlsein wider: im Sitzungssaal, den sie allgemein als „Raum“ bezeichnet, hatte sie Angst. Hinzu kam ein Gefühl von Anspannung, das sie als „Stress“ bezeichnet. Wodurch dieser genau bedingt wurde, bleibt offen. Drittes belastendes Moment war das Schreiben des Urteils, verallgemeinernd fügt sie *„und das alles“* hinzu, was auf zusätzliche Stressoren schließen lässt, auf die sie jedoch nicht eingeht.

Insgesamt arbeitet sie nur zehn Monate im Gericht, was sie im Interview leise - beinahe schuldbewusst - einräumt: *„Das hab ich bloß noch zehn Monate ausgehalten.°“*

Ihr ist es nicht gelungen, sich mit ihren Ängsten auseinander zu setzen und Stück für Stück Selbstvertrauen zu entwickeln, stattdessen dokumentiert sich in ihrer Äußerung eine passive Position des „Aushaltens“ und der Anpassung, die schließlich darin mündet, sich beruflich neu zu orientieren.

Obwohl ihr aufgrund ihrer Ausbildung im Kreisgericht eine Verhandlungssituation hätte vertraut sein müssen, scheint sie von den Arbeitsanforderungen überrascht gewesen zu sein. Offenbar war ihr nicht bewusst, worauf sie sich einlässt.

Sie resümiert mit den Worten: „*das konnt ich dann nich irgendwie*“. Neben die sehr präzise Begründung für ihr Überforderungserleben, für das sie vor allem die äußeren Rahmenbedingungen heranzieht, tritt nun eine diffuse Umschreibung ihres Könnens bzw. „Nicht-Könnens“. Ihre negative Sicht auf sich selbst begründet sie nicht mit schlechten Erfahrungen (bspw. mit Vorgesetzten, deren Anforderungen sie nicht entsprechen konnte) oder konkreten „Versagenssituationen“, vielmehr umschreibt sie ein diffuses Gefühl von Anspannung und Angst, dessen Ursache bis in die Gegenwart unbestimmt bleibt.

Nach zehn Monaten beginnt sie bei der Baustoffversorgung, wie sich die Arbeitssuche gestaltet hat, erzählt sie nicht. Es wird lediglich deutlich, dass sie den Umstand dort anfangen zu können auf „*Glück*“ zurückführt, was auf wenig eigenes Zutun hinweist, erklärend fügt sie hinzu, dass man zu DDR-Zeiten immer Arbeit fand. Hatte man in der DDR die Absicht, sich beruflich neu zu orientieren, war in ihren Augen hierfür nur wenig eigenes Engagement notwendig.

4/152-4/158 Beschreibung der Arbeitstätigkeit bei der Baustoffversorgung im Modus der Bewertung

Und denn hat ich das Glück, dass ich bei bei der B-Baustoffversorgung, also zu DDR-Zeiten fands ja immer Arbeit //hnh// u-und da war ich denn (.) äh im ruhigen Zimmer wo du denn deine Statistiken gemacht hast und sowas, das nannte sich "Bilanzierung" da wurden ja die Baustoffe, wurden ja den Kreisen äh, du krisst jetzt soundsoviel Asbestplatten, du krisst soundsoviel R-Rohre und da hast du da mit Zahlen umhergespielt äh (.) was da war musstest du v verteilen und dann wurde das noch abgesegnet u-u-und s-sowas denn so //hnh// eigentlich viel trockenen Kram so //hnh//.

Ihre neue Arbeit unterscheidet sich stark von der vorherigen Tätigkeit, Stressoren ist sie hier weit weniger ausgesetzt, da sie in einem „*ruhigen Zimmer*“ Statistiken bearbeitet, in denen die Verteilung von Baustoffen an die Kreise dargestellt wird. Die Wortwahl „*Zimmer*“ ist ungewöhnlich für die Umschreibung eines Arbeitsplatzes und lässt darauf schließen, dass sie sich bei ihrem neuen Arbeitgeber sehr viel wohler fühlt.

Ihre Tätigkeit ist mit wenig Verantwortung verbunden, sie beschreibt sie als eine Art „Spielerei“, die sie selbst nicht sonderlich fordert und für ihre Kollegen und Vorgesetzten wenig Gewicht hat: „und da hast du da mit Zahlen umhergespielt“.

4/158-166 Argumentation für den Wechsel der Arbeitsstelle

Ja und und weil ich dort wusste, äh (.) dort hatt ich sechshundert brutto und ich wusste, dass ich nie mehr verdienen //hmh// werde. Es gab keine Gehaltserhöhung zu DDR-Zeiten //hmh// das warn immer vierhundertachtundvierzig Euro, sechshundert brutto. Und ich wusste "mehr wirst du nie im äh Leben haben" und da äh bin ich denn nach sieben Jahren, wie alt war ich da? Weiß ich jetzt gar nicht mehr. Na jedenfalls neunzehnhundert-dreiundachtzig hab ich dann ge-gekündigt und bin am ersten ersten vierundachtzig denn im WTB angefangen und als ich da aufgehört hatte b bei der B-Baustoffversorgung, der Abteilungsleiter da, der konnte dat gar nicht fassen. Weil ich schon so'n altes Inventar da war und so.

Bei der Baustoffversorgung verdient sie 600 Mark brutto, sie ist sich sicher, dort kein höheres Einkommen erzielen zu können und begründet dies damit, dass in der DDR keine Gehaltserhöhungen⁴⁷ vorgesehen waren. Insbesondere in finanzieller Hinsicht sieht sie dort keinerlei Aufstiegsmöglichkeiten, sodass sie 1983, nach sieben Jahren, kündigt und zu Jahresbeginn bei WTB (Waren Täglichen Bedarfs) anfängt.

Insgesamt spiegelt die Beschreibung ihrer Tätigkeit bei der Baustoffversorgung Kontinuität und Beständigkeit wider. Sie ist in den Augen des Abteilungsleiters „*altes Inventar*“, dass sie dennoch kündigt, ist für ihn überraschend.

9/394-400 Bewertung ihrer Berufswahl im Modus der Argumentation mit Hintergrundkonstruktion

Und ich hab das große Glück gehabt, dass ich denn auch (.) ich wollte dann im Büro und und das passte ja auch so, weil ich ja durch meine Krankheit, die ich nachher krichte, konnt' ich ja immer arbeiten. Ich bin da zur Arbeit manchmal äh gar n-nicht hingekommen fast, weil ich gar nicht laufen konnte. Aber ich konnte immer aufm Stuhl sitzen und arbeiten //hmh// und hatte da nie Beschwerden b-beim Sitzen. //hmh// Da bin ich froh, dass ich diesen B-bürojob gemacht hab, dass ich dadurch nie a-au-ausgefallen bin oder so //hmh// außer wenn ich ma in ner Klinik war oder so. //hmh//

Auf ihre Schulzeit angesprochen, kommt Frau Meyer noch einmal auf ihre Berufsausbildung zu sprechen. Rückblickend bewertet sie ihre Berufswahl als „*das große Glück*“, sie führt diesen Gedanken jedoch nicht zu Ende, stattdessen verweist sie darauf, dass sie im Büro arbeiten wollte.

⁴⁷ Dies ist faktisch nicht ganz richtig, in der DDR gab es Leistungszulagen (§47 Gesetzbuch der Arbeit der DDR), diese wurden bei überdurchschnittlichen Leistungen in Absprache mit Gewerkschaft und Betriebsleiter gewährt. Frau Meyer hat von dieser Möglichkeit finanzieller Zuwendung keinen Gebrauch gemacht, zumindest erwähnt sie diese nicht. Warum bleibt offen. Möglicherweise sind Leistungszulagen bei ihrer Tätigkeit nicht vorgesehen oder ein entsprechend überdurchschnittliches Engagement kommt für sie nicht in Frage.

Die Bürotätigkeit ermöglichte ihr, obwohl sie später an Rheuma erkrankt, immer zu arbeiten. Ihre Berufswahl bewertet sie somit erst aus der Retrospektive als positiv, die Tätigkeit im Gericht übergeht sie bei ihrer Darstellung.

9/423-429 *Nachfrage der Interviewerin; Argumentation für Berufswahl mit Hintergrundkonstruktion im Modus der Bewertung*

I: Und Sie haben im Gericht da Ihre Berufsausbildung gemacht, war das auch Ihr //ja// Ihr Berufswunsch? Oder...?

IP: Ja. Äh na, äh n d-das war so, ich wollte Facharbeiter für Schreibtechnik werden //ja// und da war denn d-das war n-noch frei. //ahja// Ja. Und und äh ja. Und dadurch, dass ähm meine- und und viele kamen ja auch gar nicht ran, weil sie doch die W-westverwandten haben. Aber da ich hab ne Tante gehabt, aber ich war trotzdem r-rangekommen, also da staunte ich. //aha// Joar. H-hab ich gekricht. Ja, und da wars gut also. //hnh//

Auf Nachfrage der Interviewerin, ob es sich bei ihrer Ausbildung im Gericht um ihren Wunschberuf gehandelt habe, antwortet Frau Meyer, dass sie Facharbeiter für Schreibtechnik werden wollte und die Stelle im Gericht noch frei war. Dort zu arbeiten, war demnach keine überlegte Entscheidung, sondern pragmatisch (durch das Vorhandensein dieser noch freien Stelle) motiviert. Bestätigend fügt sie hinzu, dass „viele“ diese Stelle nicht bekommen haben, weil sie Verwandtschaft im Westen hatten. Sie hatte ebenso eine Tante in der BRD und wurde trotzdem eingestellt, was sie erstaunt. Ausschlaggebend dafür, dass sie im Gericht ihre Ausbildung beginnen konnte, war demnach nicht nur ihre persönliche Eignung, sondern das Kriterium „keine Westverwandtschaft“, dennoch fühlt sie sich privilegiert und bestätigt. Inhaltlich scheint sie sich wenig mit der Tätigkeit am Gericht auseinandergesetzt zu haben, über eigene Interessen und Fähigkeiten spricht sie im Zusammenhang mit ihrer Berufswahl nicht. Dass es die richtige Wahl gewesen ist, begründet sie erst aus der Retrospektive mit ihrer später aufgetretenen Krankheit.

10/436-443 *Argumentation mit Hintergrundkonstruktion*

Achso und denn muss ich noch sagen //ja// Ich hab K-Konformation //aha// gehabt. Äh weil ähm ich war Pionier auch, aber meine Mutter die war streng kirchlich und die hat immer gesagt "Du kannst bloß ein Herrn dienen. Jugendweihe gibt es nicht." Also ich hab äh keine Jugendweihe gehabt //hnh// und und den wurde auch immer inne Schule gesagt "Ja, denn krisst ja keinen Ausbildungsplatz und so". Aber das hatt' ich überhaupt nicht, da hat kein Hahn nachher nach gekräht //aha// ob man Jugendweihe oder Konfirmation hatte //hnh// die haben mir das bloß so erzählt gehabt, aber das war nicht so. //aha// Also (.) joar. Das wollt ich noch sagen. //Ja. Ja.//

Bezogen auf die Aufnahme ihrer Lehre will Frau Meyer in einer Hintergrundkonstruktion unbedingt noch hinzufügen, dass sie keine Jugendweihe, sondern Konfirmation hatte, die Teilnahme an der Jugendweihe wird ihr von der Mutter untersagt: „Jugendweihe gibt es nicht“.

Im Passiv berichtet sie, dass ihr in der Schule gesagt wird, dass sie deswegen keinen Ausbildungsplatz bekommt, was sich jedoch nicht bewahrheitet.

Die Konfirmation hat für sie keinerlei persönliche Bedeutung, das Verb „gehabt“ in diesem Zusammenhang zeugt von einer Haltung, die darauf ausgerichtet ist, an der Konfirmation teilzunehmen, ohne sich inhaltlich mit ihr auseinanderzusetzen. Frau Meyer erwähnt sie nur in einem kurzen Satz und kommt im selben Atemzug darauf zu sprechen, dass sie auch Pionier war. Gewicht hatte ihre Konfirmation lediglich, weil sie befürchtete keinen Ausbildungsplatz zu bekommen, da dies in der Schule (es bleibt offen von wem) behauptet wurde.

Auch in diesem Kontext wird deutlich, dass Frau Meyer eigene Fähigkeiten und Interessen im Zusammenhang mit der Entscheidung für ihre Berufsausbildung nicht reflektiert. Stattdessen wägt sie äußere Faktoren ab, die einer erfolgreichen Berufseinmündung im Weg stehen (Vorhandensein von Westverwandtschaft und ihre Nicht-Teilnahme an der Jugendweihe). Dass sie trotz der in ihren Augen ungünstigen Ausgangsbedingungen die gewünschte Lehrstelle bekommen hat, sieht sie rückblickend als glückliche Fügung an. Eine kritische Auseinandersetzung mit ihrer Berufswahl erfolgt nicht.

Vergleichsmoment: Schule/Entscheidung für ein Studium/Studium (Frau Oertel)

1/17-37 Kurzerzählung ihrer Berufsbiographie nach dem Studium im Modus der Argumentation

Danach hab ich mich entschieden zu studieren. An der Uni M. Eigentlich wollt ich in M. auch bleiben. (Räuspern) Vier Jahre hab ich hier studiert. Tierproduktion, weil das eigentlich immer mein Anliegen war, mit Tieren was zu machen. Eigentlich wollt ich mal Tierärztin werden, wie das so der Traum vieler kleiner Mädchen ist. //mhm// Und hab dann auch während der Schule Praktikas im Zoo gemacht, aber da eine Stelle zu bekommen ist natürlich so gut wie aussichtslos, wenn man da nicht bestimmte Beziehungen hat. Oder da hervorragend im Studium war. Also bin ich dann (.), äh, nach meinem Studium an der Uni geblieben. Das war so ne Forschungseinrichtung zwischen dem Forschungszentrum Z. und der Uni. Und wir haben dann Tierversuche gemacht, im Bereich Tierernährung. Das war eigentlich n schöner, ne schöne Tätigkeit, bloß: muss ich sagen, war nachher (.) so, dass ich, äh, (.) n Kind bekommen hab und mussten natürlich Schichtdienst machen, Wochenende, Feiertage auch arbeiten, teilweise im Stall, Füttern, zweimal am Tag hin. Und (.) die theoretische Arbeit, äh (.), die man mir am Anfang so versprochen hat, ist dann auch nich so (.), so in diesem Zeitumfang gewesen, dass ich dann auch gesagt hab, so, finanziell hats auch nicht so ganz gestimmt, sodass ich dann °gewechselt hab° und dann wars auch gar nicht so schwer dann n neuen Job zu bekommen damals zu der Zeit. Und: dann bin ich, äh, (.) zur Bank gegangen Bank für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft naja und da war ich dann (.) nur kurze Zeit zwei, drei Jahre. Da war ich n bisschen enttäuscht, weil, äh, ziemlich politisch angehaucht war. Jeden Montag Versammlung, Beratung, Auswertung, Auswertung, der der der äh aktuellen Kamera, @aller@ möglichen Sachen.

Also strikte Linieneinhaltung. (.) Und (..) dann bin ich, äh, zum Kombinat Schiffbau gewechselt, hab dann auch (..) aus finanziellen Gründen das gemacht und mein Mann war auch in diesem Kombinat Schiffbau, zwar nicht in demselben Betrieb, ich saß dann im Osthafen und mein Mann in der Stadt, aber (.) da haben wir ganz gut verdient und die Arbeit war auch nicht stressig. Ich war dann in der Planung und Erzeugnisentwicklung, ich hatte was ganz anderes zu tun, maschinenbaumäßig haben die da, äh, (..) Geräte für den Schiffbau, für die Werften entwickelt und das war ganz interessant. Ich hab dann vor allen Dingen auch ganz tolle Kollegen gehabt, immer gerne zur Arbeit gegangen. Konnte mich, äh, abends noch wunderbar mit meinem Kind beschäftigen, am Wochenende war es auch wunderbar, man war nicht so gestresst. Also es war im Prinzip (.) ne gute Arbeit.

Nach dem Abitur entscheidet sich Frau Oertel für ein Studium in ihrer Heimatstadt. Rechtfertigend fügt sie hinzu, dass sie dortbleiben wollte, weitere Gründe, die für ein Studium an der Universität ihrer Heimatstadt sprechen, gibt sie nicht an, alternative Studienorte erwähnt sie nicht. Dass sie sich für ein Studium der Tierproduktion entschieden hat, begründet sie damit, dass sie etwas mit Tieren machen wollte. Ihr eigentlicher Wunsch war Tierärztin zu werden, wie sich dieser Gedanke entwickelt hat, bleibt offen, sie bringt lediglich zum Ausdruck, dass dies der Traum vieler kleiner Mädchen war. Mit dieser Aussage relativiert sie ihren Berufswunsch, er erscheint an dieser Stelle nicht wie ein Ziel, dass sie unbedingt anstreben wollte, sondern als eine Wunschvorstellung, die sie während ihrer Kindheit, wie viele andere Mädchen hatte.

Es wird nicht deutlich, inwieweit sie während ihrer Kindheit Begegnungen mit Tieren hatte und wie sich ihr Berufswunsch verfestigt hat. Persönliche Neigungen und Fähigkeiten kommen ebenfalls nicht zur Sprache.

Um die Chancen auf einen Arbeitsplatz zu erhöhen, macht sie während der Schulzeit Praktika im Zoo. Die Chancen dort später eine Stelle zu bekommen beschreibt sie ohne die entsprechenden Beziehungen bzw. hervorragende Leistungen im Studium als aussichtslos, sodass sie nach dem Studium an der Universität bleibt. Ihr gelingt es nicht während ihrer Praktika im Zoo nachhaltige Verbindungen aufzubauen, die ihr hier einen Berufseinstieg ermöglichen. Da sie diese bereits während der Schulzeit absolviert hat, wäre es jedoch auch recht unwahrscheinlich gewesen, dass diese bis zu ihrer Zeit nach dem Studium Bestand haben. Über Praktika während ihres Studiums berichtet sie nicht.

Erste und weitere Berufstätigkeit(en) (Frau Oertel)

Nach dem Studium arbeitet sie an einem Forschungsinstitut, welches der Universität angegliedert ist. Obwohl sie ihre Arbeit dort als schöne Tätigkeit bewertet, dokumentiert sich in der Beschreibung ihrer Arbeitsinhalte wenig emotionale Nähe: Sachlich schildert sie, dass sie dort im Schichtdienst gearbeitet hat, was sich mit ihrer Mutterschaft nicht vereinbaren ließ und dass sie weniger als erhofft theoretisch arbeiten konnte.

Da sie auch finanziell nicht zufrieden ist, wechselt sie ihre Arbeit. Die Wortwahl „wechselt“ spiegelt die Leichtigkeit wider, mit der sie eine alternative Tätigkeit findet. Sie beginnt in einer Bank (Bank für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft) zu arbeiten, was mit ihrer vorherigen Tätigkeit inhaltlich nur noch wenig zu tun hat. Weshalb sie sich für diese Tätigkeit entscheidet, begründet sie nicht. Mit der Entscheidung in einer Bank zu arbeiten, verlässt sie das Berufsfeld, in dem sie direkt mit Tieren arbeitet, obwohl eine Arbeit in diesem Bereich (bevorzugt Tiermedizin) nach eigener Angabe ihr „*Traum*“ gewesen ist. Bedauern darüber drückt sie nicht aus.

In der Bank arbeitet sie nur etwa drei Jahre, da sie aufgrund der politischen Einfärbung enttäuscht ist; finanziell ist sie abermals nicht zufrieden, sodass sie erneut die Stelle wechselt. Sie fängt beim Kombinat Schiffbau an, wo ihr Mann ebenfalls arbeitet, beide verdienen gut. Ihr Arbeitsbereich ist die Planung und Erzeugnisentwicklung. Die Arbeitsinhalte beschreibt sie mit den Worten, dass sie dort *„etwas ganz anderes zu tun hat“*, was sie damit genau meint, wird nicht klar. Entweder unterscheidet sich ihr Tätigkeitsprofil von der vorherigen Tätigkeit (was aber bereits beim Stellenwechsel zuvor der Fall war) oder ihre Aufgaben weichen inhaltlich von denen ihrer Kollegen ab. Dass sie als Ingenieurin mit einem Abschluss in Tierproduktion für den Schiffbau eigentlich nicht qualifiziert ist, thematisiert sie nicht direkt, allerdings redet sie von ihrer Arbeit als wenn sie inhaltlich nicht an den Arbeitsprozessen beteiligt ist: *„maschinenbaumäßig haben die da, äh, (..) Geräte für den Schiffbau, für die Werften entwickelt und das war ganz interessant.“* Ihre eigenen Arbeitsinhalte beschreibt sie nicht näher, es bleibt völlig offen, welche Arbeitsaufgaben zu ihrer Stelle gehörten, sie bringt lediglich zum Ausdruck, dass sie die Geräteentwicklung für den Schiffbau interessant fand. Dennoch war sie mit ihrer Arbeit damals sehr zufrieden, da sie zu ihren Kollegen ein gutes Verhältnis hatte und Familie und Beruf *„wunderbar“* vereinbaren konnte.

Ähnlich wie bei Herrn Richter dokumentiert sich auch bei Frau Meyer und Frau Oertel hinsichtlich ihrer Berufsbiographie ein entwicklungsorientierter Habitus. Beide haben in der Zeit vor der Wende mehrfach ihre Stelle gewechselt. Die Impulse für den Wechsel der Arbeitsstelle ergaben sich bei beiden nicht vordergründig aus einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit ihren Interessen und Neigungen sowie entsprechend darauf bezogenen Suchbewegungen, sondern vielmehr aus einer Abwägung von Kriterien, die außerhalb der Arbeitsinhalte zu suchen sind. Während sich Frau Meyer nach ihrer Tätigkeit im Kreisgericht eine „ruhigere“ Arbeit im Baustoffhandel sucht, die weniger angstbesetzt ist, und anschließend aufgrund finanzieller Motive noch einmal die Stelle wechselt, sucht sich Frau Oertel nach ihrer Tätigkeit im Forschungsinstitut eine Stelle bei einer Bank, die - trotz ihrer hohen Qualifikation - inhaltlich so gut wie keine Bezugspunkte zu ihrer vorherigen Tätigkeit hat. Obwohl sie als Beweggrund für den Wechsel angibt, dass sie zu wenig wissenschaftlich arbeiten konnte, geht sie nun einer Beschäftigung nach, in der gar keine wissenschaftliche Arbeit möglich ist. Gleichzeitig verlässt sie mit dem Wechsel in die Bank ihren favorisierten Arbeitsbereich der Tierwirtschaft. Mit dem Wechsel in das Kombinat Schiffbau beginnt sie erneut in einer komplett anderen Branche, Gründe für den Wechsel sind hier die geforderte sozialistische „Linientreue“ in der Bank, der sie kritisch gegenübersteht, die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf und nicht zuletzt auch finanzielle Erwägungen.

Bei beiden Frauen dokumentiert sich die für die DDR typische Unkompliziertheit bei der Suche nach einer Arbeit, ein Wechsel zwischen den Branchen war bei beiden ohne weiteres möglich, verbunden ist dies mit einer Haltung, in der die eigene Qualifikation, berufliche Fähigkeiten sowie Interessen und Neigungen nicht im Vordergrund stehen. Darauf aufbauend werden die Interviews der übrigen Interviewpartner daraufhin untersucht, wie sie über ihre Fähigkeiten sprechen und in welchem Verhältnis sie zu ihren ausgeübten Tätigkeiten stehen.

Selbsteinschätzung beruflicher Fähigkeiten (Frau Wagner)

10/443-463 Nachfrage der Interviewerin; Beschreibung des Verhältnisses zu anderen Auszubildenden im Modus der Bewertung

I: Und ähm jetzt nochmal zurück zu der Berufsausbildung so, wie war das Verhältnis da so zu den andern Auszubildenden also gab's da andre Auszubildende und ähm?

IP: Jo, da die, ich war hab sogar @welche ausgebildet@ **mit** ich wal als Lehr- oa °wat ma wie hieß das° Lehr- Lehr- na jedenfalls hab ich welche mit ausgebildet ich war da bei der Prüfung mit dabei und hab da Zeuch mit kontrolliert und ich sollte och bei welchen die **nich soviel Ahnung** hatten n bisschen was m beiseite verschaffen das Ganze wegnehm, wenn de da was siehst und so nich soviel durchgehn lassen //mhm//, damit die das och besteht //aha// **nge**. //mhm// So (.) da hab ich das hab ich mitgemacht da ha ich mit die wussten das och ich wenn ich globe die eene die war so blind (.) die @Ursel@ die war so (langgezogen) blind wie ein Huhn, das werd ich nie vergessen, die hatte so'ne dicke Brillengläser so'ne dicken Dinger, ich globe, die hätte das nich geschafft, wenn ich da nich so viel @beiseite geschafft@ hätte. //m (lacht)// Die hat a also **überhaupt** nüscht gesehn //mhm// alles falsch gemacht da, sach um Gotteswillen (genuschelt)°wenn ich nich helfen tät die hätt wär durchgefalln° //mhm//. Wenn mir das nicht vorher gesacht hätte, ich soll n bisschen achtgeben, dass die das @och schaffen alle@ //mhm// ich sach @°ich mach das schon°@. Naja da muss ich sagen es gab nich viel Lehrlinge in dem großen Betrieb weil das war'n Betriebsteil. Und da gab's jetzt ja vielleicht zwo drei Lehrlinge für den Teil und **das Jahr** nach mir da war'n we plötz also wo ich war warn das zweie. Da war ich damals der beste Lehrling had noch eher ausgelernt hab n halbes Jahr ausgelernt hab als erster Lehrling **als einziger** äh äh Jahresendprämie noch gekricht //mhm// ham die andern zusammengelegt ham da's gegeben für mich du ich glaub, das würde heute auch keiner machen //mhm//. Da war ich sehr stolz drauf.

Auf Nachfrage der Interviewerin wie das Verhältnis zu anderen Auszubildenden gewesen ist, antwortet Frau Wagner bewertend: Sie hebt ihre eigene Stellung hervor, indem sie erklärt, dass sie an der Ausbildung anderer Lehrlinge beteiligt war, die Position, mit der dieser Verantwortungsbereich verknüpft war, hatte offenbar eine bestimmte Bezeichnung, die sie jedoch nicht benennen kann. Konkret erinnert sie sich an eine Prüfung, in die sie mit einbezogen war, hier war sie mit der Aufgabe betraut, die von den Prüflingen gefertigten Arbeitsstücke auf Qualität zu prüfen und nicht gelungene Teile auszusortieren, um das Bestehen der Prüfung sicherzustellen. Ihr Auftrag bestand demnach darin, Prüfungsergebnisse zu manipulieren, was sie jedoch nicht hinterfragt. Sie ordnet das Vorgehen nicht in den Kontext des fürsorglich gestalteten DDR-Ausbildungs- und Beschäftigungssystems ein, sondern wendet sich einem konkreten Einzelfall zu: Lachend erinnert sie sich an Ursel, die nach ihrer Einschätzung ohne ihre Hilfe die Prüfung nicht bestanden hätte, weil sie „*blind wie ein Huhn*“ war. Abschätzig äußert sie sich über ihre Brillengläser, deren Dicke sie zweimal betont. Wie sich das sehbehinderte Mädchen in der Prüfungssituation, die sie offenbar komplett überforderte, gefühlt hat, schildert sie nicht. Einseitig beschreibt sie ihr Eingreifen, wodurch sie nach ihrer Auffassung Schlimmeres verhindern konnte.

Anschließend schildert sie den Umfang der Lehrlingsausbildung: In dem Betrieb, in dem sie arbeitete, gab es nicht viele Lehrlinge, weil es sich lediglich um einen Betriebsteil gehandelt hat, pro Lehrjahr wurden dort zwei bis drei Lehrlinge ausgebildet, in ihrem Ausbildungsjahr lernte ein weiterer Auszubildender. Sie selbst beschreibt sich als besten Lehrling, sie vergleicht sich jedoch nicht direkt mit den anderen Auszubildenden und setzt ihre Bewertung auch nicht zu ihrer relativ kleinen Vergleichsgruppe in Beziehung. Dass in ihrem Betrieb auch Auszubildende ausgebildet wurden, die vergleichsweise schlechte Ausgangsbedingungen hatten, berücksichtigt sie ebenfalls nicht. Starr beschreibt sie sich als besten Lehrling und generiert daraus ein Gefühl der Erhabenheit, was dadurch gestützt wird, dass sie sogar ein halbes Jahr eher auslernen konnte und eine Jahresendprämie erhalten hat, für die alle „zusammengelegt“ haben. Dass sie diese Form der finanziellen Zuwendung ihrer Kollegen als Jahresendprämie bezeichnet, ist allerdings eher unüblich. Jahresendprämien waren Teil des Arbeitsentgelts und wurden vom Arbeitgeber und nicht von Kollegen bezahlt. Wahrscheinlich hat sie zum Ende ihrer Ausbildung ein Geldgeschenk erhalten, das sie in ihrer Erinnerung zu einer Prämie stilisiert. Auf diese Weise stellt sie ihre Position und ihr Leistungsvermögen sowie das Verhalten der Kollegen übertrieben positiv dar.

11/471-478 *Beschreibung ihrer beruflichen Fähigkeiten im Modus der Bewertung*
Was ich gemacht hab //aha naja//. Ich war Springer damals //aha// hab alles gemacht //aha//. Ich hab ich hätt ihn e Schuh machen könn von von Anfang bis zum Ende //mhm//. Hab alles gemacht. //mm// Und hab ich bloß immer ausgeholfen wenn die in Urlaub gegangen sind und ich konnte mir aussuchen welchen (.) Lohn ich bezahlt haben will entweder **mein** (.) ich war mit Lohngruppe fünf oder sechs oder ich hätte den ihn und die **Männerarbeiten** hab ich auch mitgemacht und da hab ich das meiste Geld verdient. //mhm mhm//. Ich war der einzige Lehrling, der (atmet) die Computer da mitgemacht hat. //mhmmhm// Das konnt ich schon, das hat da hatt ich schon dran gelernt schon meine Lehre dran gemacht //mhm//

Ähnlich verfährt sie auch bei der folgenden Beschreibung ihrer Fähigkeiten: Frau Wagner hebt ihre beruflichen Fähigkeiten während ihrer Arbeit in der Schuhfabrik hervor, nach ihrer Einschätzung war sie für alle Tätigkeiten geeignet und konnte einen Schuh von Anfang bis Ende herstellen. Ihr positives Selbstbild wird durch die Schilderung gestützt, dass sie sich ihre Lohngruppe, wenn sie Urlaubsvertretungen machte, aussuchen konnte und sogar „Männerarbeiten“ ausübte, bei denen sie am meisten verdient hat. Außerdem bezeichnet sie sich als die einzige Auszubildende, die am PC arbeiten konnte, ihre Wortwahl relativiert ihre Rolle in diesem Zusammenhang jedoch: „Ich war der einzige Lehrling, der (atmet) die Computer da mitgemacht hat.“

So hat sie am Computer lediglich mit- und nicht selbständig gearbeitet, welche Tätigkeiten sie dort konkret ausgeübt hat, beschreibt sie nicht. Ihre Erinnerungen sind eher vage und ungewiss und lassen eher darauf schließen, dass sie keine führende Rolle bei der Bedienung des Computers innehatte. Anschließend bekräftigt sie erneut ihr Können in diesem Bereich, indem sie darauf hinweist, dass sie den PC bedienen konnte, weil sie daran ihre Lehre gemacht hat. Detaillierte Beschreibungen zu von ihr gesteuerten computergestützten Produktionsprozessen fertigt sie nicht an, sodass auch hier die Tendenz deutlich wird, die eigenen Fähigkeiten sehr hoch einzuschätzen und sich in dieser Hinsicht von anderen abzugrenzen. Diese Einstellung wird auch bei der Selbsteinschätzung ihrer Fähigkeiten im Kontext der aktuellen Maßnahme deutlich:

11/481-485 *Argumentation für „körperliche Arbeit“*

Und geistig arbeiten is manchmal (.) auch ganz schön. //mhm// Nge? //mhm// Da is man ganz schön fertig. //mhm// Ich kann das schon, aber ich bin lieber so'n Mensch ich arbeite lieber körperlich. //mhm// Wenn ich sehe was ich mache (.) auch als Ansporn für die andern mit. Die sehn das. Das merkt man hier auch //mhm//

Zunächst vergleicht sie körperliche mit geistiger Arbeit, sie gibt an, auch geistig arbeiten zu können, diese pauschale Einschätzung ihrer Fähigkeiten stellt sie ihrer eigenen Vorliebe für körperliche Arbeit gegenüber. Den Vorteil körperlicher Arbeit sieht sie darin, Ergebnisse sofort sehen zu können, wobei sie die von ihr gefertigten Produkte auch als Ansporn für die anderen sieht.

11/485-490 *Bewertung der anderen Teilnehmer mit Hilfe der Wiedergabe einer Gesprächssituation in der wörtlichen Rede und anschließende Selbstbewertung*

sonst machen die nämlich gar nich viel //mhm//. A wenn die sehn, da is jemand der ackert wieder: „Man deine Maschine die geht ja wieder o:h sach mal machst du auch mal ne Pause, kannst mal Pause machen“. (.) Dann is das: „Ich hab ja schon viel weniger wie du, jetz muss sich och was machen, ne“ (undeutlich). Jetz geht's los. So ungefähr muss man sich das vorstellen. Is schon nich so einfach also. Is'n Ansporn für die andern. //mhm// Ne ich kenn das ja nich anders, ich mach's ja schon immer so. //mhm//

Die anderen Teilnehmer arbeiten ihrer Einschätzung nach zu wenig. Sich selbst hingegen sieht sie als positives Vorbild, da sie hart arbeitet und durch ihre Schnelligkeit die anderen anspornen kann. Sie gibt an, dass ihre Kolleginnen zeitweise versuchen, sie in ihrem Arbeitstempo zu bremsen und zu einer Pause zu bewegen. Die dadurch entstehende Ambivalenz, selbst ehrgeizig arbeiten zu wollen, während die anderen dieser Maßgabe nicht immer folgen, schildert sie als Problem, letztlich sieht sie sich jedoch vor allem als positives Beispiel und Ansporn. Sie charakterisiert sich selbst als Person, die nicht anders arbeiten kann, weil sie es so gewohnt ist.

Deutlich wird hier ein sehr positives Selbstbild in Bezug auf ihre eigene Leistungsfähigkeit, in diesem Zusammenhang spricht sie jedoch nicht über ihre Arbeitsinhalte, was genau sie im Projekt macht, wie hoch der Anspruch ist und von welcher Qualität, die von ihr gefertigten Produkte sind, lässt sie offen. Ihre positive Selbsteinschätzung stützt sich vor allem auf ihren persönlichen Ehrgeiz und ihre Schnelligkeit. Offenbar verbindet sie Erinnerungen an ihre frühere Berufstätigkeit mit der Arbeit im Projekt und konstruiert so das Bild einer Frau, die es schon immer gewohnt ist, diszipliniert zu arbeiten: „*Ne ich kenn das ja nich anders, ich mach's ja schon immer so.*“ Dass zwischen ihrer letzten regulären Erwerbstätigkeit und der jetzigen Arbeit im Projekt etliche Jahre vergangen sind, lässt sie in ihrer Selbsteinschätzung außen vor und stellt einen unmittelbaren Zusammenhang her. Die Schilderungen ihrer Arbeit in der Schuhfabrik und der jetzigen Maßnahme haben gemeinsam, dass sie ihre Fähigkeiten sehr positiv darstellt. Ihr positives Selbstbild wird jedoch durch konkrete Beschreibungen ihrer Tätigkeiten wenig gedeckt (was sich sowohl in der Darstellung ihrer Tätigkeit in der Schuhfabrik, die zeitlich schon länger zurückliegt, als auch in der Schilderung ihrer jetzigen Tätigkeit dokumentiert). Deutlich wird, dass sie ihr Können nicht zur Qualität der Arbeitsinhalte in Beziehung setzt, sondern sich mit Kollegen vergleicht, hierbei wird die Tendenz deutlich diese in ihren Fähigkeiten abzuwerten.

11/490-497 *Argumentation für eine alternative Tätigkeit*

//mhm// (.) Da macht mir's macht mir eigentlich Spaß nich deswegen hädd ich das auch gemacht in dieser Wurstfabrik äh Wurstpelle nähn //mhm// das hätt ich auch gemacht. N Anfang (.) war's n bisschen eigenartig riecht bestimmt da nicht so besonders durch die Wurstpelle die is ja getrocknet //mhm// ne. Die könn ja da nüscht Nasses oder oder Frisches nem. Da kann man sich da schon so reindenken. Ich hädd das gerne gemacht trotzdem da hätt ich mich richtig **ausarbeiten** könn. Kannst du hier ja nich, hier fehlt's ja auch manchmal üb überall //mhm// Material.

In der folgenden Sequenz verweist sie auf eine Tätigkeit in einer Wurstfabrik, die sie nicht angetreten hat. Sie gibt an, dass sie trotz widriger Arbeitsbedingungen (Geruch) diese Stelle angetreten hätte. Real hat sie sich jedoch nicht mit den Arbeitsbedingungen auseinandergesetzt, sondern lediglich hypothetische Vorstellungen entwickelt. Ernsthafte Ambitionen, diese Stelle anzunehmen, sind nicht zu erkennen, auch wenn sie dies zweimal beteuert. Zu welchem Zeitpunkt, ihr diese Stelle offeriert wurde und wo der Arbeitsort gewesen wäre, bleibt offen, auch erläutert sie nicht, warum sie die Arbeit nicht aufgenommen hat.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass sie dann selbstbewusst auftritt, wenn sie sich mit Schwächeren vergleicht, um sich den realen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt auszusetzen, ist ihr Selbstbewusstsein jedoch zu fragil.

11/507-511 *Bewertung der eigenen Fähigkeiten*

(..) es war (..) wie ich hierher kam n Neuanfang s war ganz schön swar nich so einfach aber ich wusste eben dass ich nähen kann, dass ich das kann (.) alles. Und wenn de dir da sicher bist, da is das nich mehr so schwer. //mhm//. Dass de s sicher bist mit dem Ganzen. Deswegen ich hab da keine Angst davor ich wär da gern hingegang- (gepresst) in den Betrieb hätt da die Wurstpelle genäht.

11/512-515 *Nachfrage der Interviewerin in Bezug auf einen möglichen beruflichen Neuanfang, Argumentation der Interviewperson*

I: Also das wäre jetzt hier denn in dieser Stadt die Option für sie gewesen äh da denn anzufang?

IP: Das das wär //ja// wär schön gewesen das hätt ich gemacht //mhm// das hätte ich gerne gemacht. Ich wär da och weggezogen von hier und (atmet ein) hätt ich alles gemacht, aber, wenn's nich geht geht's nich.

Anschließend kommt sie auf ihren Neuanfang in M. zu sprechen, in diesem Kontext schätzt sie ihre Fähigkeiten ebenfalls positiv ein. Den Neubeginn bringt sie mit der möglichen Tätigkeit in der Wurstfabrik in Verbindung - ob hier tatsächlich ein zeitlicher Zusammenhang vorliegt, wird jedoch nicht klar. Auf Nachfrage der Interviewerin, ob dies eine Option für einen beruflichen Neuanfang gewesen wäre, antwortet sie argumentativ, indem sie ihre Arbeitsbereitschaft bekräftigt („das wär schön gewesen“, „das hätte ich gerne gemacht“, „ich wär da och weggezogen von hier“). Konkrete Details (Verlauf eines Bewerbungsgesprächs, Arbeitsinhalte, Qualifizierungsmaßnahmen) nennt sie nicht. Sie erzählt nicht, warum sie dort nicht angefangen hat, sondern schließt mit den Worten „wenn's nicht geht geht's nich“ ab, was wie eine Art „Selbstentschuldigung“ wirkt, gleichzeitig aber auch impliziert, auf dieses Thema nicht weiter eingehen zu wollen. Die Arbeit nicht aufgenommen zu haben, ist für sie ein Fakt, den sie weder zu ihrem eigenen Verhalten noch zu äußeren Gegebenheiten in Beziehung setzt. Dass sie diese berufliche Option mehrmals erwähnt, zeugt jedoch von der subjektiven Bedeutung, die diese für sie hatte. Möglicherweise verbindet sie damit im Nachhinein bessere berufliche Chancen, die sie aber nicht ergriffen hat bzw. nicht ergreifen konnte, was sie im Nachhinein bedauert. Erst auf Nachfrage der Interviewerin erwähnt Frau Wagner die Tätigkeit, die sie dann tatsächlich begonnen hat:

12/516-12/523 *Nachfrage der Interviewerin zu weiteren Arbeitsstätten; Erzählung über die Arbeitsaufnahme im Modus der Argumentation*

I: Und ähm nachdem sie denn da aufgehört hatten jetzt in der Schuhfabrik haben sie dann noch woanders gearbeitet inem andern.

IP: Ja denn nur Jugendmode.

I: Ach Jugendmode aja //mhm//.

IP: Die Jugendmode. Da bin ich ja auch nicht selber... (atmet ein) musst ich mich zwar anmelden zum Vornähen und hab da Taschen aufgenäht. //mhm// Was ich auch gebracht hab. Ich hab das bloß nicht verstanden warum ich das machen sollte und dann nahe mit der Maschine machen sollte. Mit'n Computer, ich hab das nur eingetippt angelegt und schon war's fertich. //mhm//

Sie erzählt, dass sie nach ihrer Tätigkeit in der Schuhfabrik bei „Jugendmode“ (einem der führenden Textilbetriebe der DDR) gearbeitet hat, dort hat sie eine Tätigkeit als Näherin aufgenommen, während sie zuvor als Schuhfacharbeiterin gearbeitet hat. Dass sie für diese Tätigkeit eigentlich nicht qualifiziert ist, scheint keine Rolle zu spielen; etwaige Qualifizierungsmaßnahmen zur Vorbereitung auf die neue Tätigkeit erwähnt sie ebenfalls nicht.

Die neue Arbeit scheint für sie im Vergleich mit der nicht aufgenommenen bzw. der vorherigen Tätigkeit in der Schuhfabrik weniger bedeutend zu sein, da sie diese erst auf Nachfrage erwähnt und das Adverb „*nur*“ davorsetzt. Dann führt sie mit einem abgebrochenen Satz fort: „*Da bin ich ja auch nicht selber...*“, was genau sie damit meint, bleibt offen. Dass sie nach einer kurzen Pause erwähnt, dass sie sich zum Probenähen anmelden musste, weist auf den - in der DDR üblichen und von ihr antizipierten - niedrigschwelligen Zugang zur neuen Arbeitsstelle hin. Eine Einstellung stand für sie wahrscheinlich außer Frage. Überhaupt zum Probenähen erscheinen zu müssen, zog diese Selbstverständlichkeit in Zweifel, was ihrerseits dazu führt dessen Bedeutung zu hinterfragen. Die Einladung zum Probenähen steht zu ihrer positiven beruflichen Selbsteinschätzung im Widerspruch, dass sie daran teilnehmen muss, stellt sie als eine Farce dar, um die positive Sicht auf ihre Person aufrechtzuerhalten.

Bei der anschließenden Beschreibung ihrer Tätigkeit hebt sie homolog zu ihrer Beschreibung ihrer Tätigkeit in der Schuhfabrik hervor, dass sie am Computer gearbeitet hat.

12/524-532 *Beschreibung ihrer Arbeitstätigkeit bei Jugendmode im Modus der Bewertung*
Krichten wir damals die Maschin von von Westdeutschland rüber, da war's ja noch DDR. Die krichten wir rüber und die hab ich dann als er- einzichste auch nachts genäht dadran //mhm//. Hatte das Einführn da //mhm// sch- hab's auch gemacht war auch nicht schlecht da, Markisen noch genäht hinten in L. wie ich nicht mehr in Schichten gearbeitet hab (.). In L. Markisen genäht für'n Balkon und und dadurch sacht sie ja auch du kannst ja auch vielmehr mehr du hast ja schon viel andre Sachen gemacht wier ich. Ich sach ja sach ich dadurch is das ja auch. Ma die Schnelligkeit die bleibt da, die bleibt ja immer erhalten du kannst machen waste willst die Schnelligkeit bleibt ja erhalten und dass ich mit mein Händen noch so **fit** bin. //mhm// Da bin ich auch ganz dankbar. //mhm//

Bei der Beschreibung ihrer Tätigkeit bei „Jugendmode“ tritt Frau Wagner im Gegensatz zu der Beschreibung ihrer Tätigkeit in der Schuhfabrik bescheidener auf, einen Vergleich mit ihren Kollegen stellt sie nur im Zusammenhang mit aus Westdeutschland importierten Maschinen an. Sie berichtet, dass sie als einzige auch nachts an diesen Maschinen genäht hat. Auf den konkreten Arbeitsprozess, in den sie hier eingebunden ist (und ihren nächtlichen Einsatz begründet) geht sie nicht näher ein, sondern belässt es bei einer oberflächlich angerissenen Beschreibung „das Einführn da //mhm// sch- hab's auch gemacht war auch nicht schlecht da...“. In Bezug auf ihre Arbeitsinhalte erwähnt sie lediglich, dass sie später, als sie nicht mehr im Schichtdienst arbeitete, Markisen genäht hat. Anschließend setzt sie ihre damals erworbenen Fertigkeiten wiederum mit der Tätigkeit im aktuellen Projekt in Beziehung.

Selbsteinschätzung beruflicher Fähigkeiten (Herr Richter)

6/236-7/245 *Bewertung des Stellenwerts der Schule, anekdotenhafte Erzählung und nachträgliche Detaillierung*

Das war nich Schule, denn war das (leise, gepresst) immer in Hintergrund. //mmh// Inne fünften bis fünften Klasse had ich ja noch ne Begebenheit hier da sacht hier der Schuldirekter ähm dass ich für ne polytechnische Oberschule szu dumm bin und uns für de Hilfsschule zschu schlau //mmh// und das hab ich erst paar Jahre später mitbekomm wad er da wohl mit meinte. Ja da war ich kurz vor der Kippe wo se gesacht ham hier die ham die Nase voll. //Achso.// Also ab ab inne Hilfsschule. //Aha.// Ja und (lacht) das ha ich erst mitbekomm hier wo ich denn nachher auch äh Schulende war. //Aha.// Da hat nämlich der Lehrer das nachher gesacht privat naja die aufn Dorf ham sich ja meist immer gegenseitig eingeladen und wir hatten unser äh mein Lehrer der war nämlich a der Nachbar //mhm// und hie:r der hat das naher gesacht hier, das war das, was er inne fünften Klasse zu dir gesacht hat.

Im Gegensatz zu Frau Wagner entwickelt Herr Richter sein berufliches Selbstkonzept aus dem Kontext seiner Schulerfahrungen heraus. Er argumentiert, dass die Schule „*immer im Hintergrund*“ stand. Anekdotenhaft erzählt er, dass sein früherer Schuldirektor zu ihm gesagt hat, dass er für die POS zu dumm und für die Hilfsschule zu schlau sei. Damals konnte er diese Aussage nicht einordnen, erst später, nachdem er die Schule verlassen hat, erfährt er durch einen befreundeten Lehrer, dass der Direktor ihn am liebsten auf die Hilfsschule verwiesen hätte. Die Aussage des Direktors konnte er damals als Fünftklässler nicht einordnen, auch heute reflektiert er diese kaum. Deutlich wird jedoch, dass er in der retrospektiven Betrachtung seine schulischen Leistungen bzw. seine Leistungsfähigkeit nicht thematisiert, sondern auf die „Beurteilung“ seines ehemaligen Schuldirektors beschränkt bleibt, bei dem er einen schlechten Stand hatte.

7/246-254 *Nachfrage der Interviewerin; Beschreibung im Modus der Argumentation*

I: Mhm. Also die Nase voll hatte er, wie meinen...?

IP: Naja, weil ich ja auch hier nicht viel gemacht hab //achso// inner Schule //mhm// obwohl das ja auch früher ja anders lief hier da wurd ja au noch s so'n bisschen beschönicht und denn ham se ein ja noch mit rüber genomm inner annern Klasse, das heutzutage ja alles nicht mehr, eil das nicht mehr geht, aber früher wurd das gemacht. //mhm// Da wurd denn eben das so. Jo. Und denn hab ich eben zugesehn, dass ich denn ebend rauskomm, dass ich nicht zehn Jahre gehn brauch. Das war ja szu meiner Szeit ja auch schon problematisch. //mhm// Ich wurde einunsechzich eingeschult und denn wurde eben gesacht bis zur zehnnten //mhm// und da ha ich mir immer gedacht, das geht ja gar nicht.

Auf Nachfrage der Interviewerin begründet er sein geringes Ansehen damit, dass er für die Schule nicht viel gemacht hat. Seine schlechten schulischen Leistungen führt er auf das eigene Verhalten als Schüler zurück, das sich durch wenig Engagement und Interesse auszeichnete. Die Haltung der Lehrer beschreibt er als zuvorkommend: Sie beschönigten schlechte Leistungen und verstärkten so indirekt seine phlegmatische Arbeitshaltung.

Obwohl in der Schule nur geringe Leistungsansprüche an ihn herangetragen werden, will er seine Schullaufbahn möglichst schnell, und nicht erst nach zehn Schuljahren, beenden, was auch damals nicht einfach möglich ist. Schließlich verlässt er die Schule nach der achten Klasse (vgl. Transkript AUD, Zeile 256-260). Die für ihn ungünstigen schulischen Voraussetzungen in Gestalt eines Abgangszeugnisses nach der achten Klasse stellt er als Produkt seiner eigenen Entscheidung dar. Was ihn zum vorzeitigen Verlassen der Schule bewegt hat, erklärt er so gut wie nicht. Er zieht lediglich das Argument heran, dass er nicht länger als unbedingt nötig zur Schule gehen wollte. Sein Leistungsvermögen thematisiert er nicht.

Auf Nachfrage der Interviewerin, die sich auf die Beziehung zu den Lehrern bezieht, kommt er rasch auf seine eigenen Kinder zu sprechen, die beide einen Realschulabschluss haben. Nach seiner Einschätzung sind die Anforderungen der Realschule heute mit denen in der Polytechnischen Oberschule der DDR identisch:

12/426-439 *Nachfrage der Interviewerin, Bewertung der heutigen Real- und Hauptschule im Vergleich zu POS und Hilfsschule (DDR)*

I: Und nochmal zurück zur Schulzeit. Also wie war so das Verhältnis ja zu den Lehrern haben sie da noch Erinnerungen dran?

IP: Jo.

I: Ja?

IP: Nee, das war gut.

I: Ja?

IP: Joa. Das hab ich aber mitbekommn hier meine beiden Kinder ham ja auch Realschule und von schulischen her konnte man das praktisch...mehr ham die auch nicht. //mhm// Von vom Wissen oder was die lern //mhm// man konnte auch praktisch sogn die polytechnische Oberschule war damals auch schon Realschule, was heute Realschule is. //mhm//

Was heutzutage Hauptschule ist ist mein gut, man will ja nichts abwertend sein, da sach ich mir heute wird das war früher Hilfsschule, das jetzt was heutzutage Hauptschule ist //mmh// wo sie jetzt bis zur neunten Klasse gehn. //mmh mmh// Bloß heutzutage heißt es ja Hauptschule und das war ja früher Hilfsschule. Joa!

Er generalisiert die Erfahrungen seiner Kinder zu einer Aussage zum gesamten Schulsystem, seine Argumentation bleibt in diesem Zusammenhang jedoch unspezifisch und unabgeschlossen [...] „*von schulischen her konnte man das praktisch... mehr ham die auch nicht.*“ Als Beleg zieht er dann das gelernte Wissen heran, was sich nach seiner Auffassung in beiden Schultypen nicht unterscheidet. Die POS der DDR setzt er dann mit der Realschule gleich, die heutige Hauptschule ist in seinen Augen mit der früheren Hilfsschule identisch, während das System der Sonder- bzw. inklusiven Schulen in seiner Argumentation nicht vorkommt.

Indirekt beschönigt er mit Hilfe der Abwertung der heutigen Schulabschlüsse seinen eigenen Schulabschluss, was sich in der folgenden Bewertung des Schulabschlusses seiner Ehefrau ebenfalls widerspiegelt.

12/440-444 *Bewertung des Schulabschlusses seiner Ehefrau*

I: Mhm. Ja.

IP: Und Realschule war unsre polytechnische Oberschule. //mhm// Außer die näher abbe achten Klasse so wie meine nee bis zehnte ist meine Frau gegangen und die hat denn noch Abitur gemacht, die musste ja noch zwei Jahre noch länger. //mmh// Und was hat ihr das alles gebracht - gar nichts. Sie gibt wo immer an, dass sie vier Jahre länger zur Schule gegangen ist aber...

Den hohen Bildungsabschluss seiner Ehefrau wertet er ab, indem er damit argumentiert, dass ihr daraus kein Nutzen entstanden ist. In seiner Argumentation verweist er erneut auf das Motiv der „Länge der Schulzeit“, das Anspruchsniveau lässt er außen vor, auch redet er nicht über den beruflichen Werdegang seiner Frau. Stattdessen äußert er sich pauschal abwertend über ihre berufliche Biographie: „*Und was hat ihr das alles gebracht - gar nichts.*“ Allerdings scheint das Thema Schulabschluss auch jetzt, viele Jahre nach der Schulzeit, ein „Reizthema“ zwischen ihm und seiner Frau zu sein, die Vorhaltungen seiner Frau, das Abitur geschafft zu haben, wehrt er ab, indem er dessen Nutzen in Frage stellt. Insgesamt nivelliert er den Nutzen von Schulabschlüssen, wodurch er sein Verlassen der Schule nach der achten Klasse relativieren und beschönigen kann.

Auf Nachfrage der Interviewerin zu positiven Erfahrungen während seiner Schulzeit antwortet er wertend, indem er erneut darauf hinweist, dass die Schule für ihn wenig Bedeutung hatte:

12/446-458 *Nachfrage der Interviewerin, Bewertung der Schule hinsichtlich der subjektiven Bedeutung, Argumentation für seine Einschätzung*

I: (lacht) Hm. Hm. Naja (lacht) Haben Sie irgendwie besonders positive Erfahrungen so in der Schule gemacht an die sie sich noch erinnern könn?

IP: Na positiv, ich hab das ebend hie:r wie soll man sagn, nich als wichtig empfunden //ja// empfunden. Ich mein musst man ja auch nu sagen nahe hauptsächlich wenn man nahe die Schule geschafft hat und war nahe auffe Arbeit gut dann hat das andere ja gar nich //mm// mehr intressiert. //mm// Wie man da nahe war, da hat er nachher gar keiner //mm// wars eben du bist hier suber inne inne Arbeit und das hat geßählt //mm mm// obwohl es äh wie war das noch hier wo ich nahe angelernt hadde, ja ich hadde sogar noch fünfzich Ostmark mehr wie'n ungelernter. Mein so'ne gab's natürlich auch, aber die ebend inner Arbei warn die ham eben das Geld bekomme und denn. //mm// Bloß heutzutage muss man eben Glück habm //mm// um erstmal um irgendwo reinzukomm //mm// so wie bei O. (Arbeitgeber/ Einzelhandelskette) da häd ich jetzt noch sein könn. //mhm// Darum, man wird da auch nich hier, man wird ja auch nich seine arbeitslos wenn man gut is, seine Arbeit los, warum? //mhm mm//

Obwohl die Interviewerin ihn zu konkreten Schulerfahrungen fragt, gibt er darauf keine Antwort, sondern bekräftigt, dass die Schule in seinen Augen unbedeutend ist. Rückblickend war es für ihn wichtig, überhaupt einen Schulabschluss zu haben, die Wertigkeit des Abschlusses ist für ihn zweitrangig, was er mit der allgemeinen Aussage belegt, dass der Schulabschluss niemanden interessiert, wenn man berufstätig ist, da es dann vor allem darauf ankommt, gute Arbeit abzuliefern. Den Maßstab, zu dem er sich und seinen Berufsabschluss in Beziehung setzt, setzt er niedrig an: Als Vergleichsmoment dient ihm sein monatlicher Verdienst, den er mit dem monatlichen Einkommen eines Ungelernten vergleicht. Dass er „sogar noch“ 50 Mark mehr als eine ungelernte Arbeitskraft verdient, zieht er als Argument für seinen erfolgreichen Berufseinstieg heran. Überhaupt zu arbeiten steht für beruflichen Erfolg - Erfolgskriterium ist das Geldverdienen („aber die ebend inner Arbei warn die ham eben das Geld bekomme und denn“). Dass in der DDR beinahe Vollbeschäftigung herrschte und Arbeitslosigkeit eine Randerscheinung war, die in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wurde, berücksichtigt er in seiner Argumentation nicht.

Heute muss man in seinen Augen vor allem „Glück“ haben, wenn man beruflich Fuß fassen möchte. Als Beispiel zieht er seine letzte berufliche Tätigkeit bei einem großen Einkaufszentrum heran, wo er jetzt noch arbeiten könnte, wenn er dies gewollt hätte, woraus er schlussfolgert, dass man nicht arbeitslos wird solange man seine Arbeit gut macht. Die Ursachen für Erwerbslosigkeit schreibt er demnach dem Individuum selbst zu, ohne strukturelle Bedingungen des Arbeitsmarktes und deren Veränderung in seine Betrachtung miteinzubeziehen.

Er selbst entwickelt vor diesem Hintergrund ein sehr positives Bild seiner beruflichen Leistungsfähigkeit, in dem sich eine gewisse Erhabenheit gegenüber anderen widerspiegelt, die seine Kriterien für beruflichen Erfolg nicht erfüllen.

16/ 602-606 *Bewertung anderer im Kontext struktureller Veränderungen*

Und so war das ja nachher nache Wende auch, bloß eben da ham sich auch viele umgekuckt, die nache Wende im Lager gegang sind //mhm// weil das ja //mhm// hat sich ja um hundertachtzig Grad gedreht mit alles, sind ja auch nich mehr so viel Leute, wenn ich das seh im Düngemittelwärk, da warn wir (atmet tief) da warn wir zweindreißig Leute, jetzt sind da bloß noch zwei Leute.

Homolog zu Frau Wagner entwickelt Herr Richter sein positives Selbstbild aus der Abwertung anderer. Er benennt jedoch keine konkreten Personen, sondern fällt ein pauschales Urteil über all diejenigen, die nach der Wende eine Tätigkeit im Bereich der Lagerwirtschaft aufgenommen haben. In seinen Augen wurden sie von den veränderten beruflichen Anforderungen nach der Wende überrascht („*bloß eben da ham sich auch viele umgekuckt, die nache Wende im Lager gegang sind*“). Seine eigenen Eindrücke und Erfahrungen im Kontext dieses Übergangsprozesses, die er mit einer Drehung um 180 Grad vergleicht, reflektiert er nicht, stattdessen projiziert er ein Überforderungserleben in die anderen hinein, ohne hierfür konkrete Belege heranzuziehen (bspw. Veränderungen in den Arbeitsabläufen). Einziges Argument ist die drastische Reduktion des Personals im Lager (von 32 auf zwei Mitarbeiter), die symbolhaft für die mit der Wende verbundenen Veränderungsprozesse steht.

Eine homologe Argumentationsstruktur findet sich als er an anderer Stelle erneut die Folgen von Personaleinsparungen bei seinem letzten Arbeitgeber (eine Filiale einer Einzelhandelskette) für andere erörtert:

22/827-834 *Beschreibung im Modus der Bewertung*

Jo, denn nahe, wo es nahe anfang mit die Automatisierung und bisschen nahe gesa äh sagen konnten oder gesacht haben, ja da müssen Leute () eingespart werden. //mhm// Da ging es dann nahe los der bis Druck. //Ja// Da konnten ja viele nich mit umgehn. //mhm// I: Und dann ging das ja.

IP: Ja. Obwohl sich viele ja auch selbst damit ne Gru ne Grube gegraben haben, aber das haben die ja nicht mitgekricht hier, die Entlassungen, ja von zehn Leute im Lager warn nahe bloß noch vier. //mhm//

Er beschreibt die strukturellen Veränderungen kursorisch, indem er auf die zunehmende Automatisierung verweist, welche die Einsparung von Personal zur Folge hatte. Erneut beschreibt er die Wirkung der drohenden Entlassungen auf andere, während er sich selbst als emotional unbeteiligt, als würde er sich in einer Beobachterrolle befinden, beschreibt.

In der Beschreibung der Reaktionen seiner Kollegen verwendet er allgemeine Floskeln und Redewendungen, die ein eher distanziertes Verhältnis zu ihnen widerspiegeln. Ihre Besorgnis und Angst wegen der damals anstehenden Entlassungen teilt er nicht, stattdessen legt er ihre negativen Gefühle zu ihrem Nachteil aus und schreibt ihnen so indirekt die Schuld für ihre Entlassung zu. Er selbst war von der Kündigungswelle nicht betroffen und hätte seiner Ansicht nach bis heute dort arbeiten können. Dass er dort nicht mehr arbeitet, begründet er mit gesundheitlichen Einschränkungen:

23/855-864 *Nachfragen der Interviewerin und Argumentation*

I: Und das war dann auch äh in mm mm. Wo sind sie denn auch in dem Zusammenhang denn auch dort arbeitslos geworden, oder?

(I und IP sprechen durcheinander)

IP: Neeneee.

I: Nee. Sie warn noch länger, ne.

IP: Neeneee.

I: (unverständlich)

IP: Ich war noch. Ich war noch. Ich hätt heute noch sein da sein könn.

I: Ja. Ja.

IP: Bloß, das ging nich mehr.

I: Das ging äh gesundheitlich nich mehr.

Anschließend beschreibt er seine Erkrankung (eine Rückenerkrankung), die er nicht näher benennt, sondern stattdessen ihre Behandlung durch „Spritzen“ und „Rucksen“ beschreibt. Seine Erkrankung erörtert er nicht im Zusammenhang mit seiner beruflichen Tätigkeit (bspw. wie sie sich auf die Ausübung bestimmter Tätigkeiten ausgewirkt hat oder welche Einschränkungen sich daraus ergeben haben). Stattdessen geht er auf Therapiemaßnahmen ein, die ihm in der Akutsituation helfen, jedoch langfristig kaum Linderung verschaffen und die Ursache seiner Erkrankung nicht beheben. Weiterführende Maßnahmen, die ihm der Arzt empfohlen oder er selbst in Erwägung gezogen haben könnte (z.B. Physiotherapie/Krankengymnastik/Operation/alternative Heilmethoden) erwähnt er nicht.

23/866-24/872 *Beschreibung seiner Erkrankung und der Behandlungen*

IP: Nee, die Szeitabstände wurden immer kürzer, durch mein Spritzen, ich hab immer sechs Spritzen bekommn hier neben die Wirbelsäule drei Stück.

I: Ja.

IP: Ja, so denn Rucksen hab ich mir auch viermal lassen.

I: Ja. () Aha.

IP: Ja.

I: Und dann gings aber...

23/873-877 *Beschreibung seiner Erkrankung im Modus der Argumentation*

IP: Und auch jetzt, wenn ich jetzt praktisch auch nicht auf wenn ich jetzt praktisch mich bücken würde und ich würd wad Schweres hochheben, würd schon reichen. Also so Hochheben und so ruckartig so. //Ja.// Darum hab ich ja voriges Jahr November musst ich auch n Notarzt haben, weil ich auch nicht ausm Bett gekommn bin. //mm// Neene. //mmh// Das sind verdammte Schmerzen. //mhm//

Anschließend kommt er schnell auf seine jetzige gesundheitliche Situation zu sprechen: Er argumentiert, dass er sich nicht bücken kann, um etwas Schweres hochzuheben und fügt bekräftigend hinzu, dass er im letzten Jahr den Notarzt kommen lassen musste, weil er aufgrund von starken Schmerzen nicht mehr aufstehen konnte. Diese Argumentation kann auch als indirekte Bestätigung dafür verstanden werden, dass er keine Erwerbstätigkeit mehr aufnehmen kann. Den mit einer Tätigkeit im Lager verbundenen körperlichen Anstrengungen ist er nicht mehr gewachsen, was er nachdrücklich begründet.

24/878-880 *Nachfrage der Interviewerin zur Auflösung des Arbeitsverhältnisses, erzählende Kurzantwort des Interviewten*

I: Und haben sie das denn in sozusagen gelöst das Arbeitsverhältnis, oder wie wie?

IP: Ja, ich bin hochgegangen und hab gesagt so, nu is Schluss //ja// heut is der letzte Tag.

I: Aha.

Auf die anschließende Nachfrage der Interviewerin, ob er sein Arbeitsverhältnis gekündigt habe, antwortet er, dass er sein Arbeitsverhältnis von einen Tag auf den anderen von sich aus beendet habe. Obwohl er schon länger Beschwerden gehabt haben muss, konfrontiert er seine Vorgesetzten ad hoc mit seiner Kündigung, die allerdings sofort akzeptiert wird.

24/881-894 *Argumentation (aus seiner Perspektive) für die Annahme der fristlosen Kündigung des Arbeitgebers*

IP: Naja, u:nd naja die hätten praktisch sagen könn, ich muss die Kündigungszeit, aber andersrum sag ich mir ümmer... Mein gut, man hat ja Ahnung von alles da bei O. (Arbeitgeber Einzelhandelskette) man hätt ja auch da auf gut deutsch gesacht hätt hätt man ja auch Fehler machen könn. Und auf das ausm Wege szu gehn ham se gesacht ok, die Personalchefin hat bloß gesacht, na sacht se denn, wenigstens, dass ich denn heute nachmittag noch die Spätschicht mach. //mmh// Und die hab ich denn noch gemacht und denn. //mmh//

Nee, so ungefähr, das is eintlich inne Firmen nich, wenn man selber gehn möchte, denn kann man auch gehn. //mhm// Man kann ja da sonstwas machen. Wir konnten ja praktisch in das fast das ganze Computerprogramm rein von O. (Arbeitgeber Einzelhandelskette). //mmh// Das ham se uns, die ham ja auch zu uns gesacht, äh ihr O.-Mitarbeiter und darum ham we Vertraun. //mm// Wenn da einer war, der das missbraucht hat. Denn natürlich... //mm// Man hätte sogar die Preise ändern könn. Weil es da (nuschelt) diese mitte Kassen. //mhm// Und da hätt man praktisch Po Computerprogramme gibts dafür und denn. //mmh// Ja, so werden dann die Preise //mhm//alles eingestellt. //mhm//

Dass sein Arbeitgeber nicht darauf besteht, die Kündigungsfrist einzuhalten, begründet er nicht mit Empathie und Entgegenkommen seitens der Vorgesetzten.

Stattdessen glaubt er, dass man ihn aus Angst, dass er mutwillig Fehler begehen könnte, gehen lassen hat. Diese Einschätzung beruht auf einer gewissen Überschätzung seiner beruflichen Befugnisse, was sich zum Beispiel in der Annahme dokumentiert auf fast das gesamte Computersystem Zugriff gehabt zu haben. Er begründet seine umfassenden Zugriffsrechte mit dem Vertrauen, das sein ehemaliger Arbeitgeber den Mitarbeitern entgegengebracht hat, verweist aber auch darauf, dass bei Missbrauch Konsequenzen gezogen worden wären. Seine anschließende Erläuterung der Zugriffsrechte fällt recht schmal aus, er zieht als einziges Beispiel die Möglichkeit heran, die Verkaufspreise zu ändern, fertigt jedoch keine detaillierte Beschreibung der hierfür erforderlichen Schritte an. Auch erläutert er nicht, welchen Sinn Änderungen der Verkaufspreise haben sollen, einen persönlichen Vorteil hätte er davon wahrscheinlich nicht gehabt. Seine Einflussmöglichkeiten waren tatsächlich also eher gering. Hinzu kommt, dass auch Fehlverhalten während einer Kündigungsfrist Konsequenzen (bspw. in Form einer Schadensersatzforderung) haben kann, was er jedoch nicht in Erwägung zieht.

Anschließend folgt eine detaillierte Erzählung des Übergangs in die Arbeitslosigkeit:

24/895-919 *Erzählung zum Beginn der Arbeitslosigkeit*

I: Und wie gings dann weiter? Also dann äh ja.

IP: Das zweitausendfünf?

I: Ja.

IP: Doch, da bin ich näher, da bin ich am zehnten war ja mein letzter Arbeitstach und denn had ich noch acht Tage noch und ich hadde ja noch Überstunden ganz Teil //mhm// und denn had ich mir naher auch beim Arbeitsamt gemeldet //mhm// so und denn hab ich ja vorher alles schon Gutachten eingeholt von de Ärzte aufgrund meiner () //mhm// Beschädigung und alles so und da ham se szu mir gesacht, ich krichte denn erst ne Sperre, a:ber ich (langsam) *könnte trotzdem n Antrag stellen, denn würd ich denn eben denn monatlich denn äh wurd das de w würd ich denn eben praktisch ne Summe kriegen. Nö sach ich das bräucht ich nich und da. Jo, denn dauert das natürlich drei Mo- ja, war das Oktober hab ich den Antrag gestellt und Anfang Novem- Anfang November kricht ich von Amtsarzt ne Einladung //mhm// und da had ich schon vornherein schon wurd mir schon gesacht, weil ich ja schon so ne Maßnahme mitgemacht had (gepresst) *so sieben Tage* Computerlehrgang hier Bewerbungsschreiben machen und da war einer bei o::h had der gesacht hier da brauchst gar nich hinzugehn und die schmeißen de raus, na sacht das werd ich erstmal sehn sach ich, mir had noch keiner rausgeschmissen und das war gar nich an dem. Ich hadde mir die ganzen Gutachten mitgenommn hab ich der äh Frau Doktor da hingelegt, so denn had se gesacht, sacht se ich kuck mir das jetzt alles durch und sie erzähl den ganzen Werdegang sacht se denn, so das hab ich gemacht und sie sacht se sie so wo sie sich das so durchgekuckt hat ja sacht se sie: liest sich das alles nochmal durch und schreibt denn ihrn Bericht und das gibt se denn wieder rein. Sie sacht, sie hamn ja alles sagt se, ich brauch n ja nirgenswo hinschicken //mhm// nochmal zum Arzt und denn gings naher schnell. //mmh// Kricht ich s na so szwölf Tage glaub ich hat das gedauert, denn bekam ich n Brief, wo eben dran stand, dass ich ebend arbeits-sch ah dass ich denn ebend die: Sperre aufgehoben wird und denn die ganze Nachszahlung bekomm und die war auch szwei Tage später aufm Konto. //*

Obwohl er kurzfristig gekündigt hat, dokumentiert seine Erzählung über die erste Zeit danach ein geplantes und strukturiertes Handeln. Er erzählt, dass er Gutachten, die seine gesundheitlichen Einschränkungen bestätigen, bereits im Voraus eingeholt hat, was jedoch nicht verhindert, dass er eine Sperre vom Arbeitsamt (aufgrund seiner fristlosen Kündigung) erhält. Dass er das Angebot seitens des Arbeitsamts einen monatlichen Vorschuss zu beantragen ausschlägt, zeugt von Selbstbewusstsein, scheinbar hat er ein finanzielles Polster ansparen können, was ihn zumindest für einen überschaubaren Zeitraum finanziell unabhängig macht. Auch einem Termin beim Amtsarzt sieht er selbstsicher entgegen. Bedenken, dass dieser Termin zu seinen Ungunsten verlaufen könnte, hat er - obwohl er während einer Maßnahme, an der er noch vor dem Termin beim Amtsarzt teilnehmen muss, von einem anderen Teilnehmer gewarnt wird - nicht. Das Gespräch mit der Amtsärztin verläuft seinen Erwartungen entsprechend gut. Hierbei ging es ihm nicht vorrangig um die Einschätzung seines Gesundheitszustands im Hinblick auf eine mögliche Besserung oder gar Heilung, sondern, ob seine Sperre aufgehoben werden kann, was schließlich auch erfolgt ist.

Er schildert seinen Wechsel in die Arbeitslosigkeit anhand vorgegebener bürokratischer Regularien auf einer sachlichen Ebene. Im Gegensatz zu seiner üblichen kursorischen Ausdrucksweise gibt er den Verlauf sehr detailliert wieder, was darauf hinweist, dass dieser Übergang für ihn große Bedeutung hatte. In seiner Darstellung dominiert eine positive und gelassene Sicht auf die Dinge. Trotz seiner kurzfristigen Kündigung scheint die Arbeitslosigkeit nicht unvorbereitet auf ihn zu gekommen zu sein, da er sich für das darauffolgende Prozedere bereits zuvor entsprechend gewappnet hat.

Insgesamt ist seine Selbsteinschätzung als Arbeitnehmer und - dementsprechend auch seine Haltung als Arbeitsloser - von großem Selbstbewusstsein geprägt. Dieses steht jedoch mit einer teilweisen Überschätzung seiner Kompetenzen im Zusammenhang: Konkrete Beschreibungen seiner Kompetenzbereiche liefert er kaum, vielmehr verharnt er auf einer sehr oberflächlichen Erzählweise, in der verantwortungsvolle Tätigkeiten lediglich grob angerissen werden.

In diesem Punkt weist er eine ähnliche Argumentationsstruktur wie Frau Wagner auf, die ihre beruflichen Kompetenzen insbesondere während der Lehrzeit ebenfalls hoch bewertet, aber diese Selbsteinschätzung kaum durch konkrete Beschreibungen ihrer Tätigkeiten decken kann.

Im Gegensatz zu ihr kann Herr Richter sein positives Selbstbild über seine gesamte berufliche Laufbahn hinweg und im Übergang in die Arbeitslosigkeit aufrechterhalten: Während seiner Arbeitslosigkeit nimmt er an mehreren Maßnahmen teil. In einer zwölfwöchigen Weiterbildungsmaßnahme kommt er mit Mathematikaufgaben in Berührung, die er nicht lösen kann. Trotzdem bleibt er selbstbewusst und gelassen:

33/1228-1239 *Beschreibung im Modus der Bewertung*

IP: Zweitausendfünf had ich für sieben Tage gekricht, hier das Bewerbung schreiben. Zweitausendsechs hab ich Wiederauffrischung gekricht Lager und Transport, war zwölf Wochen. //mhm// Da war vier Wochen, nee acht Wochen voll Schule //mmh// selbst mit Mathematik. //Hui// Die Aufgaben hab ich nich mal mit Taschenrechner ausgerechnet gekricht. //Huiuiui. (lacht)// Ja:: Ja wat. Und ich hab der die Lehrerin gefragt und da sacht sie ja da sach ich so die Matheaufgaben hab ich nicht gehabt. Jo, die ham sie inne neunten Klasse ja sach ich soweit solange bin ich nich gegang //mmh// aber da war sowieso (klopft auf den Tisch) die ham sowieso bloß dass man da mitmacht und das ah das war echt krass //mmh// und denn war die re die die restliche Zeit war denn Praktikum, das had ich mir bei B. - wo jetzt hier H. is. Had ich mir bei B., ich wollte auch nich fahrn, ich hätte auch nach O. (Arbeitgeber Einzelhandelskette) hinfahrn könn //mhm//, a ich denk dat musst dir nich antun //mmh// weil se dich da alle kenn hier.

Er erzählt, dass er zunächst eine sieben Tage dauernde Maßnahme „gekricht“ habe. Ein Jahr später folgt eine zwölfwöchige. Beide werden ihm seiner Wortwahl nach zugewiesen. In der zweiten Maßnahme wird er mit einem Lernsetting konfrontiert, welches er mit „Schule“ vergleicht, dass dort sogar Mathematik zum Thema gemacht wird, hat ihn anscheinend überrascht. Die Aufgaben überfordern ihn intellektuell, selbst mit einem Taschenrechner kann er sie nicht lösen. Als Begründung für sein Unvermögen zieht er die Erklärung der Lehrerin heran, dass diese Aufgaben in der neunten Klasse behandelt werden. Da er die Schule nur bis zur achten Klasse besucht hat, sind seine Lücken in Mathematik in seinen Augen lediglich durch die Dauer seines Schulbesuchs begründet, nicht jedoch durch mangelnde intellektuelle Fähigkeiten, die er erneut nicht thematisiert. Obwohl die Maßnahme offenkundig niedrigschwellig angelegt war und es seiner Meinung nach nur um die Teilnahme ging, bewertet er die Anforderungen als „krass“. Von Ehrgeiz und Willen ihnen gerecht zu werden, berichtet er nicht. Das dazugehörige Praktikum absolviert er in einem Baumarkt in der Nähe seiner Wohnung, den Platz hat er sich selbst gesucht.

Hauptkriterium war für ihn, dass er den Betrieb zu Fuß erreichen kann. Gedanklich zieht er auch ein Praktikum in seinem ehemaligen Unternehmen in Erwägung, die Blöße dort als Praktikant zu arbeiten, möchte er sich jedoch nicht geben.

34/1248-1252 *Beschreibung der Arbeitsaufgaben im Praktikum*

IP: Und nee un da hab ich denn da in in Baumarkt //mhm// denn da hab ich viel Stapler gefahrn und Regale eingeräumt, a da war ja keine Zeitvorgabe. //mhm// da ham se gesacht, und wenn man ganzen Tag anner großen Palette sitzt //mhm// Hauptsache man man macht das richtig. Aber ich hatte ja schon Vorkenntnisse mit Artikelnummern und EAN-Nummern und wie man das einsortiert und das //mhm//

Den Anforderungen während des Praktikums wird Herr Richter gerecht, er betont seine Erfahrungen in der Lagerlogistik, die ihm ein routiniertes Arbeiten ermöglichen. Implizit wird seine Annahme, dass schulische Lerninhalte nicht überbewertet werden sollten, durch das erfolgreiche Absolvieren des praktischen Teils der Maßnahme bestätigt. Seine fehlenden Fertigkeiten in Mathematik fallen bei der Arbeit nicht ins Gewicht, sodass seine Selbsteinschätzung positiv bleibt.

Im Gegensatz zu ihm dokumentiert sich zum Ende des Interviews mit Frau Wagner die Fragilität ihres Selbstbildes, was in einer Passage deutlich wird, in der sie auf Nachfrage der Interviewerin über ihre berufliche Entwicklung nach der Wende spricht:

Selbsteinschätzung beruflicher Fähigkeiten (Frau Wagner)

12/553-562 *Nachfrage der Interviewerin; Erzählung im Modus der Argumentation*

I: Und wie hat sich denn ihre Berufssituation denn w danach denn entwickelt oder wie ging es dann?

IP: Das kam kurz nach der Wende (.). Da war das da war ich noch einmal war ich in der Küche als Küchenhilfe im Kaffeetopp im ja Kaffee- Kaffeepott (Gaststätte) hieß das äh. Da war ich in der Küche zum Abwaschen Geschirr und denn hat der mich auch mal kurz mit inne Küche mit reingenomm aber das (atmet) das konnt ich dame nich da bin ich naher schwanger geworden da konnt ich nachher nich mehr in der Küche das mes durch die ganzen Gerüche (.) //mhm// das konnt ich ja und dann durft ich das auch nich mehr und naja und das is jo und des war des letzte wo ich m was andres gemacht hab und denn naher dann wurd es dann immer pf dann hat ich Kinder kleine Kinder und da wurd es dann immer weniger. //mhm//

12/562-569 *Bewertung und Konklusion*

Im Siet im Prinzip hab ich die besten Voraussetzungen gehabt für alles. //ja// Die besten Voraussetzungen- setzungen ob das nu zu Hause war (.) oder äh so (.) im Betrieb also in der Lehre un alles es war ja alles **prima** //mhm//. Besser hätt's gar nich sein könn. Manch eener würd es sich so wünschen aber man könnte auch nüscht drauß machen wie sich's ich hoffe immernoch das äh **bisschen** bisschen was aufholn kann. Dass ich mich da noch'n bisschen mit ner Arbeit vielleicht noch findet wo ich mich auch ma arbeiten **ausarbeiten** kann mal so richtig schön so wie's früher so gewesen ist.

Kurz nach der Wende arbeitet sie in einer Gaststätte als Spülgehilfin. In der Küche kann sie nur kurz arbeiten, weil sie erneut schwanger wird und mit den Gerüchen nicht zurechtkommt. Zunächst sagt sie, dass sie die Arbeit dort nicht mehr machen konnte, dann bekräftigt sie, dass sie dort nicht mehr arbeiten durfte, ob es sich hierbei tatsächlich um ein ärztlich ausgesprochenes Berufsverbot handelt, lässt sie offen: „*das konnt ich ja und dann durft ich das auch nich mehr*“. Danach hat sie nicht mehr gearbeitet, sie begründet dies damit, dass sie kleine Kinder hatte, weitere Angaben zu ihrem Familienstand zu diesem Zeitpunkt macht sie nicht. Es bleibt offen, ob sie ihre Kinder überwiegend allein erzogen hat.

Zusammenfassend stellt sie fest, dass sie die besten Voraussetzungen hatte: „*Im Siet im Prinzip hab ich die besten Voraussetzungen gehabt für alles. //ja// Die besten Voraussungen- setzungen ob das nu zu Hause war (.) oder äh so (.) im Betrieb also in der Lehre un alles es war ja alles **prima** //mhm//. Besser hätt's gar nich sein könn.*“ Unkritisch bewertet sie sowohl ihre Startvoraussetzungen zu Hause als auch ihre Lehrzeit als „*prima*“. Das Verhältnis zu ihren Eltern hinterfragt sie nicht, obwohl sie zuvor die recht autoritäre Haltung ihrer Eltern mehrmals angesprochen hat. Indirekt schreibt sie sich die „Schuld“ für den Verlauf ihres Lebens selbst zu, sie glaubt zu wenig erreicht zu haben und hofft, dass sie jetzt noch ein „*bisschen bisschen was aufholn kann*“. Diese Hoffnung bezieht sie vorrangig darauf, nochmal eine Arbeit zu finden. Letztlich handelt es sich hierbei jedoch um eine recht vage hypothetische Vorstellung, die sie sich in ihrer Fantasie ausmalt ohne sie in der Realität umzusetzen. Wahrscheinlich helfen ihr diese positiven Gedanken ihre Situation besser zu bewältigen.

Die nur sehr geringe Umsetzungswahrscheinlichkeit („Enaktionspotential“) zeigt sich in folgendem Interviewabschnitt:

14/650-659 *Nachfrage der Interviewerin; Argumentation im Modus der Bewertung*

I: Gab es Veränderungen seit den Hartz-Gesetzen?

IP: Da is gar nüscht, es is alles so geblieben, es is **alles** absolut so geblieben. I im Gegenteil wenn du jetz hier arbeiten gehst du kommst ja teilweise weniger zu dem was du sonst zu Hause machst zu dem was du sonst immer machst. Du kommst ja wenig dazu. Das geb ich auch ehrlich zu, wenn ich nach Hause komm, bin ich fix und fertich bin ich ausgepowert //mhm//. Weil ich muss noch einkaufen anschließend wenn Feierabend is ich kann nich die Tür zuklappen und so rin in Bus und das war's. Ich muss ja noch einkaufen, denn muss ich gleich das Essen machen //mhm// nge meine Kinder komm, die wolln ja auch was habm. Ja, wenn ich abends dann sitz schon °dann schlaf ich schon°. Dann krieg ich nich mehr viel mit. Also viel verändert hat sich da nich im Gegenteil es is: (.) was soll man sogn es is noch anstrengender gew-.

Auf Nachfrage der Interviewerin, ob sich durch die Hartz-Gesetze etwas geändert habe, entgegnet Frau Wagner, dass im Grunde alles so geblieben sei. Im Vergleich zu früheren Maßnahmen schätzt sie die jetzige jedoch als anstrengender ein. Es wird deutlich, dass die regelmäßige Tätigkeit im Projekt, die zu ihren üblichen Verpflichtungen (Haushalt und Versorgung ihrer Kinder) hinzugetreten ist, sie sehr fordert. Die Ursache für ihre subjektiv empfundene Belastung sieht sie vor allem in einer Verschärfung der Rahmenbedingungen. Zu ihrer Vorstellung noch einmal eine Erwerbstätigkeit (die sie noch mehr fordern würde) aufzunehmen, setzt sie dies jedoch nicht in Beziehung. Dennoch erscheint ihr Selbstbild in Bezug auf ihr Arbeitsvermögen im Verlauf des Interviews zunehmend fragiler, was sie jedoch nicht explizit ausspricht.

Nach der Wende hat Frau Wagner so gut wie keine Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt gesammelt, was sie im Interview jedoch unerwähnt lässt. Ihre Tätigkeiten vor der Wende sind für sie identitätsstiftend und damit leitend für ihr Selbstbild. Erst auf Nachfrage der Interviewerin geht sie kurz auf ihre nur wenige Monate dauernde Beschäftigung als Spülgehilfin nach der Wende ein. Sie ist bemüht das Bild einer Frau aufrecht zu erhalten, die lange und intensiv gearbeitet hat, wofür ihr vor allem ihre Tätigkeit als Schuhfacharbeiterin dient, mit der sie zahlreiche schöne Erinnerungen verbindet. In der Darstellung ihrer Arbeitsaufgaben und ihrer Leistungen in der Schuhfabrik neigt sie zu einer unverhältnismäßig positiven Einschätzung, was mit der Abwertung anderer einhergeht.

Das Ende ihrer Tätigkeit ist durch private Umstände mitbedingt, die sie im Interview allerdings nur grob umschreibt, ohne die näheren Umstände erläutern zu wollen: Aufgrund der Trennung von ihrem Ehemann verlässt sie ihren Heimatort und zieht zu ihren Eltern nach M.. Dort nimmt sie eine Tätigkeit in einer Textilfabrik auf. Dass sie hierfür nicht qualifiziert ist, lässt sie in ihrer Darstellung außen vor und betont stattdessen, dass sie den Ansprüchen auch hier gewachsen war. Erneut zeigt sich eine positive Sicht auf sich selbst, in der objektive Kriterien nicht berücksichtigt werden (was von außen betrachtet unverhältnismäßig erscheinen mag, aber für die Aufrechterhaltung ihres tendenziell fragilen Selbstbewusstseins von großer Bedeutung ist).

Auch Herr Richter hat eine positive Sicht auf sich selbst, die mit der Abwertung anderer, einer übertriebenen Einschätzung seiner dienstlichen Befugnisse sowie der geringen Wertschätzung gegenüber Ausbildungsabschlüssen einhergeht. Beide unterscheidet, dass er auch nach der Wende einer Tätigkeit nachgegangen ist und diese selbstbestimmt gekündigt hat, während Frau Wagner nach der Wende beruflich - mitbedingt durch ihre Lebensumstände (sie bekommt in der Wendezeit noch einmal zwei Kinder und trennt sich später von deren Vater) beruflich nicht mehr Fuß fassen kann.

Selbsteinschätzung beruflicher Fähigkeiten (Frau Meyer)

Frau Meyer hat nach der Wende ebenfalls auf dem ersten Arbeitsmarkt gearbeitet, anders als Herr Richter und Frau Wagner reflektiert sie ihre Erwerbstätigkeit im Horizont von Ängsten und Selbstzweifeln: Ausführlich beschreibt sie zunächst ihre letzte Tätigkeit (ein Job auf 300 Euro Basis) in der Nähe ihrer Wohnung, in die sie kurz zuvor eingezogen ist. In diese Darstellung webt sie Beschreibungen ihrer Persönlichkeitsstruktur ein, die wertenden Charakter haben und recht selbstkritisch anmuten. Allerdings bezieht sich diese Selbsteinschätzung nicht auf ihr berufliches Knowhow, was sie nicht in Frage stellt, sondern auf ihre Art und Weise mit Konflikten umzugehen.

2/82-2/89 Beschreibung im Modus der Bewertung und Proposition

(.) und äh inner Nähe hatt ich dann n tollen äh Nebenjob, hörte sich gut an, inner A-Announce stand zwei bis drei Stunden //hmh// so das warn dreihundert brutto, da hatt ich dann hundertvierunddreißig Euro ungefähr mehr im P-Portemonnaie als Hartz 4 Empfänger. War wunderbar zwei bis drei Stunden und ich war meist fünf bis sechs Stunden da //hmh// und fühlte mich fast wie ne Vollzeitkraft und war eigentlich nachher auch fertig wie ne Vollzeitkraft (atmet hörbar ein) weil da immer so ne Spannung irgendwie d-drin war und so. U-und wenn du denn zuhause warst, denn wars sogar, dass ich n Anruf krichte und nochmal hin musste //hmh// für zwei bis drei Stunden dreihundert äh brutto, ja.

2/89-99 Elaboration und Vertiefung durch Exemplifizierung

Und äh Gottseidank ähm (.) ich weiß nicht, ob ob er mit mir nicht einverstanden war, aber er hatte dann äh äh nach vier äh Monaten hat er mir die Kündigung gegeben und äh hat gesagt, da wird jetzt n Rentner kommen, der das für hundertfünfundsechzig Euro macht. So und den hab ich sogar noch eingearbeitet, weil ich bin ich bin son gutgläubiges, mitleidiges Schaf, den hab ich sogar noch eingearbeitet und hab dem alles gezeigt. Der hat mich gefragt, ob ich das machen würde und und der hatte mit gerechnet, dass ich ne Krankschreibung bring. Ich sach "sowat mach ich nich, ich bleib hier b-bis zum letzten Tag". Und da hab ich den Rentner e-ingearbeitet (.) und hab ihm denn so'n bisschen so erzählt und er sacht "ja, ich bleib aber bloß zwei bis drei Stunden" ich sach ja für einhundertfünfundsechzig Euro, das war ja noch weniger (lacht) //lacht// Ja, aber nu weiß ich nich, ob der noch da is oder so, weiß ich nich. //hmh//

Ironisch beschreibt sie ihre Arbeit, die sie über eine Annonce gefunden hat, als „tollen“ Nebenjob: Entgegen der vertraglich vereinbarten Arbeitszeit von zwei bis drei Stunden arbeitet sie, bei einem Zuverdienst von 134 Euro, fast doppelt so viel. Aufgrund von Spannungen zwischen ihr und ihrem Vorgesetzten (der sie manchmal zu Hause anruft und wieder zurück zur Arbeit zitiert) belastet sie die Tätigkeit sehr. Trotzdem bleibt sie dort bis ihr nach vier Monaten eine Kündigung ausgesprochen wird. Sie weiß nicht, ob die Kündigung etwas mit ihrer Arbeitsweise zu tun hat, da ihr Chef ihr lediglich mitteilt, dass ein Rentner, der für noch weniger Geld arbeitet, ihre Tätigkeit übernimmt. Was genau ihre Arbeitsinhalte waren, erwähnt sie nicht, auch ihren Vorgesetzten charakterisiert sie nicht näher. Lediglich sich selbst beschreibt sie als „gutmütiges, mitleidiges Schaf“, da sie ihren Nachfolger sogar noch einarbeitet.

Es scheint als ob sie sich ihrem Vorgesetzten gegenüber eher zurückgezogen verhalten hat, ob sie das Gespräch mit ihm gesucht hat, um auf ihre Überlastung aufmerksam zu machen, wird nicht deutlich.

2/99-3/106 Beschreibung im Modus der Bewertung: Echte Konklusion

Ja und und da äh hab ich das denn auch k-kennengelernt auch eigentlich äh ja (.) diesen Druck (.) diese Ausbeutung //hnh// und eigentlich hat man jetzt wirklich Angst, weil Großbetrieb nimmt- ich ich werd d-dies Jahr fümünfzig n Großbetrieb nimmt mich nicht mehr. Und ich hab richtig Angst, wenn ich n kleinen kriege, der mich wieder so (..) w-weil ich eben ich bin ich bin so'n gutmütiges Opfertyp und das äh wissen die denn später denn dass ich dass ich ausnutzbar bin //hnh// weil ich nie "nein" sagen kann //hnh// und davor hab ich Angst, dass ich denn wieder irgendwo (.) da für'n Appel und n Ei arbeite //hnh// und und ausge-genutzt werde.(.) Ja (..)

Zusammenfassend stellt sie fest, dass sie Druck und Ausbeutung kennengelernt hat und Arbeit, insbesondere in einem kleinen Betrieb, mit Angst verbindet. Sie hat Angst nochmal in einem kleinen Unternehmen anfangen zu müssen, weil sie sich als „gutmütig“ und „ausnutzbar“ einschätzt, sich als „Opfertyp“ ansieht und nicht nein sagen kann.

Die Persönlichkeitsmerkmale, die sie beschreibt, sind in ihren Augen fest in ihr verankert und nicht veränderbar. Die Möglichkeit ihr Verhalten (bspw. durch Hilfe von außen) zu ändern, sieht sie nicht, stattdessen sieht sie sich der Gefahr einer erneuten Vermittlung ausgesetzt, die in ihr Ängste aufkommen lässt.

Ängste, die durch ihre Arbeit ausgelöst werden, beschreibt sie auch zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews im Zusammenhang mit ihrer ersten Berufstätigkeit im Kreisgericht M. (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 156ff.).

Dort fühlt sie sich den Arbeitsanforderungen nicht gewachsen und wechselt schließlich die Arbeitsstelle. Bereits damals hat sie sich nicht mit ihren Ängsten auseinandergesetzt, sondern sich stattdessen zurückgezogen, um den von ihr als belastend empfundenen Arbeitsanforderungen zu entgehen.

Im Horizont von Angst und Anspannung berichtet sie auch über eine ihrer Maßnahmen:

7/307-329 *Beschreibung einer Maßnahme und Hintergrundkonstruktion (Stottern) im Modus der Beschreibung: Proposition*

IP: Achso! Äh letztes Jahr! Stimmt. Also eigentlich war man nie n ganzes Jahr irgendwie äh ich war denn bei äh BBB (Maßnahmeträger) (.) äh letztes Jahr (.) ähm (.) da in diesem fünfzig plus //hmh// Und da hatten wir n Projekt, "Werkstatt" nannte sich das. Wir mussten äh erstmal wurden wir n bisschen geschult (..) oder mussten auch zeigen, was wir noch kannten. A-also wir mü- mussten Word und Excel Übungen machen und dann wurde das alles ausgewertet und dann ham wir die Werkstatt gehabt. Da mussten wir sowas wie so ne Arbeit schreiben //hmh// äh und wir waren vier Mann und wir durften uns n Thema ausdenken, w-was zeitgemäß is und wir hatten das Thema R-rente und durften dann sechs Wochen das schreiben //hmh// warn denn immer acht Stunden da //hmh// und durften dann im Internet gucken und also sowas und haben dann so'n sowas wie so ne kleine Hausarbeit //hmh// ich weiß nicht, warn das vierzig äh äh Seiten mit Bildern aus'n Internet durften wir nehmen und sowas alles gemacht. Und. Das. Auf. PowerPoint ja d-denn a-auch noch. //hmh// Erstmal so aufgeschrieben und denn auf PowerPoint und dann mussten wir (.) das so'n bisschen (.) äh (..) anne Wand werfen und zeigen und jeder hat denn vor- also wir vier haben uns denn Abschnitte v-von dieser Arbeit und denn mussten wir, wir einzeln, denn immer n bisschen so a-als V-vortrag so. //hmh// Also das k-kann ich ja gar nich.//hmh// also da hatt' ich son Bammel gehabt (.) weil weil (.) also ich muss sagen, ich hab als Kind gestottert //hmh// und ich hatte keine Hilfe gehabt. Da gabs keine Sprachheilschule und nichts und so. Und und bei mir kommt das immer wieder durch. Und und in den Jugendjahren war das denn erstmal ganz ne zeitlang weg. Und in dem älteren, jetzt wo ich älter werde und (.) wenn ich Stress habe oder Druck oder psychisch äh belastet bin durch Angst, durch Chef oder alles //hmh// dann, o-oder zum Beispiel in dem Callcenter, wo das denn nachher so war, ich konnte denn teilweise gar nich mehr sprechen. Aber ich kann das nich b-beinflussen //hmh//

Sie gibt detailliert wieder, wie sie gemeinsam mit anderen Teilnehmern eine Hausarbeit ausgearbeitet hat, deren Inhalt sie anschließend gemeinsam als Vortrag vorstellen mussten. Auch in diesem Kontext zweifelt sie stark an ihren Fähigkeiten: „Also das k-kann ich ja gar nich.“ In einer Hintergrundkonstruktion beschreibt sie, dass sie bereits als Kind gestottert hat und diesem Leiden auch heute noch ausgeliefert ist, weil sie als Kind keine Sprachheilschule oder andere Therapieangebote wahrnehmen konnte. Als Jugendliche hatte sich das Stottern zunächst quasi „von selbst“ zurückgebildet, nun im höheren Alter tritt es vor allem in Situationen auf, in denen sie sich belastet fühlt und unter Druck steht, beispielhaft nennt sie hierfür Ängste vor Vorgesetzten oder ihre Tätigkeit im Callcenter. Sie beendet ihre Darstellung mit den Worten: „Aber ich kann das nich b-beinflussen“.

Das von ihr schon häufig beschriebene Gefühl, ihren Ängsten und den damit verbundenen körperlichen Symptomen schutzlos ausgeliefert zu sein, dokumentiert sich auch hier. Es wird nicht deutlich, ob sie sich intensiver mit Auswegen aus ihrem Leiden beschäftigt hat und bspw. Therapiemöglichkeiten in Erwägung gezogen hat, die auch Erwachsenen zur Verfügung stehen. Für sie scheint eine frühe therapeutische Intervention nur in der Kindheit sinnvoll. Da diese nicht stattgefunden hat, hat sie sich mehr schlecht als recht mit ihrer Sprachauffälligkeit arrangiert und auf eine passive und mit Angst besetzte Position zurückgezogen. In einer Proposition führt sie auf, dass sie dies in der Ausübung ihrer Erwerbstätigkeit deutlich einschränkt bzw. die Aufnahme bestimmter Tätigkeiten sogar unmöglich macht. Sie vertieft ihre Argumentation, indem sie auf die Schwere ihres „Handicaps“ hinweist und ihren Leidensdruck deutlich macht. Gleichzeitig schließt sie Tätigkeiten in bestimmten Bereichen für sich aus. In einer Hintergrundkonstruktion beschreibt sie anschließend ihre Arbeit im Großhandel, die für ihre Bedürfnisse, aufgrund der Art ihrer Tätigkeit und des guten Verhältnisses zu ihren Arbeitskollegen, ideal gewesen ist:

7/329-8/337 Bewertung mit Hintergrundkonstruktion: argumentative Ratifikation

und Sie merken ja, dass ich immer mal so ne Aussetzer hab ähm (.) und das war denn so schlimm, dass ich gar nich reden konnte, dass die Wörter nich rauskamen //hnh//. Die Psyche, die hat total (.) und aber deswegen isses f-für mich auch eigentlich schwierig jetzt noch ne Arbeit zu finden, weil ich würde gerne im Kundenservice oder so. Aber ich kann das ich kann das nich garantieren, dass es immer so is und denn kommt's stottern und deswegen ähm müsst ich eigentlich ne Arbeit habm- (.) ich also bei Y. (Großhandel) hatt' ich ja ne Arbeit, wo ich nur innerbe-betrieblich gearbeitet hab. Und wenn ich da ma meine Phasen hatte, d-das w-wussten die und die M-mitarbeiter auch u-und so und das klappte alles. Da konnt ich m-meinen Job trotzdem machen //hnh//

Als Gegenbeispiel wirft sie ihre Tätigkeit im Autohaus auf:

8/337-342 Exemplifizierung

Aber zum Beispiel im Autohaus. Denn gabs Phasen, wo ich sehr gut sprechen konnte, da hab ich mich richtig, da war ich denn richtig euphorisch, da hab ich mich richtig gefreut : "oh du kannst jetzt so schön flüssig sprechen" und alles. Und denn gabs denn Phasen (.) durch, wenn (.) wenn man diesen psy- psychischen Druck hatte, der Geschäftsführer auch, und der ging mir denn auffe Sprache und (.) denn war es teilweise ganz schlimm.

In diesem Zusammenhang beschreibt sie Phasen, in denen sie sehr gut sprechen konnte und darüber „*richtig euphorisch*“ war. Daneben geht sie aber auch auf Phasen ein, in denen sie große Sprachschwierigkeiten hatte, weil sie sich seitens des Vorgesetzten stark unter Druck gesetzt gefühlt hat.

Eine detaillierte Beschreibung dessen, was genau sie mit „*psychischem Druck*“ meint, liefert sie nicht, sodass offenbleibt, ob sie sich diesen Druck durch eigene negative Gedanken oder Versagensängste selber gemacht hat, oder ob der Vorgesetzte tatsächlich „Druck“ (in welcher Form auch immer) ausgeübt hat.

8/353-360 *Beschreibung ihrer Tätigkeit im Modus der Bewertung, argumentative Elaboration*

Also die Arbeit war, also wir haben auch viel Schreibtischarbeit machen müssen. Vor allem b-buchen und so, die war top. Und so. Aber dieser Druck denn da und wenn ich bedenke, meine Ko-kompagnon, mit der ich war. Die musste das dann selber machen und die hat das auch nicht geschafft und die war eigentlich sehr ver-verwachsen nachher mit dem Autohaus nachher, die war nachher schon v vier Jahre da. U-und wollte eigentlich nicht gehen, aber (.) die is jetzt nachher auch gegangen, weil //hmh// sie auch psychisch das nicht mehr konnte denn. //hmh// Also auch wenn man ganz hoch is und so, sie konnte das nachher auch nicht mehr //hmh// //hmh//

Es dokumentiert sich erneut, dass ihre Versagensängste nicht aus der Befürchtung entstehen, den Arbeitsanforderungen nicht gerecht zu werden. Der Art der Tätigkeit ist sie auch bei dieser Arbeitsstelle gewachsen, dennoch empfindet sie gegenüber dem Vorgesetzten große Ängste. Bestätigend fügt sie hinzu, dass auch ihre Kollegin mit der Tätigkeit in diesem Unternehmen überfordert gewesen sei und schlussendlich nach vier Jahren gegangen ist, weil sie „*psychisch das nicht mehr konnte denn.*“ Sie schätzt die Kollegin und ihre Fähigkeiten sehr hoch ein, dass auch sie „die Segel streicht“ ist für sie eine Bestätigung für die widrigen Arbeitsbedingungen. Ihren eigenen Misserfolg kann sie durch den Vergleich mit ihrer Kollegin relativieren. Allerdings war diese nach ihrem Weggang ungleich höheren Belastungen ausgesetzt, da sie das Aufgabengebiet alleine bearbeiten musste, was Frau Meyer bei ihrer recht pauschalen Charakterisierung ihrer Kollegin außen vor lässt. Wichtig ist ihr die Bestätigung, dass auch eine sehr leistungsstarke Persönlichkeit unter bestimmten Bedingungen nicht mehr funktioniert. Frau Meyer sucht die Gründe für ihr eigenes Scheitern vor allem in den äußeren Gegebenheiten, insbesondere in der Person ihres Vorgesetzten. Ihre Sicht auf sich selbst bleibt unverändert starr und wird von ihren Ängsten dominiert.

14/618-14/637 *Beschreibung des Vorgesetzten im Modus der Argumentation und Bewertung: Elaboration*

IP: (aufgeregt sprechend) Ja, er hat sogar (.) nee aber aber sagen se dat nich und so. //Ich. Nee nee!// Das is nämlich, das is nämlich der is ganz schlau. //aha// Und und äh du krisst ja nur Förderung ähm (.) wenn du Bildungs- äh Lücken hast. //hmh// So. Und und denn hat der große Pamphlets, die hab ich auch gelesen, (mit verstellter Stimme) "Frau Meyer muss lernen wie man Autos verkauft. Sie muss lernen dat zu machen. Jedenfalls da standen seitenweise und im Endeffekt denn im Grunde genommen hast du immer rausgelesen wie blöd du bist, dass er dir das alles noch b-beibringen muss und so. Und und desto mehr er da geschrieben hat, desto höher hat er die Prozente ge-g-getrieben //hmh//

Wenn du da nichts schreibst, denn krisst ja auch nich. Die Förderung soll ja sein, dass du das machen kannst. Wenn du das nich kannst dann d-desto höher und und weil ja auch viele autotypischen Sachen waren das hat er alles a-ausgenutzt //hnh// und er hat gekricht ähm zwei Jahre sechzig Prozent und die Prozente hat er gekricht, weil ich über fünfzig war und weil ich schwer-be-be-behindert war. //hnh hnh// Und das h-hat er gekricht und das warn äh fünfhundertsiebenundvierzig Euro jeden äh M-Monat. Ich hab, weil ich doch Buchhaltung //ja// alles und ich hab das ja auch schriftlich, also das weiß man als Arbeitnehmer auch. Du krisst es auch n-noch nach Hause //hnh// d-dass er das kricht, ja. Ja und ich habe dann (.) verdient äh siebenhundertsechzig brutto //hnh// und hab denn ausgezahlt gehabt so meistens sechshu-hundertfünf. Und Kosten hat er gehabt, ich glaube, neunhundert. Also bei siebenhundertsechzig brutto sind seine Kosten dann neunhundertsechunddreißig und wenn man denn die fünfhundertsiebenundvierzig abzieht //hnh// dann hat er nich viele Kosten gehabt //hnh ja//

Die negative Sicht auf ihren Vorgesetzten vertieft sie, indem sie sein in ihren Augen unangemessenes Verhalten bei der Beantragung der Zuschüsse (die er aufgrund ihrer Schwerbehinderung vom Integrationsamt erhalten hat) im Detail beschreibt. Ihr gelingt es auch aus der Retrospektive nicht, sich innerlich von seiner Vorgehensweise zu distanzieren und das Ganze aus einer weniger emotional aufgeladenen Perspektive nüchtern zu betrachten. Sie erklärt, dass der Arbeitgeber nur Förderung erhält, wenn der Beschäftigte „*Bildungslücken*“ aufweist, sodass ihr Vorgesetzter lange „*Pamphlets*“ geschrieben hat, in denen er wie in einer Art „Schmähschrift“ überspitzt ihre Schwächen darstellte: „*Jedenfalls da standen seitenweise und im Endeffekt denn im Grunde genommen hast du immer rausgelesen wie blöd du bist, dass er dir das alles noch b-beibringen muss und so.*“ Sie wirft ihm gedanklich vor, dass er durch die übertriebene Darstellung ihrer Unzulänglichkeiten die Förderung in die Höhe getrieben habe.

Eine gedankliche Trennung zwischen dem, was er in den Anträgen geschrieben hat und seiner tatsächlichen Meinung über sie (beides muss nicht zwangsläufig identisch sein) nimmt sie nicht vor, stattdessen hat sie die verfestigte Meinung, dass ihr Chef sie für unfähig gehalten habe. Dass sie noch nie zuvor in einem Autohaus gearbeitet und über das hierfür erforderliche Wissen nicht in vollem Umfang verfügt hat, lässt sie außen vor. Für sie ist es ein unverzeihlicher Affront, dass er ihren Einarbeitungsbedarf in den Anträgen so deutlich hervorgehoben und für seine Zwecke ausgenutzt hat. Offenbar ist sie darüber auch heute noch gekränkt. Auf den Euro genau weiß sie die Höhe der erhaltenen Förderung, ihren Brutto- bzw. Nettoverdienst sowie die Summe der Personalkosten, die er für sie aufwenden musste. Dass er summa summarum tatsächlich nur wenig Kosten hatte, wertet sie als weiteres Argument gegen ihn.

Das von ihm gezahlte äußerst geringe Gehalt von ca. 600 Euro netto macht sie ihm nicht zum Vorwurf, sondern seinen in ihren Augen „unlauteren“ Umgang mit staatlichen Fördermitteln.

Offenbar war das Verhältnis zwischen Frau Meyer und ihrem Vorgesetzten sehr distanziert und hierarchisch geprägt. Ihr fragiles Selbstbewusstsein hat das Ansprechen kritischer Themen unmöglich gemacht, sodass sich ihr Verhalten ihm gegenüber im Verlauf der Tätigkeit verfestigt hat:

14/637-14/647 *Beschreibung der Beziehung zu ihrem Vorgesetzten: Argumentative Elaboration*

Und man war fast jeden Tach Vollzeit da. Weil (.) du hast (.) das nie ge-geschafft. //hnh// Und er hat drauf gedrungen, dass du das (klopft auf den Tisch) fertig machen musst. Und du hast es gemacht, (klopft wieder auf den Tisch) weil du Angst hattest. Bist immer länger geblieben ähm immer länger. U-und uns hat er denn erzählt, wir machen länger weil wir uns das nich organisieren können. Weil wir zu blöd sind uns die Arbeit einzuteilen //ach// und das richtig zu machen. //hnh// Ja. Aber das hat er nie so gesacht, der is ganz also also er war nie a-ausfällig mit m-mit seinen Reden nee nee. Er hat immer respektvoll, aber mit einem Druck (klopft mehrfach auf den Tisch) dass du an den Augen schon gesehen hast - so wie Kinder von dem w-wenn kl-kleine Kinder sind, die parieren schon, wenn Papa guckt - so warst du denn psychisch schon so eingestellt, dass du gar nich dich was getraut hast. Du hast gar nix gesagt. Hast alles gemacht.//hnh// (..)

Mit eindringlichen kurzen Sätzen beschreibt sie anschließend ihren Arbeitsalltag, wobei sie nicht auf Einzelheiten eingeht, sondern sehr abstrakt unter Verwendung der Adverbien „*nie*“ und „*immer*“ die Arbeitsbedingungen anklagt: „*Und man war fast jeden Tach Vollzeit da. Weil (.) du hast (.) das nie ge-geschafft. //hnh// Und er hat drauf gedrungen, dass du das (klopft auf den Tisch) fertig machen musst. Und du hast es gemacht, (klopft wieder auf den Tisch) weil du Angst hattest. Bist immer länger geblieben ähm immer länger.*“ Nachdrücklich, indem sie mit der Hand auf den Tisch klopft, beschreibt sie den Druck, den ihr Chef ausgeübt hat und dem sie aus Angst nachgegeben hat. Dass sie an dieser Stelle in der 2. Person von sich selbst redet bzw. zu Beginn das Pronomen „*man*“ verwendet, deutet darauf hin, dass sie sich, was die Arbeitsbedingungen angeht, nicht als Einzelfall wahrnimmt. Vielleicht möchte sie sich durch die unpersönliche Ausdrucksweise auch von den belastenden Erinnerungen distanzieren. Sie beschreibt ihren Chef als einen Mann, der sich äußerlich stets höflich verhalten hat, aber allein durch seinen Blick Unbehagen verbreiten konnte. Sie hat sich stets untergeordnet und vergleicht das Verhältnis zu ihrem Vorgesetzten mit einer angstgeprägten Vater-Kind-Beziehung. Ein offenes Gespräch mit ihm hat sie offenbar nie gesucht, stattdessen hat sie sein Verhalten still akzeptiert und sich untergeordnet.

15/669-675 *Konklusion*

Und deswegen war ich so froh als ich da raus war. Ich war aufgewacht nächsten Morgen "du bist da raus, dein Leben beginnt jetzt wieder neu". //hnh// Ja sowas gibts. Deswegen (.) also also (.) ich ich möcht nich mehr so viele Arbeitsjahre ham wie d-die jungen Leute oder so. //hnh// Was da noch auf einen zukommt! (.) Also denn sind Großbetriebe glaub ich besser.//hnh// Ich will ja nich alle kleinen schlechtmachen, aber ich hab denn //hnh// immer das Pech gehabt //hnh// ich hab ja bloß zwei Stück gehabt da. //ja hnh// Hab denn wahrscheinlich immer das Pech gehabt denn.

Das Ende ihrer Tätigkeit stellt für sie eine große Erleichterung dar. Sie ist froh, dass sie schon älter ist und nur noch wenige Arbeitsjahre vor sich hat. Die Zukunft junger Leute sieht sie eher düster, weil diese beruflich noch viele unangenehme Erfahrungen machen müssen.

Ihre Erlebnisse in kleinen Unternehmen verallgemeinert sie zu der generellen Auffassung, dass große Betriebe bessere Arbeitsbedingungen bieten. Allerdings ist sie sich unsicher, ob sie dieses Urteil fällen darf. Ihre Unsicherheit zeugt von einem gewissen Unvermögen, ihre leidvollen Erfahrungen zu reflektieren: Sie glaubt, dass sie „*wahrscheinlich immer das Pech*“ gehabt hat, ihre Misserfolge interpretiert sie als unglückliche Fügung, ohne ihren Weg in die unbefriedigende Arbeitssituation und sich selbst in angemessener Form zu hinterfragen.

Es wird deutlich, dass in der Auseinandersetzung mit ihrer Berufsbiographie, eigene berufliche Fähigkeiten nicht im Vordergrund stehen, vielmehr setzt sie sich mit sich selbst und ihrer Persönlichkeitsstruktur auseinander. Dies geht mit der Suche nach den Ursachen für ihre Erwerbslosigkeit einher, die sie bei sich selbst, aber auch in den Rahmenbedingungen ihrer Arbeitsstellen sieht. Die Figur des Vorgesetzten nimmt hier eine zentrale Position ein. Letztlich gelingt es ihr jedoch nicht, sich angemessen mit sich selbst und ihrer Berufsbiographie auseinander zu setzen.

Da nun nicht mehr die Reflexion eigener Fähigkeiten das Vergleichsmoment darstellt, sondern die Suche nach Ursachen für die Arbeitslosigkeit in den Vordergrund gerückt ist, soll dieses *tertium comparationis* nun vergleichend interpretiert werden.

Eigene Erörterung der Ursachen für die Erwerbslosigkeit (Herr Lange)

7/291-300 *Beschreibung seiner beruflichen Entwicklung im Modus der Bewertung*

Ja //ja// Also, wie gesagt also auf der Werft wollt' ich eigentlich immer noch hm meinen Maschinisten machen, also n Patent. Damit könnt ich denn auch auf See fahrn ne, als Maschinist. Denn wollt ich auch nochn Kesselschein machen, aber naja als junger Mensch denn. (.) M-mein Meister hat mich immer gefragt: "willste auf Schule oder willste mit auf See?" Natürlich wollt ich auf See, ne. Auch finanziell. Dachte, das kannst auch immer noch später machen, wenn du älter bist. //hnh// Naja und denn kam die Wende und dann bin ich erstmal in n großes Loch gefallen (..) //hnh// (.) Weil ich nich weiter wusste, also ich wusste nich was machste nun, ne. //hnh// Ich war mir eigentlich gar nich bewusst, was ich beruflich draufhabe, weil irgendwie verlief mein Leben zu glatt. //hnh// Zu einfach alles. Ich wollte das und dann hab ich das und das klappte auch. Naja und dann kam die Wende (.) Ja, was machste nu? (.) Keine Ahnung. (.)

In der Beschreibung des beruflichen Werdegangs von Herrn Lange schwingt Bedauern mit. Er reflektiert seine Berufsbiographie im Horizont eigener Versäumnisse, da er sich in seinen Augen zu wenig um seine berufliche Weiterqualifikation gekümmert hat: Herr Lange zählt auf, dass er seinen Maschinisten und einen Kesselschein machen wollte, beides jedoch immer wieder aufschob. Rückblickend stellt er fest, dass er zu sehr auf den momentanen beruflichen Erfolg konzentriert war und zu wenig für seine berufliche Zukunft vorgesorgt hat. Der größte Einschnitt stellt für ihn die politische Wende 1989 dar: „Naja und denn kam die Wende und dann bin ich erstmal in n großes Loch gefallen“. In diesem Zusammenhang hinterfragt er jedoch nicht seine mangelnde Bereitschaft zur beruflichen Weiterqualifizierung, sondern sein mangelndes Selbstbewusstsein. In seinen Augen war er sich seiner Fähigkeiten nicht bewusst, hinzu traten Ungewissheit und Orientierungslosigkeit. Bewertend fügt er hinzu, dass sein Leben insgesamt bis zum Zeitpunkt der Wende zu glatt verlaufen sei, diese Einschätzung bezieht er im Anschluss insbesondere auf seine berufliche Laufbahn. Die fürsorglich gestalteten Rahmenbedingungen des Arbeitsmarktes in der DDR ermöglichten ihm ohne viel eigenes Zutun das Erreichen einer zufriedenstellenden Position. Diesen „Selbstlauf“ sieht er im Nachhinein kritisch. Dennoch gelingt es ihm diesen negativen Aspekt seiner Berufsbiographie positiv darzustellen. Er bleibt nicht bei seinen „verpassten Chancen“ stehen, sondern betont stattdessen, dass er seine Qualifikation unterschätzt habe.

7/300-321 *Erzählung mit Hintergrundkonstruktion im Modus der Bewertung*

Und denn hab ich (..) na mich als Schlosser beworben und naja und denn meistens so, wenn ich in den Betrieben, verschiedenen Betrieben gearbeitet habe, denn habn se mich auch immer gefragt, was bin ich von Beruf. Maschinenbauer und denn kam immer so das typische "Oh". Und da wurd mir denn irgendwo bewusst: Oh das kann ja doch nich so schlecht gewesen sein alles! //hnh// Dass du deine Lehre und sowas alles ne. Und da wurd mir das erstmal richtig bewusst und von da an wurd ich auch selbstbewusster.

Und denn hab ich mich denn auch naja als Schlosser und Maschinenbauer und so beworben. Und denn bin ich auch so aufgetreten also. //hmh// Aber ganz am Anfang war ich (.) Ja was kannst du denn? Gar nichts kannst du. //ohje lacht// Ja so kam ich mir vor also //ja?// (.) Ja, du kannst na n äh Filter saubermachen und ne Schraube festziehen so so kam ich mir vor. Also ich bin wirklich in n großes Loch gefallen (.) //hmh// Naja und denn wie gesagt und denn ging das aber langsam wieder bergauf. Kam der erste Job denn beworben und wie gesagt, man unterhält sich ja denn im Betrieb und denn vor allen Dingen bei der Zeitarbeit. Denn biste ma da, ma da, ma da. Und denn habn se mich gefragt, was hast du gelernt, oder was biste von Beruf? Und denn Maschinenbauer und denn wie gesagt, das war richtig typisch: Oh! //hmh// Und denn, kriecht man ja denn selber auch mit und denn und denn überlegt man ja auch, oh das kann ja doch alles nicht so (.) Und denn würd' ich mir auch meiner Sache bewusst //hmh// also denn, klar! //hmh// Naja und denn (..) und seitdem hab ich mich immer als Schlosser beworben und (.) ging auch ganz gut. //hmh// Und heute tret' ich auch ganz anders auf, also wie gesagt, ich hab ja nun schon alles mögliche gemacht: Trockenbau und als Elektriker (lacht leicht) gearbeitet, Schweißer gearbeitet und so. (Atmet hörbar ein) Heute wär das anders. Also heute würd' ich nicht in n Loch fallen (.) //hmh//

Herr Lange kommt dann auf seine Bewerbungsaktivitäten zu sprechen und erklärt in einer Hintergrundkonstruktion, dass er immer dann, wenn er nach seinem Beruf gefragt wurde, Erstaunen erntete. Daraus schlussfolgert er, dass er besser qualifiziert war als er gedacht hat. Er orientierte sich in diesem Zusammenhang allerdings lediglich an den Meinungen anderer, über eine offizielle Prognose für sein berufliches Weiterkommen (z.B. seitens des Arbeitsamtes, zur Bewertung und Einordnung seines Abschlusses im Kontext der DDR-Berufsabschlüsse) berichtet er nicht. Dennoch stärkten die positiven Reaktionen sein angegriffenes Selbstwertgefühl, er bewirbt sich von da an als Schlosser und Maschinenbauer und kann selbstbewusster auftreten. Obwohl er diese Neubewertung seiner Qualifikation als eine Art „Zäsur“ darstellt, bleibt die Darlegung des Weges hierhin sehr unpräzise. Es wird nicht deutlich, wo er zu dieser Zeit gearbeitet hat (er spricht von „verschiedenen Betrieben“) und wer ihm in dieser Zeit konkret Ratgeber und Unterstützer gewesen ist.

Erneut kommt er im Anschluss auf sein Selbstbild „am Anfang“ zu sprechen, wodurch die von ihm konstruierte Gegensätzlichkeit nochmals zum Vorschein kommt: //„Aber ganz am Anfang war ich (.) Ja was kannst du denn? Gar nichts kannst du. //ohje lacht// Ja so kam ich mir vor also //ja?// Er bezieht sich hier auf die Zeit kurz nach der Wende, in der er sein berufliches Können komplett in Frage gestellt hat. Konkreter wird seine Erzählung erst im Anschluss als er davon berichtet, dass es beruflich mit dem ersten Job „bergauf“ ging. Nun präzisiert er seine Ausführungen:

Er erzählt, dass insbesondere der Kontakt zu Kollegen während der Zeitarbeit für ihn bereichernd war, da er dort die schon vorab erwähnte Anerkennung für seinen Berufsabschluss erfahren hat und dadurch eine Änderung der Sicht auf sich selbst vollziehen konnte. In seinem Verhalten wird jedoch keine Veränderung deutlich: Er bewirbt sich auch weiterhin als Schlosser. Ein qualitativer Sprung hinsichtlich einer geplanten und von ihm strukturierten beruflichen Weiterentwicklung ist als Folge seines gewachsenen Selbstbewusstseins nicht zu erkennen. Dennoch wirkt das damals entwickelte positive Selbstbild bis heute nach: Herr Lange sagt von sich, dass er heute selbstbewusster auftreten kann, was er darauf zurückführt, dass er in vielen unterschiedlichen Bereichen (Trockenbau, Elektriker, Schweißer) gearbeitet hat. Sein eigenes Können reflektiert er im Zusammenhang mit diesen sehr unterschiedlichen Tätigkeiten nicht, offenbar fühlte er sich ausreichend qualifiziert. Ob er anspruchsvollere Verrichtungen oder Hilfsarbeiten verübt hat, wird aus seiner Darstellung nicht ersichtlich: Er bleibt in seiner Selbsteinschätzung demnach in einem recht engen Referenzrahmen, was sich stützend auf seine Selbstsicht auswirkt. Herr Lange schließt die Sequenz mit dem Satz: „*Also heute würd' ich nich in Loch fallen.*“ ab, womit er seine Selbsteinschätzung noch einmal bekräftigt.

Auf Nachfrage der Interviewerin fasst er seine Lebenseinstellung vor der Wende erneut zusammen:

8/323-9/334 *Eigentheoretische Bewertung*

I: Ähm. Ja. (.) Also Sie warn sich halt einfach, also Sie haben einfach nich so gewusst, dass Sie eigentlich ziemlich gut qualifiziert sind. //Ja.// Haben es erst so im Nachhinein gemerkt dann...

IP: Ja, weil mein Leben zu glatt verlief. //ja// Also ich habe nie groß (.) wie gesagt, ich war auch nich so'n Schüler "Ich muss unbedingt ne eins haben" (klopft auf den Tisch). //hmh// Ne zwei ne drei hat mir auch gereicht. //hmh// Hab meinen Ma-maschinenbauerstand bestanden naja gut bestanden is bestanden. //hmh// Der der Beruf hat gezählt, nich ob ich das mit eins oder so, das war mir- Theoretiker war ich sowieso nie gewesen, mehr so inner Praxis. //hmh// Wie gesagt, das war (..) Klar, wenn ich mich aufn A-a- Hosenboden setzen musste, denn hab ich das gemacht, //hmh// weil ich wollt ja die Prüfung schaffen. //hmh// Aber wie, (schnell gesprochen) das war mir egal. //hmh//

Zunächst macht er seine damaligen Lebensumstände für seine heutige Situation verantwortlich. Er kommt erneut darauf zu sprechen, dass sein Leben zu glatt verlief, offenbar motivieren in seinen Augen vor allem Widerstände oder krisenhafte Verläufe dazu sich anzustrengen. Er deutet an, dass ihm der nötige Ehrgeiz bereits in der Schule und auch später während der Ausbildung gefehlt hat. Offenbar schätzt er sich so ein, dass er mehr Potential gehabt hätte, dieses aber nicht genutzt hat.

Auf der anderen Seite sieht er sich nicht als „Theoretiker“, sodass seine Perspektive auf sich selbst ambivalent bleibt.

Auf Nachfrage der Interviewerin kommt er dann im Detail auf die Situation nach Schließung der Werft zu sprechen, er wendet sich in diesem Zusammenhang erneut dem Thema „Weiterqualifikation“ zu:

8/336-9/354 *Nachfrage der Interviewerin; Erzählung der beruflichen Entwicklung nach der Wende mit Hintergrundkonstruktion (Pflege der erkrankten Mutter)*

I: Und ja (.) Sie hatten ja schon angedeutet, dass Sie ähm also nach der Wende erst mal so in son Loch gefallen sind (.) und ähm (.) ähm also sind Sie dann nach der Wende a-arbeitslos //hmh// geworden? Genau. Und ahm (..) dann hatten Sie ja erwähnt, dass Sie dann aber sich auch beworben haben und dann auch ne Stelle gefunden haben. Genau. Und ähm (..) Ja also wie war das nochmal, also nachdem dann äh sozusagen...

IP: Also ich wurde zum einunddreißigsten zwölften einundneunzig wurd ich auffer Werft entlassen. //hmh// Und dann hatte die Werft so 'ne Auffanggesellschaft gegründet //hmh// (..) Da war ich dann auch noch ne Weile und da habn wir praktisch nur die Werft abgerissen. //hmh// Warn auch Umschulungen und Weiterqualifizierungen aber das das war alles nix für mich. Das war sollt ich denn umschulen als Stahlschiffbauer und (atmet hörbar ein) (.) was soll ich Stahlschiffbauer? Son Quatsch! //hmh// Du bist Maschinenbauer, hast dein Leben lang auch s- damals (.) dein Leben lang auffer Werft gearbeitet und musst da nich lernen, wie so Sektionen gesetzt werden und das kannst du von (.) Naja und denn habn wir denn die Werft abgerissen und irgendwann war denn die Auffanggesellschaft, glaub ich nach einem Jahr, wurde die denn aufgelöst (.) naja und denn wurd ich richtig arbeitslos. //hmh// Und denn (3 sek) war ich auch bis bis fümunneunzig arbeitslos. Allerdings muss ich sagen in der Zeit hab ich auch son bisschen meine Mutter gepflegt, die war denn, die hatte mit der Schilddrüse was. Da bin ich jeden Tach zum Arzt mit ihr und hab ihr auch den Haushalt gemacht (.)

Hier dokumentiert sich zum ersten Mal eine deutliche Resistenz gegenüber Angeboten dieser Art: *„Warn auch Umschulungen und Weiterqualifizierungen aber das das war alles nix für mich. Das war sollt ich denn umschulen als Stahlschiffbauer und (atmet hörbar ein) (.) was soll ich Stahlschiffbauer? Son Quatsch!“*

Es wird deutlich, dass er auch während einer berufsbiographischen Krise eine Weiterqualifikation nicht in Erwägung zieht. Seine These, dass sein Leben „zu glatt“ verlief und er deshalb die ihm quasi „in den Schoß gelegten“ Möglichkeiten zu beruflicher Weiterentwicklung nicht genutzt hat, widerlegt er hiermit, obwohl ihm dies nicht bewusst zu sein scheint. In einer Art inneren Monolog geht er anschließend auf sein Selbstbild zum damaligen Zeitpunkt ein: *„Du bist Maschinenbauer, hast dein Leben lang auch s- damals (.) dein Leben lang auffer Werft gearbeitet und musst da nich lernen, wie so Sektionen gesetzt werden und das kannst du von (.)“* Er spricht von sich selbst als wenn er damals den Großteil seines Berufslebens bereits hinter sich hatte, dabei war er zur Zeit des Umbruchs gerade Mitte zwanzig.

Die Möglichkeit sich weiterzubilden schlägt er, im Glauben bereits alles zu können, aus. Ob er diese Entscheidung im Nachhinein immer noch richtig findet, lässt er offen, allerdings bricht er mitten im Satz ab, was ein Hinweis darauf sein könnte, dass er rückblickend mit sich hadert.

Eine seiner letzten Tätigkeiten auf der Werft ist diese abzureißen, der Abriss steht sinnbildlich für den Verlust des Arbeitsplatzes, der für ihn wichtige Identifikationsfigur gewesen ist. Nach Auflösung der Auffanggesellschaft folgen mehrere Jahre Arbeitslosigkeit. Er erzählt, dass er in dieser Zeit „son bisschen“ seine Mutter gepflegt habe, allerdings klingt dies eher wie eine Rechtfertigung, da er den Pflegeaufwand übertrieben darstellt.

Seine erste Bewerbung schickt er 1995 (vier Jahre nach Beginn der Arbeitslosigkeit) ab, dies tut er nicht aus eigenem Antrieb, sondern weil es sich aufgrund äußerer Umstände so ergeben hat:

9/354-368 *Fortsetzung der Erzählung mit Hintergrundkonstruktion (Arbeitssuche)*

Naja und denn fünfunneunzich denn hab ich mich denn (.) als Schlosser beworben. Das war mehr oder weniger n Zufall. Mein Bruder, (..) der wollte sich weiterqualifizieren, der wollte ne Jobveränderung machen und //hnh// hier im (.) Kilianator, hier war so'n Schreibbüro //hnh// (..). Und die habn auch einem so so Stellen rausgesucht und so. Naja jedenfalls wollt' er hierher und wollt sich ne Bewerbung schreiben lassen und da hat er ges komm doch mal mit. Naja und denn bin ich mit (..) und denn hattn die da gleich da sucht ne Firma n Schlosser.//hnh// Naja und denn bin ich nächst, die habn die Bewerbung denn alles fertiggemacht, bin ich nächsten Tach hin und die habn mich da sofort eingestellt. //hnh// (..) Ja, das war so'ne (.) also H. hieß das, die haben so Kabelbahnbau gemacht (3 sek) und da war ich denn auch ne Weile. Naja und denn (.) wurd ich wieder arbeitslos. Und denn hab ich alle Schweißerpässe gemacht. Naja und denn denn (.) fing ich bei ner Zeitarbeitsfirma an, das ging dann auch noch ne Weile. (3 sek) Naja und denn zweitausendzwei wurd ich denn wieder arbeitslos (..) ja und denn (3 sek) wie gesagt, war ich wieder zwei Jahre arbeitslos. Denn denn hab ich son ein-Euro-Job gemacht naja und denn zweitausendsechs ging das mit meiner Krankheit schon los, also denn...

Da sein Bruder eine Jobveränderung anstrebt, nimmt er ihn mit zu einem Schreibbüro. Dort wird ihm eine Stelle als Schlosser herausgesucht und das Schreiben der Bewerbung übernommen. Er stellt sich bei der Firma vor und wird sofort eingestellt. Nach einer Zeit (die genaue Angabe fehlt) wird er wieder arbeitslos, während dieser Zeit macht er alle Schweißerpässe und beginnt bei einer Zeitarbeitsfirma, bis er im Jahre 2002 erneut in die Arbeitslosigkeit geht, den Weg zurück in die Erwerbstätigkeit findet er nicht.

Die Ursache seiner Arbeitslosigkeit sieht Herr Lange bei sich selbst, selbstkritisch reflektiert er seine Berufsbiographie im Horizont der eigenen Schuld, sich nicht genügend angestrengt und gebotene Möglichkeiten nicht genutzt zu haben.

Gestützt wurde seine Haltung durch das Beschäftigungssystem der DDR, welches fürsorglich strukturiert war und ihm bis zur Wende einen unkomplizierten Weg durch seine Berufsbiographie ermöglicht hat. Nach der Wende gelingt es ihm erst durch die Hilfe seines Bruders sich aktiv um eine Stelle zu bemühen. Eine dauerhafte Beschäftigung findet er - abgesehen von der Tätigkeit in einer Zeitarbeitsfirma und einem Ein-Euro-Job - jedoch nicht. Weshalb er nach der Wende nicht mehr beruflich Fuß fassen konnte, erörtert er nicht.

Auch Frau Wagner setzt sich mit den Ursachen ihrer Arbeitslosigkeit auseinander, sie sieht den Verlauf ihrer Berufsbiographie vor allem darin begründet, nach der Wende noch einmal zwei Kinder bekommen zu haben:

Eigene Erörterung der Ursachen für die Erwerbslosigkeit (Frau Wagner)

5/190-195 Beschreibung (ihrer Wünsche)

Was ich **nich** konnte, denn ich bin so, ich möchte gerne das, was ich früher nich konnte, das möchte ich wenigstens jetzt noch haben, so einigermaßen noch **nich alles** aber n Teil davon möchte ich noch realisiern und ich wünsche mir auch ganz ganz ganz doll, dass mein Kindern gut geht. Da (leise) °Dass den nich mal so geht wie mir° denn irgendwo hab ich meistens an meine Kinder gedacht,

Frau Wagner sieht die Ursache ihrer Arbeitslosigkeit darin, dass sie Mutter von insgesamt vier Kindern ist. In ihren Augen musste sie deswegen auf vieles verzichten, weshalb sie zunächst auf ihren Wunsch eingeht, jetzt etwas von dem nachzuholen, auf das sie früher verzichten musste. Dass sie diesen Wunsch in das Jetzt und nicht in die Zukunft projiziert, steht möglicherweise damit im Zusammenhang, dass sie sich derzeit in einem Projekt der Arbeitsförderung befindet. Mit dem etwas höheren monatlichen Einkommen ist sie vielleicht tatsächlich in der Lage, sich den einen oder anderen Wunsch zu erfüllen. Die regelmäßige Beschäftigung weckt in ihr die Hoffnung, dass sich ihr Leben doch noch zum Positiven wendet. Was sie sich genau erhofft, sagt sie nicht, was ein Hinweis darauf ist, dass sie recht unbestimmte Vorstellungen zu haben scheint und an ihrer Umsetzung zweifelt. Schnell wechselt sie gedanklich zu ihren Kindern. Sie hofft, dass es ihnen einmal besser gehen wird, was indirekt deutlich macht, dass sie von ihrem Leben nicht mehr allzu viel erwartet, auch wenn sie dies so ausdrücklich nicht sagt. Im Anschluss bekräftigt sie erneut, dass sie überwiegend an ihre Kinder und nur wenig an sich selbst gedacht habe. Aus ihrer Sicht hat sie der Kinder zuliebe auf eine Erwerbstätigkeit verzichtet. Keine Arbeit zu bekommen, wenn man Kinder hat, stellt sie als nicht hinterfragbare Tatsache dar:

5/195-201 *Argumentation*

denn we ma Kinder hat, denn krisst ja auch keine Arbeit //mhm// die sagn alle: kleine Kinder die Frau ist viel krank. Ja krisst ja nüscht, denn musste damit **leben** und so war's ja auch immer, die ham mich gar nich erst eingestellt, die wollten mich gar nich //mhm// kleene Kinder noch dazu zweee (prustet) das könn se sich sparn j. Die Leute kann ma auch verstehn, wenn ma da n bisschen nachdenkt und (atmet ein) und sagt (.) die ham recht es is so. Würdest du's selber machen? Das würdest du auch nich machen. Du würdest dich nich inne Nesseln setzen für für welche mit klein Kindern die klein kuck ma sich an oder?

Die Haltung der Arbeitgeber stellt sie übertrieben negativ dar: „*die sagn alle: kleine Kinder die Frau ist viel krank*“. Durch konkrete Erfahrungen deckt sie diese sehr plakative Aussage nicht, stattdessen bekräftigt sie ihre Sichtweise mit dem Argument, dass es so immer war: „*Ja krisst ja nüscht, denn musste damit **leben** und so war's ja auch immer, die ham mich gar nich erst eingestellt, die wollten mich gar nich...*“ Ihre Argumentation dokumentiert eine sehr passive und zurückgezogene Haltung, die Verantwortung für den Verlauf ihres Lebens verlagert sie nach außen: Niemand wollte sie einstellen, weshalb sie sich mit ihrer Arbeitslosigkeit abfinden musste. Gleichzeitig äußert sie Verständnis, da sie selbst auch keine Mutter kleiner Kinder einstellen würde. Dass Kinder auch einen Vater haben, der im Falle einer Erkrankung ebenfalls zu Hause bleiben könnte, lässt sie in ihrer Argumentation außen vor. Sie verharrt in ihrer Sichtweise bei einem eher konservativen Familienbild, eine Öffnung ihrer Perspektive hin zu einer gleichberechtigten Partnerschaft würde ihren Begründungszusammenhang notwendigerweise zerstören, sodass sie hier keinerlei Offenheit zeigt. Gleichzeitig sagt sie nichts über ihre Partnerschaft, sie redet lediglich von sich, nicht jedoch von ihrem Mann, sodass nicht klar wird, inwieweit er ihr als Unterstützung zur Verfügung stand.

Auch bei Frau Wagner zeigt sich die Tendenz, sich für die lang andauernde Arbeitslosigkeit zu rechtfertigen, während Herr Lange die Gründe vor allem in seiner phlegmatischen Haltung sucht, zieht Frau Wagner als Begründungszusammenhang die ablehnende Haltung von Arbeitgebern gegenüber Müttern heran, die für sie faktisch gegeben ist. Da sie nicht im Detail über misslungene Bewerbungsversuche berichtet und in ihrer Wortwahl auf Wörter wie „*die*“, „*immer*“ und „*alle*“ zurückgreift, wirken ihre Äußerungen übertrieben negativ. Wie intensiv sie sich tatsächlich um eine Arbeit bemüht hat, bleibt an dieser Stelle offen.

Um ihre Argumentation zu bekräftigen, führt sie das Beispiel einer Teilnehmerin des Projekts an, deren Kind an den Mandeln operiert wurde. Diese ist zum Zeitpunkt des Interviews seit zwei Wochen krankgeschrieben, dass ein Arbeitgeber „sowas“ nicht toleriert, bewertet sie als das „*Natürlichste von der Welt*“:

5/203-207 Exemplifizierung

Nich die jetzt hier saß, sondern die sonst immer hier sitzt die etwas strammere, die hat n Kind zu Hause, das ham se jetzt anne Mandeln operiert. //mhm// Die is schon zwei Wochen zu Hause. //mhm// Ja wer wer will sowas, wenn sie'n Job hat. Das will gar keener machen. //mhm jaja// Ne. Das das muss ma ich ma n bisschen... da das is im Prinzip is das s **Natürlichste von der Welt**. //mhm//

Da sie nach der Wende nicht erwerbstätig war, verfügt sie über keinerlei Erfahrung darüber wie Arbeitgeber auf Krankschreibungen von Kindern reagieren, deren Reaktion nimmt sie gedanklich vorweg. Sie geht ebenfalls nicht darauf ein, wie im Projekt auf die Krankschreibung ihrer Kollegin reagiert wurde, sondern äußert lediglich ihre persönliche Auffassung.

5/207-212 Bewertung und Konklusion

Auch das ma och jetzt so sehr... wir ham **mehr Wert** auf die Kinder gelecht, dass den Kindern geht gut geht, dass sie gesund gehn sind, dass sauber und ordentlich sind und aber, wer nich so is den is das egal den is das egal, die machen ihr's os pf die we beschäftigen sich schon so ungefähr ne. A wir war'n immer so wir müssen für die Kinder da sein. //mhm// Da haste eben dadrauf verzichtet. Da kannst du das nich, ne **oder nich? Eins geht immer nur davon**.

Anschließend vergleicht sie sich mit den Müttern heute. Hier spricht sie allerdings nicht von sich selbst, sondern ergreift Partei für alle Mütter ihrer Generation: „*wir ham mehr Wert auf die Kinder gelecht*“, damit schreibt sie den Eltern heute (egal ob erwerbstätig oder nicht) mangelnde Zuwendung ihren Kinder gegenüber zu. Ihre eigene Erziehungskompetenz belegt sie mit einer allgemeinen Floskel, die im Grunde wenig über ihre Mutterqualitäten aussagt: Sie habe Wert daraufgelegt, „*dass den Kindern geht gut geht, dass sie gesund gehn sind, dass sauber und ordentlich sind...*“. Erneut entwirft sie das Bild einer Mutter, die sich für ihre Kinder aufgeopfert und ihnen zuliebe auf eine Arbeit verzichtet hat. Arbeit und Kinder sind nach ihrer Auffassung nicht vereinbar, sie ist der Meinung, dass eine erwerbstätige Mutter ihren Kindern nicht gerecht werden kann.

Ihre Erwerbslosigkeit reflektiert sie ausschließlich im Zusammenhang mit ihrer Mutterrolle, ihre Gedanken kreisen um ihre Kinder und dass sie wegen ihnen auf Arbeit verzichtet hat. Indirekt legt sie ihren Kindern mit dieser Einstellung einen hohen Erwartungsdruck für das Gelingen ihrer eigenen Zukunft auf.

Da sie für ihre Kinder auf so vieles verzichtet hat, wäre ihr Scheitern auch ein Scheitern ihrer eigenen „Lebensphilosophie“. Folgerichtig bekräftigt sie, dass aus ihren Kindern „vernünftige Leute“ geworden sind. Diese Einschätzung ist jedoch nicht durch detaillierte Beschreibungen des Werdegangs ihrer Kinder gedeckt, sie erzählt nicht, wo und wie sie leben und was sie beruflich machen, sodass die positive Darstellung ihrer Kinder ebenso gut eine Behauptung sein könnte. Für ihre Kinder da zu sein beschreibt sie als innere Notwendigkeit, wobei sie erneut für alle Mütter ihrer Generation spricht. Gebetsmühlenartig bekräftigt sie, dass man sich für eines von beiden (Kinder oder Berufstätigkeit) entscheiden muss.

5/218-233 *Beschreibung im Modus der Argumentation*

Tja. Das sieht man. Und da dadurch das muss ich ehrlich sagen. Ich bin bi nich böse auf die Leute, die mir keen Job gegebn habn. Ich bin nich böse. Ich weiß ja, dass ich (atmet ein) auch mein Teil dazu getan hab. //mhm// Denn aus ich hab mein Kindern sind vernünftige Leute geworden. //mhm// Weil ich dadrauf geachtet hab. //mhm// Da muss ich eben **eins** (.) im Gegensatz wieder hab schleifen lassen, ne. //ja// Da hat man wis- das wieder a deswegen ich bin nich so wie die rumschimpfen oder so das käm mir gar nich in Kopf //mhm// ich kann ja denken, ich weiß ja warum es so is, ne? Da kann ich ja keen die Schuld geben für mein Leben //mhm// ich hätt ja keene Kinder haben brauchen. //mhm// We ma so will. Jo und denn nochma zweie nochma s äh zu kurz ne hintereinander. Die andern beiden war'n ja schon groß. (atmet) Ja pff das is meine Schuld //mhm// da kann ich keen verantwortlich da machen. //mhm// Für das Leben, das ich hatte und wie's is und wie's och **jetz** is und so. So sind die Gesetze und die Gesetze hab ich indem ich dadrin in dem Staat lebe (langgezogen) akzeptiert (atmet ein) und da kann ich nich rummeckern wie die (.) da kann ich mich meckern, im Nachhinein gu g wird's immer was geben was een nich gefällt swird immer was geben aber man kann nich darüber schimpfen u man kann nich uff die Leute schimpfen, man hat's akezeptiert indem man da drüber. Hh.. Das kann man nich machen dann sollte man lieber n bisschen an sich selber arbeiten

Insgesamt ist sie mit dem Verlauf ihres Lebens nicht glücklich, das „tja“ zu Beginn des Satzes leitet eine deutlich negativ gefärbte Zusammenfassung ein. Sie reflektiert die Entscheidungen, die sie getroffen hat im Kontext ihrer eigenen Schuld und verpassten Chancen, bekräftigt aber erneut, dass es ihr Verdienst sei, dass aus ihren Kindern „vernünftige Leute“ geworden seien, da sie auf Arbeit verzichtet habe. Unzufriedenheit und Hader weist sie von sich, sie gibt vor mit ihrem Leben zufrieden zu sein. Allerdings spiegelt sich in ihrer Darstellung nur wenig Zufriedenheit wider. Ihre Entscheidung für Kinder konnotiert sie negativ: „ich hätt ja keene Kinder haben brauchen“, Freude darüber, dass sie vier Kinder hat, äußert sie nicht. Stattdessen gibt sie sich die Schuld dafür, dass sie sich, als ihre ersten beiden Kinder bereits groß waren, noch einmal für zwei Kinder entschieden hat. Auf ihren Mann und ihre Beziehung zu ihm geht sie an dieser Stelle nicht ein.

Auch erwähnt sie keine Details zum Familienleben und zum Aufwachsen ihrer Kinder (z.B. wie alt ihre großen Kinder waren als die Geschwister zur Welt kamen / ob die Kinder eine Kindertageseinrichtung besucht haben/wann die großen Kinder ausgezogen sind...). Es spiegelt sich lediglich wider, dass sie den Verlauf ihres Lebens als unhinterfragbar darstellt, was sie mit den Worten „*so sind die Gesetze*“ noch einmal unterstreicht.

Eigene Erörterung der Ursachen für die Erwerbslosigkeit (Frau Meyer)

Frau Meyer thematisiert die Vereinbarkeit von Familie und Beruf verglichen mit Frau Wagner komplett gegensätzlich. Für sie ist es selbstverständlich, dass auch eine alleinerziehende Mutter arbeiten geht. Auch Frau Meyer fühlt sich anderen Müttern gegenüber erhaben, sie kritisiert jedoch genau jene Mütter, die nicht erwerbstätig sind:

1/35-40 Beschreibung und anschließende Proposition

Ja. Und und ich (.) und ähm meine Kinder hab ich teilweise selber großgezogen, weil meine m mein Mann war nich so und und der is auch neunundneunzig nachher ausge-ge-gezogen und denn hab ich die Jungs s selber groß gezogen aber dadurch, dass ich nu meine Arbeit hatte und die äh (.) in Normalschicht war (.) konnt ich das a-alles machen. K-Kinder und V-V-Vollzeitjob also, das is heutzutage, du hast ja den K-Kindergarten, wenn du wirklich n Platz hast d-das funktioniert alles. //hmh//

1/40-43 Argumentative Elaboration

Also deswegen versteh ich manchmal einige Frauen nich //hmh// äh die sich hinter ihren Kindern ver-verstecken d-da //hmh// da is sogar eine, in Anführungsstrichen, die kann bloß bis dreizehn Uhr arbeiten //hmh// (.) Ja. Weil das immer wahrscheinlich, sie hatte immer Zeit gehabt (.) Ja.

Im Gegensatz zu Frau Wagner erläutert sie - wenn auch kurz und knapp - ihre Familiengeschichte. Sie erzählt, dass sie ihre Kinder teilweise allein großgezogen hat, da sie von ihrem Mann während der Ehe wenig Unterstützung erfahren hat („*mein Mann war nich so*“). Nachdem er 1999 ausgezogen ist, hat sie die Kinder allein großgezogen. In ihren Augen sind Vollerwerbstätigkeit und Mutterrolle mit Hilfe von Einrichtungen der Kindertagesbetreuung gut zu vereinbaren. Schwierigkeiten thematisiert sie nicht. Für Mütter, die nicht arbeiten gehen, hat sie kein Verständnis. In ihren Augen nutzen diese ihre Kinder nur als Vorwand. Ironisch führt sie das Beispiel einer Teilnehmerin an, die nur bis 13.00 Uhr arbeiten „*kann*“, weil sie sich nachmittags um ihr Kind kümmert. Hierfür hat sie kein Verständnis, sie unterstellt ihr, dass sie dies allein aus Bequemlichkeit macht, ob es einen triftigen Grund für den Betreuungsbedarf des Kindes am Nachmittag gibt, bleibt offen. Frau Meyer ist in ihrer Weltsicht recht starr, sie verharret wie Frau Wagner in ihrer Position und zeigt wenig Offenheit für die Lebensentwürfe anderer.

Für beide Frauen ist ihre Wirklichkeitskonzeption zur Bewältigung ihrer Lebenssituation unentbehrlich. In ihren Ansichten markieren sie jedoch zwei Extreme: Die eine verneint die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, um ihre lange Arbeitslosigkeit zu rechtfertigen. Die andere spricht sich alternativlos für die Erwerbstätigkeit von Müttern aus, da sie selbst Mutter ist und jahrelang gearbeitet hat.

11/511-524 *Erzählung im Modus der Bewertung und anschließende Exemplifizierung*
Aber, was ich n-nur nich b- begreifen kann, ne. Ich bin ja hm seit zweitausendfünf raus. Hab zweieinhalb Jahre gearbeitet und dann auch noch Callcenter fünf- also hab von den praktisch von den äh sechs Jahren wo ich r-raus bin, ne. Hab ich ungefähr d-drei Jahre gearbeitet. Und in den drei Jahren hab ich so viele Maßnahmen gehabt! (.) Wie kein anderer Mensch //hnh// und da frag ich mich (..) ich mein wa, meine Nichte is dreiundvierzig (..) die hat zwei Kinder (.) hat hat äh bei der Wende noch zwei drei Jahre gearbeitet und hat seitdem nicht wieder gearbeitet //hnh// hat praktisch zwei drei Jahre also Lehre und zwei drei Jahre gearbeitet, nie wieder gearbeitet //hnh// (atmet hörbar ein) is jetzt dreiundvierzig, is praktisch zwanzig Jahre zuhaus. Hat vielleicht in den zwanzig Jahren äh ich weiß nich, vielleicht drei vier Maßnahmen //hnh// irgendwie. Und ich bin drei Jahre und h-hab d- drei Maßnahmen. Nee also das is nich schlecht //hnh// Aber ich finde die müssen auch die Frauen, die jetzt wo die Kinder aus noch größer sind, die müssen sie auch noch mehr ranziehen. Nämlich (klopft auf den Tisch) die sollen ja auch noch n bisschen was von meiner Rente mit a e a e-erwirtschaften.

Die stark ausgeprägte Arbeitsorientierung von Frau Meyer wird zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal deutlich: Entrüstet („Aber, was ich n-nur nich b- begreifen kann, ne.“) gibt sie zu Bedenken, dass sie in den drei Jahren ihrer Arbeitslosigkeit an so vielen Maßnahmen teilgenommen hat „wie kein anderer Mensch“. Bezogen auf ihre Maßnahmeteilnahme zeigt sich Frau Meyer demnach durchaus selbstbewusst, allerdings zieht sie ihr Selbstbewusstsein vor allem aus einer quantitativen Logik. Sie hebt die Häufigkeit ihrer Teilnahme hervor, spricht aber darüber hinaus über keinerlei Nutzen für ihr berufliches Weiterkommen. Es ist ihr vor allem wichtig ihren Fleiß hervorzuheben und sich damit von denjenigen Arbeitslosen abzugrenzen, die in ihren Augen weitaus weniger ehrgeizig sind. In diesem Zusammenhang hat sie vor allem die Gruppe der nicht erwerbstätigen Mütter vor Augen. Ihr eigenes Engagement stellt Frau Meyer übertrieben dar, indem sie zum Vergleich das Beispiel ihrer Cousine heranzieht, die in ihrer bereits zwanzig Jahre andauernden Arbeitslosigkeit nur drei Maßnahmen besucht hat. Sie sieht in ihrer Cousine den maximalen Gegensatz zu sich selbst. Ihren Einzelfall generalisiert sie zu der generellen Annahme, dass Mütter, deren Kinder schon älter sind, häufig nicht bereit sind, eine Arbeit aufzunehmen.

In ihren Augen müssten diese dazu viel stärker animiert werden, was sie mit der gesellschaftlich gewachsenen Floskel begründet, dass diese ihre Rente erwirtschaften sollen.

Frau Meyer sieht ihr eigenes berufliches Engagement als beispielhaft an. Sich vor Augen zu halten, über weite Strecken ihres Lebens erwerbstätig gewesen zu sein und während der Arbeitslosigkeit engagiert an Maßnahmen teilgenommen zu haben, stärkt ihre positive Sicht auf sich selbst. Ihre beruflichen Erfahrungen, die häufig durch Ängste und Überforderungserleben geprägt waren, blendet sie an dieser Stelle aus. Implizit bestätigt sie sich auf diese Weise alles getan zu haben, was man von ihr erwartet hat und die gegenwärtige Situation nicht selbst verschuldet zu haben.

Eigene Erörterung der Ursachen für die Erwerbslosigkeit (Frau Oertel)

Frau Oertel ist in der Reflexion ihrer Biographie distanzierter gegenüber sich selbst, bereits zu Beginn des Interviews beschreibt sie ihre Lebensumstände während des Studiums selbstkritisch:

4/150-156 Beschreibung des Verhältnisses zu ihren Kommilitonen im Modus der Bewertung

Ja. (...) Aber bei den Kommilitonen, gut, ich hatte nun (.) die Möglichkeit zum Kontakt nicht ganz so eng, weil ich zuhause gewohnt hab. Das war natürlich nicht von Vorteil. Äh. Ich hab zwar auch viel Zeit im Studentenwohnheim verbracht, aber eben es ist anders, als wenn man denn da wohnt, ne. Ich bin denn nach der Vorlesung nach Hause oder in die Mensa und dann nach Hause und die Anderen sind dann in der Gemeinschaft geblieben. Aber trotzdem hab ich da auch Freunde gehabt, ne. In den Clubs sieht man, trifft man sich ja auch, wie das so ist.

Sie beginnt mit dem Wort „ja“, nach einer längeren Pause fährt sie mit der Konjunktion „aber“ fort, sie weist darauf hin, dass sie das Verhältnis zu ihren Kommilitonen im Nachhinein kritisch betrachtet: In ihren Augen hatte sie weniger Kontaktmöglichkeiten als andere Studierende, da sie zu Hause gewohnt hat. Nicht im Wohnheim untergebracht gewesen zu sein, sieht sie als persönlichen Nachteil, da sie so deutlich weniger Zeit mit ihren Kommilitonen verbringen konnte und im Vergleich zu anderen weniger Freunde hatte. Verantwortlich für ihre Außenseiterrolle macht sie vor allem äußere Rahmenbedingungen, sich selbst und ihre Verhaltensgewohnheiten reflektiert sie an dieser Stelle nicht. Sie beschreibt, dass sie nach der Vorlesung in die Mensa und dann nach Hause gegangen ist, während die anderen „in der Gemeinschaft geblieben“ sind. Abwandlungen dieses recht monotonen Tagesablaufs scheint es kaum gegeben zu haben, auch redet sie nicht über Freundschaften, die während dieser Zeit entstanden sind.

Vielmehr scheinen ihre Kontakte eher lose und auf den Zweck des gemeinsamen Studierens bzw. abendlichen Ausgehens ausgerichtet gewesen zu sein.

5/219-227 Proposition und argumentative Exemplifizierung

Ich hatte auch eigentlich wenig Beziehungen. //mhm// Das hat jetzt, das hab ich, äh, eigentlich heute noch (.) im Kopf, dass man das hätte anders machen müssen. Man hätte mehr Beziehungen aufbauen müssen, mehr Freundschaften, mehr, mehr dieses Ganze, was heute so üblich ist übers Internet und das hat man ja alles damals nicht gehabt, ne. //mhm// Wenn man denn nur mit der Familie (...) (Räuspern) in der Freizeit ist und, na gut die andern Kollegen sind dann auch viel arbeitslos geworden //mhm// dann bleibt das irgendwie auf der Strecke. Und neue Freundschaften bauen sich im Alter sowieso schlechter auf. (Räuspern) Als wenn man jung ist. (.) Ist so. Und zurzeit, wenn man dann den finanziellen Hintergrund nicht hat (Räuspern), dann ist es noch schwieriger.

Ähnlich kritisch denkt sie rückblickend über ihre freundschaftlichen Beziehungen insgesamt, wobei auch hier die Annahme zugrunde liegt, dass sie zu wenige Freunde hatte. Sie ist der Meinung, dass es wichtig gewesen wäre, mehr Beziehungen und Freundschaften aufzubauen und nicht nur Zeit mit der Familie zu verbringen. Offenbar denkt sie in diesem Zusammenhang vor allem zweckrational. Sie ist der Meinung, dass „Vitamin B“ ihre Erwerbslosigkeit möglicherweise verhindert hätte. So haben ihr die ehemaligen Kollegen in punkto Arbeitssuche nicht wirklich viel genützt, da viele von ihnen selbst von Arbeitslosigkeit getroffen wurden.

Auch in der Gegenwart sieht sie wenig Möglichkeiten neue Kontakte aufzubauen. Die Gründe sieht sie zum einen in ihrem Alter, was sie umgangssprachlich mit einem knappen „Ist so“ noch einmal bestätigt, und in ihren mangelnden finanziellen Ressourcen. Die Verantwortung für ihre Arbeitslosigkeit schreibt sie an dieser Stelle sich selbst zu, im Nachhinein bereut sie, dass sie nicht mehr Kontakte aufgebaut hat, da sie zu sehr auf ihre Familie konzentriert war. Da die Auseinandersetzung mit der eigenen Erwerbslosigkeit auch mit dem persönlichen Stellenwert der Arbeit im Zusammenhang steht, wurden die entsprechenden Interviewpassagen auf die Bedeutung hin untersucht, die die Interviewpartner der Arbeit zuschreiben. Auch in diesem Zusammenhang wurde eine biographische Perspektive eingenommen. Herr Richter ist der einzige, bei dem sich Sequenzen finden, die eindeutig diesem Vergleichsmoment zuordbar sind: Bei ihm beginnt die Rekonstruktion der biographischen Bedeutung der Arbeit mit dem Kauf eines Farbfernsehgeräts:

Biographische Bedeutung der Arbeit (Herr Richter)

3/104-108 *Hintergrundkonstruktion (Kauf eines TV-Geräts)*

IP: (lacht) Na gut ich hab me auch zu DDR-Zeiten n Farbfernseh gekauft für siemhalbtausend Ostmark, na was solls. //mhm// So mit Färnbedienung, ab bloß in den Gegensatz hier, das hat ebend gehalten. //mhm// Bloß eben das war ebend alles... Aber das war eben auch noch Qualität. Na gut heutzutage gibt's ja auch noch bloß da muss man ebend auch (seufzt) mehr für zahl'n (atmet aus) wenn man Qualität ham möchte.

Nachdem sich Herr Richter über die Wendezeit und den z.T. expansiven Konsum der ehemaligen DDR-Bürger in Zusammenhang mit der bevorstehenden Währungsunion mit Unverständnis geäußert hat (vgl. S. 89ff.), schiebt er ein, dass er sich in den 80er Jahren einen Fernseher für über 7000 Mark gekauft hat. Er rechtfertigt den Kauf dieses für die meisten DDR-Bürger unerschwinglichen Gerätes mit der guten Qualität der Elektrogeräte damals. Dass dieses Argument nicht wirklich stichhaltig ist, gesteht er sich im nächsten Moment selbst ein, indem er zugibt, dass auch heute Geräte guter Qualität angeboten werden. In seinen Augen muss man dafür heute mehr zahlen, was angesichts des immensen Preises, den er aufgewendet hat, nicht logisch erscheint. Wahrscheinlich hatte es für ihn seinen Reiz, teure Elektrogeräte zu kaufen, um sich vom Mainstream abzuheben und das Fernsehen in besserer Qualität zu genießen. Ermöglicht hat ihm dies - wie es scheint - der Lohn, den er für seine Arbeit nach Feierabend erhalten hat; er erwähnt diesen Zusammenhang nicht direkt, kommt aber, nachdem er über den Kauf seines Fernsehgerätes berichtet hat, auf seine Nebentätigkeit zu sprechen, der er bis zur Wende nachgegangen ist:

3/108-110 *Argumentation: Wende*

Und was ich auch letzt mal gesacht hab für mich hätte das ruhig alles früher komm'n könn //m// grade die achtziger Jahre die ham me ebend den Rest gegeben gesundheitlich. //mhm//

3/110-118 *Erzählung: Nebentätigkeit*

Ich hab mir ja so gedacht fümunachtzig bin ich ja nach M. geßogen. Durch n Düngemittelwerk had ich ja ne Wohnung e bekomm hier. Und da ha ich gedacht so privat is nix mehr nur noch arbeiten und dann zu Hause was machen. Tja und dabei blieb es nich. Sechsunachtzig wurd ich gefracht hie:r wie's aussieht ob ich nich Intresse hätte hier da mal ein Wochenende mal mitzukomm als Handlanger aufm Bau tja [Nebengeräusch; unverständlich] nachher dann. //mhm// Ich hab noch Anfang November neununachtzig noch in H. ham we noch den Rest noch feddig gebaut. //mhm// Noch n Gartenhaus (*leise*) gemauert //mhm// Anfang (.) November neununachtzig. Da war hier doch alles schon (..) fast schon runter hier. //mhm// Hatte doch alles praktisch gar keiner mehr Lust. //mhm//

Er argumentiert, dass die Wende früher kommen können hätte. Allerdings ordnet er seine Ansicht nicht gesellschaftspolitisch ein, sondern kommt auf seine gesundheitlichen Probleme zu sprechen, die er auf seine Nebentätigkeit als Handlanger auf dem Bau zurückführt.

Nachdem er 1985 vom Land in die Stadt gezogen ist, wollte er eigentlich nicht mehr nebenberuflich arbeiten, als er jedoch 1986 gefragt wird, ob er Interesse an einer Tätigkeit auf dem Bau hat, lässt er sich aber darauf ein. Wie genau seine Nebentätigkeit organisiert war, erklärt er nicht⁴⁸, nur der Charakter seiner Arbeit wird deutlich: Er arbeitet als Handlanger auf dem Bau und ist noch bis November 1989 am Bau eines Gartenhauses beteiligt. Er hebt dies hervor, da viele, seiner Ansicht nach, das Interesse an der Arbeit nach Feierabend zu diesem Zeitpunkt bereits verloren hatten. Nach dem Bau des Gartenhauses führt er keine weiteren Aufträge mehr aus.

Die Entscheidung nicht mehr nebenbei zu arbeiten, kam nicht von ihm selbst, sondern war durch äußere Faktoren bedingt: Die Wende markiert das Ende seiner Nebentätigkeit, welche seiner Ansicht nach zu spät kam, da 1989 seine Gesundheit bereits ruiniert war. Zum damaligen Zeitpunkt hatte er dies nicht wahrgenommen, er erkennt erst im Nachhinein, dass er sich gesundheitlich geschadet hat.

Zu einem späteren Zeitpunkt kommt er erneut auf seine Nebentätigkeit, der er verglichen mit seiner regulären Tätigkeit sehr viel mehr Aufmerksamkeit schenkt, zu sprechen. Er beschränkt sich hier kursorisch auf wenige Fakten und beginnt mit einer Hintergrundkonstruktion, in der er sich auf das Jahr 1975 bezieht:

5/174-179 Hintergrundkonstruktion: Proposition

[...] fümunsiebzich hab ich in d Faserplattenwerk gearbeitet Schichten und da warn we (langsam) *szweitausend* ich glaub zweitausendzweihundert Leute warn da angestellt. //mhm// So. Und da sachte mein Onkel, was glaubst du sacht er, wenn da: so'n (2) aus'm westlichen einer kommt, der das übernimmt n Geschäftsführer sacht er denn seid ihr bloß noch zweihundertfümunvierzich oder zweihundertfünfzich //mm// Leute //mhm//

5/179-183 Beschreibung im Modus der Bewertung

und das fiel mir nachher alles so ein wo das naher kam wo ich im Düngemittelwerk war, wars ja genauso //mmh// und da warn zweitausendachthunert allerdings und da ham die gleich tausend warn gleich weg innerhalb von Vierteljahr. //mhm// Bloß die ham das ebend alles weil das die Norweger warn, die ham das ebend alles sozialer gemacht, die Leute ham auch Abfindung gekricht

5/183-185 Bewertung

//mhm// und denn (.) aber das kann man heutzutage ja alles vergessen, dass noch sowas gemacht wird //mhm// Und jetzt sowieso nicht, jetzt durch diesn ganzen Hart IV nu is sowieso alles vorbei.

⁴⁸ Es gab in der DDR sogenannte Feierabendbrigaden, in der die Werktätigen vor allem handwerklichen Arbeiten nachgingen, häufig waren diese durch die Betriebe abgesegnet, der Verdienst war brutto gleich netto.

Zu dieser Zeit arbeitet er in einem Faserplattenwerk mit 2500 Mitarbeitern (er bezieht sich auf das Jahr 1975, da in diesem Jahr die Geburtstagsfeier seines Vaters stattfindet, an der auch seine acht Geschwister zu Gast sind). Damals prophezeit ihm sein Onkel, dass im Falle der Wiedervereinigung eine Entlassungswelle drohe. Ein vereintes Deutschland wurde damals in einem negativen Horizont diskutiert, der durch die Vorhersage von Massenarbeitslosigkeit geprägt ist. Positive Aspekte erwähnt Herr Richter nicht.

Diesen negativen Horizont greift Herr Richter anschließend erneut auf: Er beschreibt, dass er sich bei der Umstrukturierung seines Betriebes in der Wendezeit (er arbeitet nun in einem Düngemittelwerk) an die Worte seines Onkels erinnert habe, da er recht behalten hat und gleich nach der Übernahme des Unternehmens durch „die Norweger“ 1000 Mitarbeiter entlassen wurden. Nach seiner Meinung sind die Entlassungen „sozialer“ vollzogen worden als anderswo, was er darauf zurückführt, dass es sich bei dem neuen Inhaber um ein norwegisches Unternehmen handelt. Es wurden Abfindungen gezahlt, was in seinen Augen heute nicht mehr zu erwarten ist: *„aber das kann man heutzutage ja alles vergessen, dass noch sowas gemacht wird“*. Im selben Atemzug kommt er auf die Hartz-Reformen zu sprechen: *„Und jetzt sowieso nicht, jetzt durch diesen ganzen Hartz IV, nu is sowieso alles vorbei“*.

Aufgrund der Hartz-Reformen haben sich die Bedingungen für Hartz IV-Empfänger seiner Ansicht nach verschlechtert. Er erläutert dies - übereinstimmend mit seinen Äußerungen zu seiner Erwerbstätigkeit - anhand der Möglichkeit, sich nebenbei Geld dazu zu verdienen:

5/185-195 Exemplifizierung im Modus der Argumentation

In den neunziger Jahre hier da hab ich sogar noch wo ich Arbeitslosengeld Zwei bezogen hab, hab ich mir abn im Sommer abgemeldet und hab beim Großbauer hier in der Ernte geholfen Mähdrescher gefahren und so, das kann man jetzt gar nicht mehr machen, weil man jetzt ja jetzt kann man das auch so machen und dann will man gleich jeden Monat von praktisch wie ich das jetzt machen würde vom Großbauern denn muss müsste denn ein Antrag ausfüllen und wieviel ich denn verdienen wieviel Stunden ich mach //mm// und all so... das wurde in den neunziger Jahren noch gar nicht, da hat man eben gesucht hab ich immer angerufen beim Amt für ein halbes Jahr hab ich hab ich Arbeit und dann wars gut, dann musste er bloß so ein Formular ausfüllen und dann das hab ich sogar noch ausgefüllt er hat bloß unterschrieben das ich von der und der Zeit da war und so und so viel verdient hab und dann: wars ok. //mhm//

Nebentätigkeiten stehen erneut im Fokus seiner Überlegungen, so konnte er früher neben dem Bezug von Arbeitslosengeld II als Erntehelfer arbeiten, die Absprachen mit dem Arbeitsamt waren unkompliziert und unbürokratisch.

Die Reformen haben, seiner Auffassung nach, die Bedingungen verschlechtert, sodass derartige Tätigkeiten heute nicht mehr möglich sind: „*das kann man jetzt gar nicht mehr machen*“. Anschließend räumt er ein, dass man auch heute noch Geld dazu verdienen könnte, Gegenargument sind für ihn jedoch die notwendigen Anträge sowie die monatlichen Stunden- und Verdienstnachweise.

In den 90er Jahren konnte er mit dem Arbeitsamt noch per Telefon in Kontakt treten, um sich für die Dauer seiner Tätigkeit abzumelden, da das heute nicht mehr möglich ist, schließt er einen Nebenerwerb oder eine etwaige Unterbrechung seiner Arbeitslosigkeit durch Saisonarbeit für sich aus. Regelmäßig hat er Anfragen des landwirtschaftlichen Betriebes, in dem er früher gearbeitet hat, abgelehnt:

5/195-201 *Argumentative Elaboration*

Wenn ich jetzt praktisch, die hat er, er hat mir auch schon vorher die ganzen Jahre immer so gefragt ob ich nicht Interesse hätte noch mal wieder. Aber (.) man kann das ja gar nicht, warum? Wenn man da jetzt mehr verdient, das wird denn ja alles angerechnet. //mmh// Praktisch denn kriecht man wieder ne ganze Zeit wieder weniger. //mhm mhm// Praktisch er wird jetzt. Die kriegen jetzt auch hier zwanzig Euro Stundenlohn, da die der da der Erntehelfen da bei ihm a was nützt mir das? Mir nützt das gar nichts. //mhm// Das würd denn eben angerechnet werden, wenn ich denn wieder Hartz IV kriech.

Er argumentiert mit denselben Worten wie zuvor, diesmal jedoch in Form einer Frage: *Aber (.) man kann das ja gar nicht, warum?* Er argumentiert nun mit der Praxis der Arbeitsagentur Zuverdienste anzurechnen, was seiner Meinung nach dazu führen würde, dass sich seine monatliche Geldleistung der Arbeitsagentur reduziert und der finanzielle Mehrwert am Ende gleich null ist: „*Mir nützt das gar nichts.*“ Konkrete Zahlen zu Zuverdienstgrenzen nennt er nicht, sodass offenbleibt, ob er sich überhaupt tiefgründiger mit dieser Thematik auseinandergesetzt hat. Dass er an den Beginn seiner Argumentation eine Frage setzt, weist auf ein gewisses Maß an Unsicherheit und Unwissenheit hin.

Die folgende Sequenz spiegelt seine Haltung gegenüber Arbeit, die sich in seinen Augen nicht lohnt, in einem anderen Zusammenhang wider: Beispielhaft bezieht er sich auf den Subotnik⁴⁹, den er bereits in der DDR nicht mochte.

506-514 *Argumentative Elaboration und Exemplifizierung*

Und ich hab auch nachher auch nach der Wende oder nachher auch wo ich gearbeitet auch so nichts so mitgemacht. //mhm// Das hat mir alles nicht gefallen, überall wo ich war hab ich einmal mal was mitgemacht, denn nachher hab ich mir immer auch dies hier diese ganze Geschichte damals Subotnik und so das hab ich damals schon gesacht... Ich hab (.) in Düngemittelwerk das **erste Mal** mal mitmachen müssen weil die das organisiert haben dass man da hinkommt //mmh// (leise, undeutlich) *und da konnt ich ja natürlich nicht sagen* //mmh//

⁴⁹ Freiwilliger unbezahlter Arbeitseinsatz an Sonnabenden

Teilgenommen hat er zum ersten Mal im Düngemittelwerk (seinem letzten Arbeitgeber), weil der Arbeitseinsatz hier so organisiert war, dass er teilnehmen musste. Offen widersetzt hat er sich nicht. Sein Zugeständnis gibt er angesichts seiner sehr leisen und undeutlichen Sprache nur ungern ein: „*und da konnt ich ja natürlich nich sagn*“.

Es wird deutlich, dass er sich nicht offen verweigert, sondern immer dann, wenn die äußeren Umstände es ermöglicht haben, zurückgehalten hat. So hat er sich in seinen früheren Betrieben nie am Subotnik beteiligt. Dahinter standen jedoch weniger politische Motive (bspw. die Ablehnung des „Kollektivgedankens“), sondern seine Nicht-Bereitschaft unbezahlt Arbeit zu leisten:

14/514-527 *Differenzierung im Modus der Beschreibung und Argumentation*

[...] und da hab ich so viel wie soll man sagen na ich wollte sagen Druck gemacht bis ich für den dass ich für den Tach auch n freien Tach krich //mmh// weil ich nie eingesehn hab ohne Geld irgendwie zu arbeiten. //mhm// Für nichts. Und wenn ich ich hab immer gesacht und, das war ja auch für für Leute wo se das praktisch war ja auch bestimmt für hier für na Projekte und alles auch schon zu DDR-Zeiten bloß da hieß es ja alles anders was man da praktisch erwirtschaftet das wurd ja denn auch hier irgendwelchen Leuten übergeben. //mhm// Die hatten ja auch damals so Hilfsprogramme auch zu DDR-Zeiten, aber ich hab auch immer gesagt, wenn dann wenn se Geld sammeln ok (klopft auf den Tisch) aber (klopft auf den Tisch) arbeiten nich //mhm mhm mhm// umsonst //mhm// Das wurd ja auch vielfach auch Geld gesammelt, da hab ich auch immer viel ...

I: Ja.

IP: ...gegeben. Hundert Ostmark oder sowas hier, aber wenn einer szu mir @gesacht hat@ ich soll einen (klopft auf den Tisch) Tach Subotnik machen, hab ich gesacht nix.

I: Ok, ja.

Er erzählt, dass er nach dem Subotnik einen freien Tag eingefordert hat, womit er dessen Sinn konterkarierte. Ob ihm der freie Tag gewährt wurde, bleibt offen: „...*und da hab ich so viel wie soll man sagen na ich wollte sagen Druck gemacht bis ich für den, dass ich für den Tach auch n freien Tach krich*“. Es wird nicht deutlich, ob er sich am Ende durchsetzen konnte. Homolog zu seiner Bewertung von Kindergarten, Schule und organisierter Freizeit (vgl. S. 82 ff.) hebt er seine verweigernde Haltung hervor, die er an dieser Stelle damit begründet, dass er nur arbeitet, wenn er dafür Geld bekommt. Nur gegen Bezahlung zu arbeiten, ist für ihn eine Art „Lebensphilosophie“, die er nicht in Frage stellt. Anschließend bekräftigt er seine Haltung noch einmal, er beschreibt, dass er sich bei Geldsammlungen für Hilfsprojekte immer beteiligt habe (z.B. mit einer Spende von 100 Mark), jedoch nicht bereit war umsonst zu arbeiten (bei diesen Worten klopft er mit der Hand auf den Tisch, was seine Unnachgiebigkeit bei diesem Thema bestätigt).

Im folgenden Satz bestätigt er seinen Standpunkt noch einmal. Er formuliert zunächst seine persönliche Auffassung, die er danach zu einer unwiderlegbaren Tatsache ausdehnt: „*Das ist für mich kostenlos un ich hab gesacht umsonst kann ich kann man nich arbeiten*“. Anschließend folgt eine Wertung: „*das geht gar nicht*“. Im Kopf ist er in diesem Moment noch in der Vergangenheit, er hat seinen Gedanken freien Lauf gelassen, kommt nun aber in der Gegenwart an und beginnt das zuvor Gesagte zu relativieren:

14/528-540 *Argumentation und Proposition*

IP: Das ist für mich kostenlos un ich hab gesacht umsonst kann ich kann man nich arbeiten //mmh// das geht gar nich. //mmh// Ich mein dis, was ich jetz hier alles machen muss, das is hie:r...

I: Ja.

IP: So wie ich schon gesacht hab, so:: als wenn mir mit fünfzich einer n Schalter umgeleht hat, ich war vorher auch aners. //mhm// Ganz aners. //mhm// Da hab ich das alles noch anders aufgenommen, aber jetz sag ich mir hier?! Man lebt bloß einmal, warum soll man sich ärgern oder irgendwie //ja// Gedanken machen, über wat denn?

I: Das ham sie, aber is erst so mit au mit dem fünfzichsten Geburtstag.

IP: Richtich!

I: Ja? Aha? Vorher war das nich so? Aha!

IP: Nee, vorher war das nich so. //mmh// Das is schon meinen Kindern aufgefalln he wie ich damals geredet hab und wie ich jetzt ... //mhm//

Er versucht die Arbeit in der jetzigen Maßnahme (für die er auch nur einen Euro pro Stunde bekommt) aus seiner Argumentation auszuschließen, bricht den Satz jedoch ab: „*Ich mein dis, was ich jetz hier alles machen muss, das is hie:r...*“

In einer Proposition stellt er seinen Unwillen als Produkt seiner Lebenserfahrung dar: An seinem 50. Geburtstag habe sich ein Umdenkprozess in Gang gesetzt: „*So wie ich schon gesacht hab, so:: als wenn mir mit fünfzich einer n Schalter umgeleht hat, ich war vorher auch aners.*“ Herr Richter gibt keine Auskunft darüber wie und warum sich sein Denken verändert hat, auch erläutert er nicht, was er von da an anders gemacht hat. Aus seinen Worten wird lediglich eine gewisse Lässigkeit („*man lebt nur einmal*“) deutlich, die er sich - wie er sagt - nach seinem 50. Geburtstag zu Eigen gemacht habe.

Im Gegensatz zu den anderen Passagen des Interviews antwortet Herr Richter an dieser Stelle recht einsilbig. Auf Nachfrage der Interviewerin erwidert er nur knapp, dass seine Veränderung auch seinen Kindern aufgefallen sei. Offenbar möchte er nicht tiefgehender antworten. Wahrscheinlich befürchtet er seine Einstellung zu unbezahlter Arbeit könnte als Verweigerungshaltung gegenüber der Tätigkeit im Projekt ausgelegt werden, was ihm in diesem Moment bewusst wird.

Eine tatsächliche Einstellungsänderung wird in seinen Ausführungen nicht deutlich, er führt diese lediglich als Argument an, fügt jedoch keine nähere Beschreibung seiner Veränderung in Einstellung und Verhalten hinzu. Darüber hinaus ist im Gegensatz zum Rest des Interviews wenig Bereitschaft zu erkennen, über diesen Aspekt ausführlich zu erzählen.

Aufgrund seines recht zurückhaltenden Antwortverhaltens entscheidet sich die Interviewerin ihn auf seine Lehrzeit anzusprechen:

15/541-549 *Nachfrage der Interviewerin; Beschreibung im Modus der Argumentation*

I: Und ja sie hatten das ja schon kurz äh ähm zusammengefasst wie es denn sozusagen nach der Schulzeit beruflich weiterging ne also die verschiedenen ja Lehren, die sie gemacht haben oder ja eine Lehre.

IP: Nee inne inne Firmen //ja// wo ich da war // ja// inne Betriebe // ja genau// und da hab ich ja nur eben gewechselt weil es wegen Geld verdienen.

I: Ja. Was war das?

IP: Zum Beispiel in in zum Bei in WGB das war hier unten ja [Straßenbezeichnung] hier in M. war ja n Großhandel u::nd da had ich ja gelernt und naher in W. gearbeitet, da hab ich dreihundertzwanzich Ostmark verdient //mmh//

Eine ausführliche Erzählung fertigt Herr Richter nicht an, stattdessen argumentiert er kurz, dass er die Betriebe aufgrund finanzieller Erwägungen gewechselt habe. Den Lohn während seiner Tätigkeit in der Firma in W. benennt er exakt, was die subjektive Bedeutung des Verdienstes unterstreicht.

Zu einem späteren Zeitpunkt geht er erneut auf das Thema Arbeit ein, hier erörtert er seine Motivation zur Aufnahme einer Erwerbstätigkeit nach seiner längeren Arbeitslosigkeit:

26/953-972 *Proposition (Begründung der Arbeitssuche in den 90er Jahren)*

IP: Naja schon in de neunziger Jahre da had ich mir ja (leise, zögernd) vorgen () da had ich mir ja vorgenommen eigentlich hier mir gar keine Arbeit mehr zu suchen, das hab ich auch hauptsächlich nur gemacht wegen meine beiden Kinder. //mhm// Weil ja das so is hier und das müsste doch eintlich jeder wissen, wenn die sich jetzt praktisch beworben haben, das ham se... ich hab ja die sogenannten Wendekinder //mhm// und wenn denn da Arbeitgeber das denn gelesen hätte die Eltern sind zu Hause ham keine Arbeit denn sagen die auch ja denn kann mit den Kinder auch nich viel los sein.

(I & IP sprechen durcheinander)

I: Ahso.

IP: Nee, so isses.

I: Aha.

IP: Ja, so isses

I: Aha.

IP: Neenee, da brauch sich keiner Illusion zu machen, das wirklich so.

I: Aha.

IP: Ja.

I: Is ja intressant.

IP: Ja, da wird zwar drüber gelacht und wird sich un viele die die () regen sich ja drüber auf, ah das is da is die Realität, da brauch sich keiner wat vorszumachen

I: Mhm. Mmm. Ja ok, ja gut.

Leise und zögernd, als wenn er eine „Geheiminformation“ weitergibt, räumt er ein, dass er sich damals eigentlich keine Arbeit mehr suchen wollte. Beweggrund, sich dennoch um einen beruflichen Wiedereinstieg zu bemühen, war nicht sein eigenes berufliches Fortkommen, sondern das seiner Kinder. Er hat sich deswegen eine Arbeit gesucht, weil er der Meinung war, dass Kinder von arbeitslosen Eltern bei Arbeitgebern nicht gut angesehen sind und deshalb nicht eingestellt werden. Er stellt diese persönliche Annahme als Tatsache dar, die jeder kennen müsste. Konkrete Erfahrungen, die seine „Theorie“ belegen, fügt er nicht hinzu, stattdessen bricht er seinen Satz an dieser Stelle ab und erwähnt im selben Atemzug, dass seine Kinder „Wendekinder“ seien: *„Weil ja das so is hier und das müsste doch eintlich jeder wissen, wenn die sich jetzt praktisch beworben haben, das ham se... ich hab ja die sogenannten Wendekinder“*. Den Argumentationszusammenhang erläutert er nicht näher. Auch an dieser Stelle bleiben seine Ausführungen kursorisch.

Anschließend kommt er auf seine Arbeit bei einer größeren Einzelhandelskette zu sprechen. Obwohl er zuvor gesagt hat, dass er sich diese Arbeit aus eigenem Antrieb gesucht habe, kommt er, als er den Zugang zu seiner Tätigkeit beschreiben will ins Stottern:

26/973-974 *Abgebrochene Erzählung im Modus der Beschreibung*

IP: Ja:. So und denn hab ich mir ü d da um bi had das ja gut geklappt mit O. (Arbeitgeber Einzelhandelskette). //mmh//

Er beginnt eine Erzählung, in der er sich selbst als den Initiator der Bewerbung beschreibt, bricht diese ab und kommt nach einigen unverständlichen Lauten schließlich zu einer Aussage im Passiv: *„So und denn hab ich mir ü d da um bi had das ja gut geklappt mit O.“* Ob er sich dort tatsächlich aus eigenem Antrieb beworben hat oder ihm das Arbeitsamt diese Stelle vorgeschlagen hat und er sich bewerben musste, lässt er offen. Eigeninitiative spiegelt sich in seiner extrem kurzen Beschreibung zumindest nicht wider. Dann wendet er sich sofort dem Ende der Tätigkeit zu.

26/974-978 *Argumentation: Proposition und Antithese*

Gut, ich hätte auch noch weitergearbeitet, weil das ja schönes Geld () (leise) *hab ich ja da gekricht*. Aber so war das damals inne neunziger Jahre. //mmh// Und da brauchte man ja nur immer ein Antrag zu stelln. //Hm// Und der lief ja, Arbeitslosengeld zwei hab ich einmal bestellt, dat lief etliche Jahre. //mhm// Nich so wie jetzt hier, dat wurd ja naher alles zweitausend ab Januar zweitausendfünf war ja alles vorbei.

Er wirft den Gedanken auf, dass er aufgrund des hohen Verdienstes dort noch länger gearbeitet hätte. Dagegen sprachen nach seiner Auffassung die recht komfortablen Bedingungen während der Arbeitslosigkeit in den 90er Jahren (was zeitlich allerdings nicht zusammenpasst). Als er über den Antrag für das Arbeitslosengeld II redet, dokumentiert sich eine passive, unbeteiligte Haltung: „*Und der lief ja, Arbeitslosengeld zwei hab ich einmal bestellt, das lief etliche Jahre.*“ Er verwendet das Verb „*bestellen*“ als würde er eine Ware aus dem Katalog anfordern, die dann frei Haus geliefert wird. Offenbar hat er Arbeitslosengeld II als eine Leistung verstanden, die unbürokratisch angefordert werden kann und für die keinerlei Gegenleistung erbracht werden muss. Die Hartz-Reform, von deren Auswirkungen er nach Ende seiner letzten Tätigkeit betroffen war, hat er als abrupte Veränderung seiner Lebensbedingungen empfunden („*Januar 2005 war alles vorbei*“), da sich die Bedingungen für Arbeitslose in dieser Zeit aus seiner Sicht verschlechtert haben. Ob er es bereut, seine Stelle gekündigt zu haben, lässt er jedoch offen.

Obwohl die Ausführungen von Herrn Richter an dieser Stelle kursorisch und bruchstückhaft erscheinen, kristallisiert sich hinsichtlich der biographischen Bedeutung der Arbeit ein zentrales Orientierungsmuster heraus: Herr Richter reflektiert seine Berufsbiographie im Horizont finanzieller Erwägungen, in seinen Augen muss sich Arbeit finanziell lohnen. Seine Sichtweise wird vor allem in der Auseinandersetzung mit seinen Nebentätigkeiten deutlich, der er bis zur Wende selbstverständlich nachgegangen ist. Die Möglichkeit sich Geld dazu zu verdienen, ist ebenfalls zentrales Kriterium bei der Bewertung seiner Situation als Arbeitsloser. Darüber hinaus kristallisiert sich insbesondere im Zusammenhang mit seiner Weigerung am Subotnik teilzunehmen, eine Haltung heraus, die darauf gerichtet ist, sich in gegebene Kontexte nicht einordnen zu wollen. Ob es sich hierbei tatsächlich um eine Orientierung handelt, soll anhand weiterer Sequenzen untersucht werden:

Institutionelle Anpassung / DDR (Herr Richter)

1/1-2/41 Erzählstimulus und Kurzerzählung

1/1-13 *Erzählstimulus, Nachfrage (Rückversicherungen) des Interviewpartners und Antworten der Interviewerin*

I: (Räuspern) Also wir interessieren uns da die für Lebensgeschichten von Erwachsenen, die an dieser Maßnahme teilnehmen und uns interessiert wie sie bisher gelebt haben und wie sie gegenwärtig leben und wie sie sich ihre Zukunft vorstellen. Und ich möchte sie deshalb bitten sich einmal an ihre ja Kindheit zu erinnern und zu erzählen wie es damals war und wie es von da an weiterging. Und ich bin jetzt erstmal ganz ruhig und ja höre ihnen aufmerksam zu und sie können eben alles erzählen, was sie für wichtig halten oder...

IP: Also bloß so grob von Kindheit was man da noch weiß.

I: Ja, also ja.
IP: Der Werdegang.
I: Jo wie sie, wie sie einfach so, ne?!
IP: Gut. (2)
IP: Kann los gehn?
I: Kann los gehn. (lacht)

1/14-21 *Nennung des Kindergartens, Proposition, Hintergrundkonstruktion im Modus der Argumentation, erneute Rückversicherung*

IP: Naja, der Werdegang is eben der hier von Kindergarten, was ich mich noch dran erinnern kann hier. Bloß hab ich auch nich viel von gehalten, das war ja damals mehr so, man musste das ja machen, aber so direkt man brauchte... Ich bin ja auf'm Land groß geworden und da hat man ja irgend auch noch zu Hause ganz andres Leben gehabt hier. So denn nachher von ne Schule, also Zeiten muss ich nicht angeben?

I: (verneint)

IP: Wann ich szur Schule gekomm bin.

I: Können Sie machen, müssen sie aber nich, ne!

Nachdem die Interviewerin den Erzählstimulus vorgegeben hat, fragt Herr Richter mehrmals nach, ob er über seine Kindheitserinnerungen erzählen soll. Dann erwähnt er den Kindergarten und macht in einer Proposition auf seine Haltung dem Kindergarten gegenüber aufmerksam: Er habe damals davon nicht viel „gehalten“. Er begründet dies mit dem Pflichtcharakter dieser Institution, setzt sich jedoch inhaltlich nicht mit dem Kindergarten auseinander. Anschließend relativiert er seine Aussage zum Kindergarten, bricht diesen Gedanken jedoch nach wenigen Worten ab: „... *aber so direkt man brauchte*“. Er erklärt in einer Hintergrundkonstruktion, dass er auf dem Land aufgewachsen ist und das Leben zu Hause deshalb den kompletten Gegensatz zur institutionellen Erziehung in der DDR dargestellt hat. Nach einer erneuten Rückversicherung worüber er erzählen soll und ob er auch Zeiten nennen muss, berichtet er kurz über seine Schulausbildung, seine Lehre und seine berufliche Laufbahn⁵⁰.

Als die Interviewerin den Erzählstimulus noch einmal wiederholt hat, beginnt Herr Richter erneut, seine Einstellung zur institutionellen Erziehung in der DDR zu beschreiben. Er steigt mit einer Bewertung ein und bezieht sich nochmals auf den verpflichtenden Charakter institutioneller Erziehung:

2/50-60 *Proposition im Modus der Beschreibung*

IP: Naja, wie ich schon gesacht hatt em das wurd ja damals alles angeordnet. //mhm// U:nd hier: Naja das gink ja auch. Wir hatten ja auch so'n Mehrgeneration ham ja auch früher zusammn gewohnt, dadurch war's nicht unbedingt erforderlich, das man Kindergarten ebend hingehn brauchte. //mhm// Mein heute siehts natürlich alles anders aus.

⁵⁰ Auf diesen Teil des Interviews wird an dieser Stelle nicht eingegangen, da er bereits an anderer Stelle interpretiert wurde.

Man hatte ja damals noch Oma und Opa und darum hab ich mir auch immer gesträubt hier dahin zu gehn //mhm// Kindergarten, das war denn eben nur, wenn ich musste hier oder so so ging es naher auch inne Schule weiter. So wie ich letz mal schon sacht das lief sowieso die ganzen Jahr wie so'n roter Faden hier bei mir. Also das wurd das war für mich ebend Muss, aber so hab ich das damals eben gesehn. //mhm// Weil ja auch von de von de Interessen her... (.) Naja ich hab auch auf'm Lande gewohnt und da wurd man eigentlich auch schon zur Arbeit ran //mhm// na das man ebend hier arbeiten musste hier, auch von Elternhaus.

Retrospektiv beschreibt er sich als jemanden, der sich bereits als Kind gegen institutionelle Zwänge zur Wehr gesetzt hat, so habe er sich „gesträubt“ den Kindergarten zu besuchen. Dass hierfür der staatliche Erziehungsauftrag ausschlaggebend war (*„das wurd ja damals alles angeordnet“*) ist eine Begründung, die er nachträglich aus der heutigen Perspektive hinzugefügt hat, da er die Ursache für seine Verweigerung aus einem anderen Kontext herleitet (diesen hatte er in der ersten Sequenz bereits angedeutet): Er erklärt, dass er in seiner Kindheit mit mehreren Personen in einem Haus gewohnt hat, weshalb zur Betreuung auch seine Großeltern zur Verfügung standen. Der Besuch des Kindergartens war deshalb nicht unbedingt notwendig und - im Gegensatz zur Möglichkeit zu Hause zu bleiben - die unattraktivere Option. Aus dem Kindergartenalltag leitet er keine Argumente gegen den Kindergarten ab, weshalb seine ablehnende Haltung dort nicht ihren Ursprung haben kann.

Zusammenfassend fügt er hinzu, dass Kindergarten und Schule für ihn eine Pflichtübung waren, deren Nutzen er nicht erkannt hat. Ob er seine Auffassung im Gegensatz zu früher geändert hat, sagt er nicht explizit. Allerdings lassen seine Worte: *„aber so hab ich das damals eben gesehn“*, durch die Verwendung des Adverbs *„eben“* eine gewisse Resignation erkennen. Dies deutet darauf hin, dass er seine Haltung von damals hinterfragt, ohne diese Gedanken weiterzuführen.

Er rechtfertigt seine ablehnende Haltung gegenüber der Schule damit, dass er auf dem Land gewohnt hat und bereits früh in die Arbeit auf dem Hof mit einbezogen wurde, diese war für ihn als Jugendlichen die attraktivere Option, weil sie eher seinen Interessen entsprach.

Deutlich wird, dass er die institutionelle Erziehung und Bildung in der DDR im Horizont von eigener Ablehnung und Verweigerung thematisiert. Als Argument hierfür zieht er die von oben verordnete staatsbürgerliche Erziehung heran. Er beschreibt seine Haltung als *„roter Faden“*, der sich durch sein Leben gezogen hat. Hinter dieser eigentheoretischen Darstellung steht jedoch sein Desinteresse gegenüber schulischer Bildung, deren Nutzen er als Jugendlicher nicht erkannt hat.

Seine Einstellung hinterfragt er auch heute nicht explizit.

Zu einem späteren Zeitpunkt beschreibt er sein Verhältnis zu Partei und Staat im Zusammenhang mit seiner Erwerbstätigkeit. Auch hier thematisiert er seine Einstellung im Horizont von Ablehnung und Verweigerung:

14/498-508 *Nachfrage der Interviewerin; Proposition (wertend) und Exemplifizierung*⁵¹

I: Und noch eine Frage jetzt zur Schulzeit dann ist Schulzeit sozusagen @abgehakt@ (lacht) aber hatten sie noch eh ja besonders negative Erfahrungen dort oder irgendwas woran man sich noch erinnern kann was vielleicht...?

IP: Das einzige was mich gestört hat diese sogenannte Pflicht hier weil sie immer eben alles als Pflicht gemacht haben so über die ganzen Veranstaltungen //hm// und das hier, das hat mir eben schon gestört auch mit das so, wenn da wurde ja auch **viel** ich mein wurde ja auch viel unternommen, was ja heutzutage während der Schulzeit gemacht wird das wurde ja in den Ferien und alles gemacht //mmh// aber da habe ich mir auch immer so auch mit diesen ganzen Ferienlagern, da habe ich auch immer: einmal war ich da. //mhm// Und näher habe ich immer gesucht hier nicht. //mmh// Und von Elternhaus wurde mir das auch naja so bisschen freigestellt, die haben die haben auch selber auch kein Druck gemacht hier. //mhm// (leise) *mhm//*

Nachdem ihn die Interviewerin auf seine Schulzeit angesprochen hat, steigt Herr Richter mit einer Bewertung ein: „*Das einzige was mich gestört hat diese sogenannte Pflicht hier weil sie immer eben alles als Pflicht gemacht haben so über die ganzen Veranstaltungen...*“ Die organisierte Freizeit im Kontext von Schule, Pionieren und FDJ lehnt er aufgrund ihres verpflichtenden Charakters ab. Er reflektiert diese nicht inhaltlich, sondern kritisiert lediglich den dahinterstehenden Zwang zur Teilnahme. Auch das zeitliche Ausmaß (da für gemeinsame Unternehmungen und Veranstaltungen, im Gegensatz zu heute, auch die Freizeit in Anspruch genommen wurde) sieht er kritisch. Ablehnend erwähnt er in diesem Zusammenhang die Ferienlager, zunächst unterstreicht er mit dem Adverb „*immer*“ seine verweigernde Haltung, gesteht dann jedoch ein, dass er einmal teilgenommen habe: „*aber da habe ich mir auch immer so auch mit diesen ganzen Ferienlagern, da habe ich auch immer: einmal war ich da*“. Über seine Eindrücke und Erfahrungen dort sagt er nichts, lediglich, dass er eine erneute Teilnahme im Anschluss strikt abgelehnt habe, kommt zur Sprache.

Er entwirft an dieser Stelle das Bild eines Jugendlichen, der eine ablehnende Haltung gegenüber Staat und Gesellschaft verkörpert. Eine inhaltliche Auseinandersetzung ist jedoch nicht zu erkennen, seine politische Haltung bleibt offen.

⁵¹ Auf die Schulzeit wird an dieser Stelle eingegangen, da hier eine ähnliche Orientierung zum Vorschein kommt, wie bei den Äußerungen zur Arbeit (insbesondere zur nicht-bezahlten Arbeit).

Einziger Kritikpunkt ist für ihn, die Verpflichtung an bestimmten Veranstaltungen teilzunehmen, dieser scheint er sich letztlich gebeugt zu haben. Beispiele für tatsächliche Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit einer Verweigerung der Teilnahme an Pflichtveranstaltungen nennt er nicht.

Mit seinen Eltern hatte er in diesem Zusammenhang keine Schwierigkeiten, er erwähnt sie allerdings nur im Zusammenhang mit seiner Nicht-Teilnahme am Ferienlager, die ohnehin freiwilligen Charakter hatten.

Zu einem späteren Zeitpunkt wird seine politische Haltung erneut deutlich:

17/610-629 *Nachfrage der Interviewerin; Beschreibung im Modus der Bewertung*

I: Aber so als sie dann im [Straßenbezeichnung] gearbeitet haben, haben sie noch auf dem Dorf gewohnt?

IP: Richtich!

I: Ja. Ok. Mmh.

IP: Da musst ich ja jeden Tach reinfahrn...

I: Ja.

IP: ... und das hat mir ja damals schon. Ich wollte ja sch eigentlich **ich** wollte ja schon, wo ich angefang bin inne Lehre //mhm// aber da kams mir ebend ja: dann müsst ich inne Partei gehn und denn und das war ja sowieso schon für mich hier ausgeschlossen //mhm// dass ich das gemacht hab, hab ich **nie** gemacht.

I: Mhm, also woran war das geknüpft, die dass sie in die Partei gehn müssen?

IP: Ja, auch so Möglichkeiten, wenn ich jetzt inne Partei gegangen wär oder ne Kampfgruppe damals ja war ja prakt- da anne die Firnm das warn ja alles so die inne Kampfgruppe warn, wurde ja auch so 'ne bestimmte Anzahl Freiwillige und die wurden auch richtig ausgestattet, da hab ich mir immern ff ferngehalten, hab ich noch nie was von gehalten //mmh// Da bin ich ja erst mit fümunzwanzich wurd ich erst eingeschoben.

I: Achso, achso. Mhm.

IP: Zur Armee. Und wo ich nachher wiederkam, hab ich mir auch nich überreden lassen hier szu Kampfgruppe, da kams nämlich auch an, ich hätte den Wehrdienst jetzt rum und denn sollt ich mir das mal überlegen, nee, sach ich, da gibt es nüscht zu überlegen. //mhm mhm//

Auf Nachfrage der Interviewerin beschreibt er, dass er in der Stadt gearbeitet hat und deshalb jeden Tag aus seinem Heimatdorf in die Stadt fahren musste. Seine Bemerkung: „*das hat mir damals schon*“ deutet darauf hin, dass ihn der weite Arbeitsweg gestört hat. Offenbar hat er sich bereits zu Beginn seiner Lehrzeit um eine Alternative bemüht: „*Ich wollte ja sch eigentlich **ich** wollte ja schon, wo ich angefang bin inne Lehre*“, er betont mehrmals, dass er derjenige war, der versucht hat, eine Veränderung herbeizuführen. Was genau er für sich erreichen wollte, erzählt er nicht. Dass er in diesem Zusammenhang mit den Mechanismen des DDR-Systems in Berührung kommt, reißt er ebenfalls nur an: So hätte er, um in den Genuss von Privilegien zu kommen, in die Partei eintreten müssen, was er für sich kategorisch ausgeschlossen hat. Auf die Gründe hierfür geht er nicht näher ein.

Dass er sich nicht von der Partei einnehmen lassen hat, ist für ihn wichtig, er hebt hervor, dass er das „*nie*“ gemacht habe.

Auf Nachfrage der Interviewerin geht er kurz auf die DDR-Kampfgruppen⁵² ein, eine Beteiligung lehnte er ebenfalls ab. Seine Haltung beschreibt er nicht näher, seine Worte zeugen jedoch von großer innerer Distanz: „*da hab ich mir immern ff ferngehalten, hab ich noch nie was von gehalten*“. Eine Beteiligung stand für ihn nie zur Diskussion, bereits als junger Auszubildender schließt er eine Parteimitgliedschaft für sich aus und auch nach seinem Wehrdienst (mit 25 Jahren) kommen für ihn weder die Beteiligung an der Kampfgruppe noch der Eintritt in die SED in Frage. Eine inhaltliche Auseinandersetzung ist seinen Worten nicht zu entnehmen, vielmehr scheint seine Einstellung von Anfang an festzustehen. Ebenso starr ist seine Auffassung seiner Schwester gegenüber, die einen komplett anderen Weg als er eingeschlagen hat. Sie hat eng mit Harry Tisch (Vorsitzender des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, kurz FDGB) zusammengearbeitet und damit eine erfolgreiche Parteikarriere hinter sich.

17/629-632 *Beschreibung im Modus der Bewertung*

IP: Ja und das einzigste meine Schwester, die ist ja wieder den anern Wech eingeschlagen, die war ja schon inne obersten Kreise hier von Polit Politbüro. //mhm// Das hab ich nie verstanden (leise) *ehrlich*. //Aha// Und ich war tota:l anders.

633-637 *Nachfrage der Interviewerin und Elaboration*

I: Und was hat sie da g gearbeitet oder (unverständlich)?

IP: Na sie saß doch bei Harry Tisch schon. //Aja// Das war ja der FDGB- //ja// Vorsitzende da //ja// u:nd das war ja auch so'n das kann ma ja sagen so'n versoffenes Stück //ja// u:nd wo sie geheiratet hat, da kam der (flüstert) *scheiß ha ich gedacht* und der hat natürlich n Auge gekricht, der hat gesacht: (leise) „*Was das ist dein Bruder?*“.

Herr Richter erwähnt seine Schwester im gesamten Interview nur ein einziges Mal im Zusammenhang mit ihrer Parteikarriere. Sein Verhältnis zu ihr erscheint distanziert. Dass sie sich in den obersten Kreisen des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes bewegt hat, hat er nie verstanden. Auf ihre politische Karriere geht er nicht näher ein. Sich selbst sieht er als das komplette Gegenteil seiner Schwester, bezieht diese Gegensätzlichkeit jedoch nur auf die politische Haltung. Unterschiede in Bildungsniveau, Einkommen oder Lebensstil lässt er außen vor. Ihre Tätigkeit beschreibt er nur kurz: „*Na die saß doch bei Harry Tisch schon.*“

⁵² Die Kampfgruppe war eine Freiwilligenarmee, die sich aus Werktätigen rekrutiert hat.

Aus seiner Wortwahl (insbesondere durch die Verwendung des Adverbs „schon“) geht hervor, dass seine Schwester in seinen Augen tatsächlich eine hohe Position erreicht hat. Gleichzeitig wirkt die Beschreibung der Stellung seiner Schwester herablassend, da er durch die Verwendung des Verbs „*saß*“ auf den passiven und nutzlosen Charakter ihrer Tätigkeit verweist. Für ihren Vorgesetzten hat er nur Verachtung übrig („*versoffenes Stück*“)⁵³. Nüchtern erzählt er über die Hochzeit seiner Schwester, bei der auch Harry Tisch zu Gast war. Ohne jede Wertung sagt er in wörtlicher Rede, dass dieser überrascht gewesen sei, dass sie so einen Bruder hat. Was die herablassenden Worte des FDGB-Vorsitzenden in ihm ausgelöst haben, sagt er nicht. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie ihn nicht unberührt gelassen haben.

637-645 *Hintergrundkonstruktion*

So, das noch nich alles, kam noch n kam noch n dickes Ende hinterher, wo ich im (gepresst) @Faserplattenwerk gearbeitet hab@ da kam der und hat sich Faserplattenwerke angekuckt. //mhm// Und musste ich grade da sein um Schicht zu machen? //@hm@//Und da war ich die Szeit über als Anlagenfahrer, weil ich mir gedacht hab (*langsam*) hier La:ger und denn kam n da warn immer so so'ne Reibereien unternander zwischen Lager und Anlagenfahrer und denn sachten die immer, die ham denn immer so'n bisschen rumgesponn und da hab ich gesacht, da sach ich: „as wenn Anlagenfahrer schlimm is“, sach ich, „dat kann ich auch kann man auch lern“. So und aufgrund dessen hab denn ich dann ma für ein J für ein Jahr ma sowas gemacht. //mhm// Da musst der grade komm und denn (flüstert) *ma::n...*

Im Gegensatz zu der sehr knappen Beschreibung der Begebenheit auf der Hochzeit erzählt er sehr ausführlich über ein zweites Zusammentreffen mit Harry Tisch (der einmal das Werk besucht hat, in dem er arbeitete) in seiner Arbeitsstätte. Dieses hat eine deutlich positivere Konnotation und ist mit angenehmeren Erinnerungen verbunden, die er deutlich lieber ins Gedächtnis ruft. In einer Hintergrundkonstruktion beschreibt er, dass er zu dieser Zeit gerade als Anlagenfahrer gearbeitet hat, obwohl er eigentlich dem Lager zugeordnet war. Es scheint, als wenn ihm die Begegnung mit dem FDGB-Vorsitzenden unangenehm war, im Verlauf seiner Darstellung wird jedoch deutlich, dass er sich durch seine Aufmerksamkeit geschmeichelt gefühlt hat:

646-679 *Beschreibung und abschließende Bewertung*

I: Und der kannte sie auch, oder?

IP: Ja, türlich dadurch durche Hochzeit durche Heirat da wo wo er bei meine Schwester war.

I: Aja, ok. (lacht) Aha.

⁵³ Harry Tisch und andere Mitglieder des Politbüros sowie Parteifunktionäre waren hinlänglich dafür bekannt über große Mengen Alkohol zu verfügen und diese zu konsumieren.

IP: Und da, nee. Da had ich naher noch Schwierichkeiten hier, naja die wussten das ja nich und grade er musst me auch noch ne Frage stelln (nuschelt)

I: Aha (lacht)

IP: (flüstert) Ja.

I: Ja und dann hatten sie Schwierigkeiten dadurch, ja?

IP: Neei, aber ich hab das denn gesacht, warum und weshalb.

I: Achso.

IP: Und denn...

I: Naja ok. Ja.

I: Also die andern Kollegen...

(I/IP sprechen durcheinander)

I: Die andern Kollegen.

IP: Die warn. Die warn erstmal baff.

I: Ja. (lacht)

IP: Naja, weil ich mir sonst aus aus politischen und so iimmer rausgehalten hab und grade wo er kam, hier, ja.

I: Aha.

IP: Da war praktisch so´ne so´n Bereich, wo alles und diese ganzen Steueranlagen warn und praktisch da musste man denn eben aufpassen und denn, da warn eben zich Anzeigen und und das alles und das mit de Bedienung und alles. Und da hat er mir gefragt, hier, ob man "Wie kann man das alles behalten?" hat er denn zu mir gesacht. Jo und das beste war ja noch hier, er hat mir ja auch mit "du" angesprochen (lacht)

I: (lacht)

IP: (lacht)

IP: Und da sach ich da sach ich vom Prinzip her sach ich kann das jeder lern sach ich hier //mhm// auch wenn man schon älter is.

I: (lacht) Aha.

IP: Ja, da warn ziemlich Auflauf, der hatte auch ne Sicherheitspersonal //mhm// da um sich rum und die warn natülich hell begeistert hier, die wussten ga nich, wad los is hier.

I: (lacht)

IP: Ah das war schon nich schlecht damals.

Aufgrund seiner politischen Einstellung sind seine Kollegen überrascht, dass Harry Tisch ihn persönlich kennt und sogar mit „du“ anspricht. Er selbst genießt die (zumindest gespielte) Bewunderung des FDGB-Vorsitzenden. Dass er ihn bei einer mit mehr Verantwortung verbundenen Tätigkeit antrifft, scheint für ihn eine nachträgliche „Rehabilitation“ zu sein, auch wenn er dies so ausdrücklich nicht anspricht.

Herr Richters Haltung gegenüber der SED und anderen Institutionen ist ablehnend, inhaltlich setzt er sich während des Interviews damit jedoch nicht auseinander, sodass nicht klar wird, was genau die Gründe für seine Zurückhaltung sind. Seine Haltung gegenüber der DDR tritt auch deshalb nicht eindeutig hervor, da er die Wende und die deutsche Wiedervereinigung negativ bewertet und vor allem die in diesem Zusammenhang aufgetretenen Probleme (schwerpunktmäßig die Arbeitslosigkeit) erörtert. Auf politische Veränderungen geht er im Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung nicht ein.

Herr Richter setzt sich mit der DDR allerdings noch in einem anderen Horizont auseinander, der an dieser Stelle in die Analyse mit einbezogen werden soll:

Erhabenheit (Herr Richter)⁵⁴

Wie bereits an anderer Stelle deutlich wurde, fühlt sich Herr Richter seinen Mitmenschen gegenüber überlegen. Dieses Gefühl resultiert bei ihm aus der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die bei ihm nach wie vor präsent zu sein scheint:

2/77-3/81 Erzählung im Modus der Bewertung

IP: Naja weitä: Ich stand damals schon auf'n Zeitpunkt so Mitte der siebziger Jahre. Da gab es nahe schon ne Phase zu DDR-Zeiten, da konnte man schon sehn, das ging nahe nur noch abwärts //mhm// u:nd hie:r, das war schon zu erkenn und Anfang der achtziger Jahre ging es ja schon praktisch los. Nich so wie's jetzt dargestellt wird neununachtzig das war das Jahr. //mhm// Das war schon viel früher.

Er beginnt seine Ausführungen in den 70er Jahren und erzählt, dass er bereits damals erkannt hat, dass die DDR Schwierigkeiten hat, eine detaillierte Beschreibung, in welcher Hinsicht diese in Erscheinung getreten sind, liefert er jedoch nicht ab. Er gibt lediglich zu Bedenken, dass es mit der DDR abwärts ging. In seinen Augen wird diese mehr als ein Jahrzehnt währende Schiefelage in der Öffentlichkeit heute nicht thematisiert, sondern das Jahr 1989 zu stark in das Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Er glaubt mehr zu wissen, obwohl er die komplexen Zusammenhänge, die letztlich zum Ende der DDR geführt haben, nicht wiedergeben kann.

3/81-3/85 Exemplifizierung

Neunzehnhunfmunachtzig wars ja besonders schlimm hier ja fümfunachtzig nee fümfunachtzig musst ich nochmal zur Armee und denn nahe neununachtzig nochmal zur Wiederauffrischung. Und da wurd eben schon gesacht hier im im Frühjahr, das das letzte Mal is. //mhm// Und da war alles schon... //mhm// Konnte man dat schon sehn. Dass da was kommt.

Argumentativ bezieht er sich lediglich auf seine Einschätzung: „*Neunzehnhunfmunachtzig wars ja besonders schlimm*“ oder auf Erfahrungen in seinem persönlichen Umfeld, zunächst auf die „Wiederauffrischung“ bei der NVA (an der er vermutlich als Reservist regelmäßig teilgenommen hat). Hier wurde ihm im Frühjahr 1989 gesagt, dass es vermutlich sein letzter „Einsatz“ sein wird.

⁵⁴ Frau Meyer reflektiert ihre Rolle als berufstätige Mutter ebenfalls in einem vergleichbaren Horizont. Auch bei Frau Meyer findet sich insbesondere in ihrer Auseinandersetzung mit ihrer ersten Berufstätigkeit eine vergleichbare Herangehensweise.

Dass es sich hierbei nicht um „Insiderwissen“ gehandelt hat und er vermutlich nicht der einzige gewesen sein wird, dem klar wurde, dass sich ein Umbruchprozess anbahnt, ist ihm offenbar nicht bewusst.

3/85-3/93 *Argumentation und Proposition*

Ich mein ich hatte damals auch die Möglichkeiten, ich wurde auch eingeladen inne alten Bundesländer und ich war auch inne achtziger Jahre fünfmal drüben //mhm// und ich hätte auch dableiben könn ohne weiteres aber ich hab mir gesacht. Ich hab schon die and die Kehrseite mitbekomm //mhm// mir wurd nich nur ümmer das von ne Schaufenster und alles hie:r Glämmer gezeichnet und mir wurde auch das ande gezeichnet und ich sach mir auch ümmer gut dass die jetzt hier so die jetzt unten in Süden gewohnt habn ich mein gut die habn ja nu durch Fernseh u nich so viel mibekomm, aber das hab ich ebn nich verstanden hier oben. Man hatte doch schon Einblick //mm// wenn die Mauer fällt was denn kommt. Aber die warn naher eben so verblendet, die ham nur eben gewisse Teile gesehn und das ande nich.

Sein „Mehr-Wissen“ begründet er damit, dass er in den 80er Jahren mehrmals in den alten Bundesländern gewesen ist, dort hat er die „Schattenseiten“ des Kapitalismus gesehen, weil ihm nicht nur der „Glämmer“ gezeigt wurde, sondern auch das andere (auf das er jedoch nicht tiefgründiger eingeht). Eine Begründung für seinen „Weitblick“, was den Zustand der DDR angeht ist dies nicht, vielmehr leitet er nun eine Argumentation ein, die in eine andere Richtung führt, aber ebenfalls eine gewisse Überheblichkeit offenkundig macht. Er macht deutlich, dass ihm bereits zu DDR-Zeiten klar war, was im Falle einer politischen Wende zu erwarten ist. Dass nicht alle DDR-Bürger über dieses Wissen verfügt haben, ist in seinen Augen nur für diejenigen zu entschuldigen, die „*unten in Süden gewohnt haben*“, da dort kein Westfernsehen empfangen werden konnte.⁵⁵ Die übrigen Bürger hätten wissen müssen, was im Falle einer Wiedervereinigung auf sie zukommt, sie waren in seinen Augen „*verblendet*“, er kann nicht verstehen, warum sie sich auf die politische Wende eingelassen haben. Obwohl er die Probleme in der DDR angesprochen hat, steht er den politischen Umwälzungen kritisch gegenüber. Beide Sichtweisen (die Krise der DDR und seine ablehnende Haltung der Wiedervereinigung gegenüber) stehen unverbunden nebeneinander. Letztlich scheint es ihm nicht so sehr darauf anzukommen, eine schlüssige Argumentation vorzulegen, sondern seine Überlegenheit deutlich zu machen.

In derselben Herangehensweise wendet er sich einem neuen Thema zu:

3/93-3/97 *Exemplifizierung*

//mhm// Das gink ja auch schon mip'm Privaten los () hiär mit nache Wende mit den ganzen Ausziehen und alles hier mit den ganzen Bauerei und alles ich hab ümmer gesacht hier zieht mal alles zieht mal alle aus hier (.) jo und denn sind eben viele (.) auffe Nase gefallen.

⁵⁵ Ironisch wurde der ehemalige Bezirk Dresden als „Tal der Ahnungslosen“ bezeichnet.

Obwohl ich das auch nie richtig verstanden hab warum.

Er kommt nun darauf zu sprechen, dass nach der Wende der Trend eingesetzt hat, sich ein Eigenheim zu bauen, was er nicht nachvollziehen kann. In seinen Augen sind viele, die sich dazu entschieden haben, gescheitert. Wie er zu dieser Einschätzung kommt, bleibt offen. Konkrete Beispiele nennt er nicht. Allerdings bestärkt ihn diese negative Perspektive auf andere in seiner Annahme, selbst alles richtig gemacht zu haben.

3/97-102 Exemplifizierung

Auch wie se damals das aufgebracht ham wo noch die DDR, noch DDR-Geld da das geht wie soll man sogn das ist nichts mehr wert. Das geht ausm Wert wo sich eben viele noch gekauft habn und auf Deufel komm raus was gekauft habn um das los zu werden. Da ha ich mich nie von beirrn lassen (2) //mmh// auch wo naher schon umgetauscht wurde eins zu fünfzich oder selbst eins zu hundert, da hab ich gsagt e seid ihr noch bissen:...? Ging praktisch hundert Ostmark und dafür ham se eine Westmark bekomm, ha ich ümmer gesacht gehts noch (lacht).

Ohne inneren Zusammenhang zieht er ein weiteres Argument für seine Überlegenheit heran. Er bezieht sich nun auf die Abwertung der Ostmark, die - wie er sagt - viele dazu veranlasst hat, „auf Deufel komm raus“ einzukaufen, um Bargeldbestände abzubauen. Er habe sich hiervon unbeeindruckt gezeigt.

Während er seine Überlegenheit im Zusammenhang mit der politischen Wende vorrangig auf der gedanklichen Ebene deutlich macht, kommt er später darauf zu sprechen, dass er während seiner Berufstätigkeit zu DDR-Zeiten konkrete Vorteile auf der materiellen Ebene hatte:

10/374-11/393 Beschreibung im Modus der Bewertung und Exemplifizierung

IP: Das war ja an, das war ja ganz schlimm. //@mhm@ mm @mm@// Wenn man was hatte, ich hab ich hab für mein ich meine jetzt kann ich das ja ruhig erzählen, die meisten ham zehn Jahre auf'n Auto gewartet und ich hab bloß vier Monate gewartet. //Mhm?// Denn konnt ich mir das aus Berlin holn.

I: Aha?

IP: Ja.

I: Ham sie auch ihre Beziehungen so, oder?

IP: Nee, hab ich durch n Faserplattenwerk.

I: Achso.

IP: An Möbelplatten.

I: Aja ok.

IP: Wir haben prak-. Wir konntn praktisch Möbel äh ne Anbaureihe kaufen so Teile für ne Anbaureihe, das kostet so vierhundert Ost war das so //mhm// ... vierhundert Mark Ost. Jo und hier inne Läden standen die ab zweitausend aufwärts. //mhm// Da ham we die denn da gekauft, denn ham we das eben genomn für Tauschgeschäfte. //mhm// Und denn standen ein Tür und Tor offen.

I: Mhm. Ja nich schlecht (lacht).

IP: Ja, da ha ich mir auch zweinachtzich gabs den Fern-, den japanischen Fernsehger-Fernseher //mmh// u:nd den had ich mir auch besorcht hier. //mhm// Wo sonst gar kein Rankomn is.

Im Gegensatz zu den übrigen DDR-Bürgern musste er anstatt der üblichen zehn Jahre nur vier Monate auf sein Auto warten, da er und seine Kollegen ihre Position im Faserplattenwerk geschickt ausgenutzt haben. Als Mitarbeiter in einem Faserplattenwerk konnten sie Anbaureihen weit unter Ladenpreis kaufen, diese haben sie dann für Tauschgeschäfte verwendet. Wie genau er mit Hilfe von Anbauwänden zu einem DDR-PKW gekommen ist, erläutert er nicht. Allerdings erhält er ihn scheinbar mühelos. Im Jahr 1982 hat er auch die Möglichkeit, sich einen japanischen Fernseher zu kaufen, wodurch er seine in dieser Hinsicht privilegierte Position noch einmal bekräftigt.

Offenbar generiert er sein Gefühl der Überlegenheit aus der Vergangenheit. Es resultiert einerseits aus dem Gefühl anderen überlegen gewesen zu sein. Andererseits steht es mit seiner Eigenschaft im Zusammenhang, Vorteile, die sich aus seiner Erwerbstätigkeit ergeben haben, geschickt für sich selbst zu nutzen: Für ihn war das Leben in der DDR wohl vor allem deshalb attraktiv, weil er von der Schattenwirtschaft profitiert hat, zumindest beschreibt er die ihm daraus entstandenen Vorteile sehr ausführlich. Privilegien, die mit der Beteiligung an der Kampfgruppe oder einer Parteimitgliedschaft verbunden gewesen sind, scheinen im Gegensatz hierzu nicht attraktiv genug gewesen zu sein.

In einem deutlich negativeren Horizont beschreibt er zu einem späteren Zeitpunkt die Beziehungen innerhalb seiner Familie:

29/1074-1083 *Beschreibung im Modus der Bewertung*

IP: So Verwandtschaft, das hat sich alles ausnander gelebt, //aja// weil die ja dachten, die sind was Besseres a ich sach mir ümmer, da könn wir mit leben. //mhm// Und wenn die bloß komm, um zu sehn, was wir haben, dann könne se auch dableiben. //hm// Und das ham se auch begriffen. //mhm// Is zwar schwer, aber wat soll das. //mhm// Das konnt ich noch nie ab. Sowas. //mmh// Also ich... Aber ich mein is zwar schlimm. //mhm// Die Schwiegermudder, die hab ich jetzt schon, da warn wir sechse in in September sechsunneunzich das letzte Mal //hui// also praktisch mei meine Frau ihre Mutter. //Aha// Tja. //Fuffzen Jahre jetz//. Jo. Is alles ausnander gegang. //mhm// Weil ei einer immer besser s sein wollte wie der andere und der eine hatte mehr wie der andere //mhm// und da ham wir gesacht, dann solln se ma, aber die komm noch ma alle dahin, wo wir sind. //mhm//

Kontakt zur Verwandtschaft haben er und seine Frau nur noch wenig, zu seiner Schwiegermutter ist der Kontakt seit 15 Jahren abgebrochen. Aus seiner Perspektive war das Verhältnis von Überheblichkeit geprägt, was im Detail zum Ende des Kontakts geführt hat, beschreibt er nicht.

Seiner Verwandtschaft gegenüber fühlt er sich offenbar unterlegen, in seinen Augen waren die Beziehungen in materieller Hinsicht durch Konkurrenzdenken geprägt, wovon er sich an dieser Stelle distanziert. Er kommt an dieser Stelle zum ersten Mal indirekt auf seine Lebenssituation zu sprechen. Seine Überheblichkeit weicht hier einer sehr bescheidenen Sicht auf sein Leben, die mit einer „rhetorischen Drohung“ („*aber die komm alle noch alle dahin, wo wir sind*“), die an seine Verwandtschaft gerichtet ist, endet.

Institutionelle Anpassung / DDR⁵⁶ (Frau Meyer)

Auf Nachfrage der Interviewerin, in der sie Frau Meyer darum bittet, sich noch einmal an ihre Kindheit auf dem Dorf zu erinnern, beginnt sie ihre Einstellung zur DDR zu beschreiben:

3/111-115 Proposition: Bewertung im Modus der Argumentation

IP: Also früher war das ja also, also ich muss ja also (.) ich hab mit de DDR keine Schwierigkeiten gehabt. //hmh// Weil, ich bin immer die Spur gelaufen. Ich hab auch nie geschrieen "Schön isses hier" und so, aber äh ich hab meine Arbeit gemacht, ich hab die gemacht u-und ich hatte ich brauchte mich mit kein anecken, weil äh ich hab die Stasi nie gespürt //hmh//

3/115-120 Exemplifizierung

und ich durfte auch zweimal nach'm Westen fahrn als meine K-Kinder also zufälligerweise war meine Tante @einmal@ sechzig und einmal war ne Hochzeit vom Cousin und da hatt ich, einmal hatt ich ein Kind und einmal war ich sogar in der äh äh Schwangerschaft hingefahrn. U Und das klappte alles und so. Und ich //hmh// bin eigentlich kein Roter oder so gewesen //hmh// also ich hab meine Arbeit gemacht und das wars so.

3/120-125 Argumentative Elaboration

Und und deswegen also (.) früher zu DDR-Zeiten (langsam) war keine Angst //hmh// (.) du die (beschwingt) *Unbeschwertheit* w war da irgendwie. Irgendwie das muss ich sagen. U- Und die Kindheit war auch schön a aufm Dorf so //hmh// also da muss ich sagen also da war ja denn auch die zehnte Klasse hab ich denn da auch gemacht. Und dann inne Kreisstadt gefahrn, dass war ja denn A., wo ich dann zwei Jahre Facharbeiter für Schreibtechnik und dann ja n-nach M. gekommen bin //hmh//

Sie selbst hatte in der DDR keine Schwierigkeiten, die Begründung hierfür sieht sie in ihrer Anpassungsfähigkeit. Ihre Strategie war möglichst unauffällig zu leben und sich in die Gegebenheiten einzuordnen. Sie möchte sich nicht zu denjenigen zählen, die offen und enthusiastisch ihre Zustimmung für die DDR bekundet haben, Ablehnung und Kritik gegenüber Staat und Partei äußert sie jedoch auch heute nicht.

⁵⁶ Da das Moment der „Erhabenheit“ bei keinem anderen Interviewpartner in dieser Ausführlichkeit vorkommt, erfolgt an dieser Stelle der Vergleich der ursprünglichen Kategorie „Institutionelle Anpassung“.

Sie sei damals ihrer Arbeit nachgegangen, ein Infragestellen des gesellschaftlichen Status quo oder gar Auflehnung und Widerstand war in ihren Augen nicht notwendig („*ich brauchte mich mit kein anecken*“). Die Stasi habe sie nie wahrgenommen („*weil äh ich hab die Stasi nie gespürt*“). Pragmatisch auf sich selbst und ihre Bedürfnisse bezogen, hat sie das Instrument, mit dem die SED systematisch Überwachung und Repression betrieb, aus ihrer Wahrnehmung ausgeblendet. Bestätigend fügt sie hinzu, dass sie zweimal in den Westen fahren durfte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie bereits einen Sohn, der sie auf die Reise nicht begleitet hat. Die Gedanken zu ihren Kindern bricht sie ab, ohne auf die Bedingungen, die an Reisen in den Westen geknüpft waren, einzugehen. So steckte hinter der Entscheidung sie als Mutter in den Westen fahren zu lassen politisches Kalkül: Anträge dieser Art wurden nur genehmigt, wenn eine Rückkehr wahrscheinlich war (bspw. wenn Kinder oder Ehepartner in der DDR blieben), was sie jedoch unerwähnt lässt. Stattdessen kommt sie sofort auf den Anlass ihrer Reisen in den Westen, den 60. Geburtstag ihrer Tante bzw. die Hochzeit ihres Cousins, zu sprechen. Die Beziehung zu Tante und Cousin beschreibt sie nicht, emotionale Nähe zu den Verwandten wird nicht deutlich, Bedauern darüber, dass sie diese nicht häufiger besuchen konnte, kommt ebenfalls nicht zur Sprache. Vielmehr scheint die Idee, zum Geburtstag ihrer Tante zu fahren eher beiläufig entstanden zu sein. Auch ihren Cousin erwähnt sie unpersönlich und ohne ein Pronomen davor zu setzen „... *also zufälligerweise war meine Tante @einmal@ sechzig und einmal war ne Hochzeit vom Cousin...*“. Ihr geht es vor allem darum zu betonen, dass sie in den Westen fahren durfte, obwohl sie „*kein Roter*“ gewesen ist. Ihre eigene Anpassungsbereitschaft sieht sie in diesem Zusammenhang nicht. Die Möglichkeiten und Freiräume, die ihr die DDR geboten hat, haben ihr genügt. Dass sie früher (im Gegensatz zu heute) eine Arbeit hatte genügt, um die DDR nicht hinterfragen zu müssen.

Während sich Herr Richter aufgrund seiner Reisen in den Westen anderen DDR-Bürgern gegenüber erhaben fühlte und sein dadurch gewonnenes Wissen über den „Westen“ hervorhebt, bestätigt sich für Frau Meyer durch ihre Reisemöglichkeiten ein Gefühl von Genügsamkeit, da ihr in der DDR alles geboten wurde, was sie als wichtig erachtet hat.

Für beide haben die Reisen in den Westen eine bestätigende Funktion. Da Herr Richter dort auch die negativen Seiten der Bundesrepublik kennengelernt hat, blieb die DDR auch nach seiner Rückkehr der Staat, in dem er leben sollte. Für Frau Meyer stellten die Reisen eine - wenn auch nur punktuelle - Erweiterung ihres Möglichkeitsspielraums dar.

Ihr Lebensgefühl von damals beschreibt sie schwärmerisch als Unbeschwertheit. Im Gegensatz zu heute sei sie frei von Ängsten gewesen. Anschließend fasst sie ihren Werdegang kurz zusammen: Abschluss der 10. Klasse, Ausbildung und Umzug nach M.. Dass sie aufgrund von starken Ängsten, die mit ihrer Tätigkeit als Justizprotokollantin in M. verbunden waren, nach 10 Monaten eine neue Stelle gesucht hat, blendet sie an dieser Stelle aus. In ihrer Erinnerung dominiert für die Zeit vor der Wende ein positives - beinahe idealistisches Bild.

387-394 *Bewertung im Modus der Argumentation*

IP: Gute Erfahrungen. //hmh// Also ich weiß (.) also b-bei uns war das ja so, d-der Lehrer war ne Respekt- äh person //hmh// und das war ja so! //hmh// und du hast (.) joar und und also da, also ich kenn da nichts schlechtes oder so. //hmh// (.) Ja. Also ich kann da gar nichts sagen so. //hmh// Und ich war immer, ich war immer n Typ, ich war nie auf-f-fällig (lacht leicht) ich äh (.) hab m-meine Sachen g-gemacht, war kein Streber. Ich hab die zehnte Klasse hatt' ich m-mit zwei b-bestanden ähm joar. Mathe war mein Lieblingsfach //hmh// da hatt' ich sogar mit eins, kann ich heut gar nich mehr mehr glauben. //hmh// is aber so, weil ich alles mit Taschenrechner nur noch rechne also //naja. Ja.//

Nachdem sie die Interviewerin auf ihre Schulzeit angesprochen hat, bewertet sie diese zunächst. Sie habe gute Erfahrungen in der Schule gemacht. Die Lehrer seien für sie selbst und alle anderen Respektpersonen gewesen. Erneut beschreibt sie sich als jemanden, der nie auffällig war, also weder durch besonderen Ehrgeiz, noch durch Unangepasstheit aufgefallen ist. Die zehnte Klasse hat sie mit der Note zwei abgeschlossen, in Mathe hatte sie sogar eine eins. Dass sie in der Schule keine Probleme hatte, schreibt sie ihrer Eigenschaft sich einordnen zu können zu. Gründe, diese Haltung in Frage zu stellen, gab es bis hierhin nicht. Außerunterrichtliche Aktivitäten oder die DDR-Jugendorganisation erwähnt sie nicht, Engagement in diesem Bereich scheint es ihrerseits wenig gegeben zu haben. Mit dem politischen System setzt sie sich verbal so gut wie nicht auseinander, sie lässt Kritik außen vor, da es in ihrem Leben keinen Grund gab Einwände zu erheben. Ihre Haltung sich einzuordnen wird bei Frau Meyer auch in einem anderen Zusammenhang deutlich, so hat sie über weite Strecken ihres Berufslebens versucht sich anzupassen, was insbesondere dann, wenn sie die Arbeitsbedingungen überfordert haben, zu einem großen Belastungserleben geführt hat (vgl. hierzu S. 53ff.).

Institutionelle Anpassung / DDR (Frau Wagner)

Auf das Verhältnis zu ihren Mitschülern befragt, erzählt Frau Wagner, dass sie bei ihren Mitschülern unbeliebt gewesen sei. Die Ursache hierfür sieht sie in ihrem Nachnamen, den sie nur ungern preisgibt. Ihr Nachname „Böse“ habe ihr „ewig“ angehängen, sie sei froh gewesen als sie ihn aufgrund ihrer Heirat endlich ablegen konnte. Als Kind habe dieser Nachname für sie eine große Belastung dargestellt:

8/349-356 *Proposition (Bewertung im Modus der Argumentation)*

IP: Meine Mitschüler die mochten mich wegen meinem Namen nich. Ich hab n ganz blöden Geburtsnamen gehabt (.) //mhm//. Ich glaube ich weiß nich ob se das (ernst lachend) @uffnehm wolln@.

I: Warum?

IP: Na ich hieß Böse mitn Hinternam.

I: Jo.

IP:@Jo@ sie sagen ja.

I: So hieß meine Horterzieherin auch.

IP: Der hing mir (.) **ewig an der Name** //ja?// ich war fröh froh wie ich den los bin war.

I: Aha. Achso.

IP: Wie ich nachher geheiratet hab.

I: Naja weil als Kind kann das schon sein. Das..

IP: Ja. Das war ganz schön belastend muss sich sagen.

I: Dass die.

IP: Das war ganz schön belastend ich war das hing mir ganz schön an. //aha// ich //aha//

Dass ihre Mitschüler sie aufgrund ihres Nachnamens nicht gemocht haben, ist sehr unwahrscheinlich, vielmehr muss ein anderer Grund ausschlaggebend gewesen sein, auf den sie jedoch nicht näher eingeht. Ob ihre Unbeliebtheit mit ihrer Angepasstheit im Zusammenhang steht, kann nicht eindeutig geschlussfolgert werden, zumindest verweist sie direkt im Anschluss auf ihre Eigenschaft sich einzuordnen. Zuvor räumt sie ein, dass sie in dieser Beziehung bestimmte Erinnerungen verdrängt habe, wahrscheinlich kann oder will sie auf Einzelheiten nicht eingehen.

8/365-373 *Elaboration*

°vielleicht n bisschen verdrängt ich weiß es nich° jedenfalls gemocht ham se mich **nich** (.). //mhm// vor allen Dingn ich bin auch viel so ich hab auch viel gemacht ja wie ich heute och mache, wenn wenn ich's gesacht kriege dann mach ich's ebend //mhm// ne? Wie ich's heute och mache ich bin es nich anders gewöhnt. //mhm// und da rumzudiskutiern noch und da mach ich's lieber gleich. //mhm// Da kommt man sowieso nich drumrum //mhm//.

Was soll ich da... Wenn ich weiß, dass es nich richtig is **dann mach ich's och nich ja also** //aja// ne? Das es nich richtig is, dass es jetzt irgendwie wie: welchen Hintergründen da nich richtig is aber wie hier wie die jetzt hier meine Kollegen die sich mit jeden anlegen also so'n Typ bin g ich überhaupt nich.

Ihre damalige Haltung, das zu tun, was von ihr erwartet wird, hinterfragt sie nicht: Sie sei für sie auch heute leitend, da sie es nicht anders gewöhnt sei. Worauf sie sich rückblickend bezieht, bleibt offen. In der Gegenwart bezieht sie ihre Tendenz sich unterzuordnen auf die Arbeit in der aktuellen Maßnahme.

Zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews setzt sie sich erneut mit ihrem Werdegang auseinander:

12/562-13/569 Bewertung ihrer „Startbedingungen“ und anschließende Bewertung ihres eigenen Erfolgs bzw. Misserfolgs

Im Siet im Prinzip hab ich die besten Voraussetzungen gehabt für alles. //ja// Die besten Voraussetzungen- setzungen ob das nu zu Hause war (.) oder äh so (.) im Betrieb also in der Lehre un alles es war ja alles **prima** //mhm//. Besser hätt's gar nich sein könn. Manch eener würd es sich so wünschen, aber man könnte auch nüscht drauß machen wie sich's ich hoffe immernoch das äh **bisschen** bisschen was aufholen kann. Dass ich mich da noch'n bisschen mit ner Arbeit vielleicht noch findet wo ich mich auch ma arbeiten **ausarbeiten** kann mal so richtig schön so wie's früher so gewesen ist.

Sie beginnt mit einer Bewertung ihrer Voraussetzungen zu Hause und während ihrer Ausbildung und kommt zu der globalen Einschätzung, dass sie die besten Voraussetzungen gehabt habe. Konkret erklärt sie nicht, wie sie zu der positiven Bewertung ihrer Ausgangsbedingungen gekommen ist. Demgegenüber äußert sie mit Bedauern, dass sie (sie spricht hier in der unpersönlichen Form „man“) diese nicht für sich nutzen konnte. Der Wunsch noch etwas „aufholen“ zu können, ist mit der Hoffnung auf Arbeit verbunden. Das Verb „ausarbeiten“, welches sie in diesem Zusammenhang benutzt, spiegelt ihre Hoffnung auf eine Tätigkeit wieder, die sie gern ausführt und mit Zufriedenheit erfüllt. In ihrer Vorstellung werden Bilder von früher wach, sie beginnt sich an die vergangene Zeit zu erinnern, kommt dann aber sofort wieder in der Gegenwart an. Sie hinterfragt ihre Worte von eben und empfindet ihre Sicht auf die Vergangenheit als zu verklärt. Im selben Atemzug kommt sie auf die DDR zu sprechen:

13/569-13/572 Proposition im Modus der Bewertung

Ab- ich globe ma @heute da verehrt man Sachen so@ so obwohl ich eigentlich nich so'n Mensch bin, der so an DDR pff von DDR halt ich nich viel, die ham mmich genauso wenig (.) in großen und ganzen (.) sang me gemocht. //mhm// macht man nich... eintlich das gemacht hab, was se wollten //mhm// die Politik...

Ihre stockende Erzählweise deutet darauf hin, dass es für sie ungewohnt ist ihre Erfahrungen in Worte zu fassen, auch scheint ihr das Thema unangenehm zu sein.

Sie erklärt, dass sie von der DDR wenig hält, begründet ihre Einstellung jedoch nicht aufgrund einer inhaltlichen Auseinandersetzung, sondern damit, dass sie wenig gemocht wurde: „...*die ham mmich genauso wenig (.) in großen und ganzen (.) sang me gemocht.*“ In ihrer Erinnerung wird der Staat und seine Ideologie durch Personen verkörpert, die sie abgelehnt haben, obwohl sie das getan habe, was von ihr erwartet wurde. Ihre Argumentation ähnelt an dieser Stelle der Beschreibung ihres Verhältnisses zu ihren Mitschülern. Auch damals fühlte sie sich wenig angenommen, obwohl sie die an sie gerichteten Erwartungen erfüllt hat. Heute fühlt sie sich „*genauso wenig*“ akzeptiert. Auf Nachfrage der Interviewerin deutet sie an, was den Kern ihres Konflikts darstellt:

13/573-610 *Argumentative Elaboration auf Nachfrage der Interviewerin*

I: Das System nich so?

IP: Nee. Mit der Politik hab ich mich nich befasst (atmet ein) und das, was ich nich wollte, ich lass mich nicht zu nüscht zwingn, was sich nich **machen** will //mhm// da war ich nich akzeptiert damit dann °biste sowieso aus’n Raum ich hab versucht mit meiner Arbeit das zu zeigen°, was **in mir steckt**, ne? Und da hängt ja keene Politik und die ham ja alles davon abhängig gemacht, da konntste (unverständlich) wenn de das nich gemacht hast, dann warste eh bescheuert (.) hat ausgefrühstückt. //mhm// Na is so, da kannste nur eins machen, da kannste wirklich **nur** das noch rausholn (.) was de sonst... dein eigenes Leben bisschen noch bisschen was draus machen ansonsten da kannst nüscht mehr machen dann.

I: Also wurden Sie da auch irgendwie benachteiligt denn weil sie sich noch so?

IP: Jo:. Das das erzähl ich lieber nich.

I: Ok. Neenee. Dann nich.

IP: Das erzähl ich nich. Ich will davon nüscht mehr wissen.

I: Nee. Müssen sie auch nich.

IP: Ich will davon nichts mehr wissen.

I: Nee mhm.

IP: Davon will ich nüscht mehr wissen.

I: Mhm. Abgehakt.

IP: Ganz schön. Das abgehakt für mich. Das gibt’s nich mehr. //mhm// Ich komm ganz gut so zu... manchmal kommt’s ma so **tsche** ist es wieder da aber... ich möcht mich damit nich beschäftigen das möchte ich nich. //mhm// Das recht (*regt*) mich auch auf. Das bringt’s nich. //nee// Nee, warum soll ich mich verrückt machen (tu ich) lieber heute nich morgen do dass es gestern war war gestern. (..) //mhm// Klingt bisschen komisch aber man muss es so sehn. // nee neenee also// Ich kann mich damit nich verrückt machen, das will ich auch gar nich.

I: Dann kommt das wieder...gleich hoch oder so.

[

]

IP: Lieber heute.

Jaja. Lieber heute.

I: Ja. Heute und nich damals.

IP: Wenn ich das..., mein Vater war’n großer Parteigenosse und ich hab nich gemacht, was er wollte. //Ja// nge. Könn sie sich sicher vorstellen? //mhm// Sie ham ja schon genuch gehört bestimmt mm?

I: Ja. Klar also ich ne.

IP: °Das erzähl ich lieber nich, nee mach ich nich°

I: Neenee, müssen sie auch nich. Haben wir ja auch vorher gesagt.

IP: °Das möchte ich nich machen° //ja// Da krieg ich gleich wieder //ja// (.) Fladdermann.

I: @O nein. Dann sprechen wir lieber gleich die andere Frage.@

IP: (unverständlich) Das beschäftigt mich heute noch, wenn ich darüber nachdenk.

Der Grund für ihre Außenseiterrolle liegt ihrer Meinung nach darin, dass sie sich mit Politik nicht befasst habe und sich zu nichts zwingen lassen wollte. Ihre Strategie trotzdem Anerkennung zu erhalten, bestand darin, beruflich erfolgreich zu sein. Ihrer Auffassung nach wurde jedoch alles von der politischen Überzeugung abhängig gemacht, weshalb ihr als Ausweg nur der Rückzug auf die ihr zugänglichen begrenzten Möglichkeiten blieb. Anerkennung hat sie scheinbar wenig erfahren. Als die Interviewerin sie auf Benachteiligungen anspricht, die sie aufgrund ihrer Haltung erfahren hat, wehrt sie ab, das Thema sei für sie „*abgehakt*“. Sichtlich erregt kommt sie schließlich auf den Kern ihres Konflikts zu sprechen: Ihr Vater war ein großer Parteigenosse, dessen Vorstellungen sie nicht entsprochen hat. Über die wohl heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihr und ihrem Vater möchte sie nicht reden. Ihre Erregung deutet darauf hin, dass sie diese konflikthafte Beziehung auch Jahrzehnte später nicht aufgearbeitet hat. Da sie ihre politische Einstellung mitverantwortlich für ihre misslungene berufliche Laufbahn macht, schwingt Verbitterung und innere Aufruhr mit, abgeschlossen ist dieses Thema nicht, wie sie am Ende von sich aus zugibt.

Institutionelle Anpassung / DDR (Herr Lange)

Im Gegensatz zu Frau Wagner, spricht Herr Lange selbstbewusst über sein Leben in der DDR. Auch er hat sich dem Regime nicht untergeordnet, er thematisiert sich selbst jedoch nicht als Außenseiter, sondern als Anhänger einer Gegenkultur. Einen direkten Zusammenhang zwischen seiner politischen Haltung und seiner Berufsbiographie stellt er nicht her.

1/29-33 *Bewertung, kurze Erzählung, Bewertung*

IP: (atmet hörbar ein) Da gibts eigentlich nix Besonderes zu erzählen, also neunzehnhunderteinundsiebzig wurd ich eingeschult, damals noch in K. Da ging ich bis zur fünften Klasse (.) K. zur Schule. Dann sind meine Eltern hier nach S., weil sie ne größere Wohnung gekriegt haben. (..) Dann bin ich hier zur Schule gegangen bis zur zehnten Klasse (.) joar. (..) Da gibts eigentlich nicht viel, (.)

1/33-1/39 *Proposition: Beschreibung*

ich mein, ich war nich so linientreu gewesen. //hnh// Also mit den Kommunisten hatt' ich nich viel am Hut. Sah man auch an meinem Äußeren, ich hatte Haare bis hier und wie sie heute immer so schön sagen "Nietenhosen" und die böse Beatmusik gehört //aha// (..) und wenn die FDJler da zum Pfingsttreffen nach Berlin gefahren sind, denn sind wir nach K. zum Zelten gefahrn //hnh// Joar. Und ich bin auch viel (.) denn nach Ungarn gefahren, weils da ebend alles gab, was es hier im Osten nich gab (..)

1/39-1/40 *Bewertung*

War eigentlich ne schöne Zeit. War natürlich auch gefährlich. Weil, wie gesagt, ich war son rotes Tuch für die Kommunisten. (..) Aber im Großen und Ganzen hat's Spaß gemacht.

Nachdem Herr Lange den Verlauf seines Lebens kurz zusammengefasst hat und die Interviewerin ihn darum bittet noch einmal differenzierter zu erzählen, steigt Herr Lange mit einer Bewertung ein: Er ist der Meinung, dass es über ihn nichts Besonderes zu erzählen gibt. Anschließend erzählt er kurz über seine Schullaufbahn. Er nennt das Jahr seiner Einschulung und kommt kurz auf einen Schulwechsel nach der fünften Klasse zu sprechen, der durch einen Umzug in einen anderen Stadtteil bedingt war. Etwas ausführlicher beschreibt er dann seine Lebenseinstellung: Er bezeichnet sich als nicht linientreu und beschreibt sein äußeres Erscheinungsbild. Er hatte lange Haare, trug Nietenhosen und hörte Beatmusik. Von den Jugendlichen, die sich in der FDJ engagierten, grenzt er sich ab. Während sie zum Pfingsttreffen der FDJ nach Berlin fahren, zeltete er mit seinen Freunden in K.. Er war auch mehrere Male in Ungarn, um dort einzukaufen. Rückblickend war es für ihn eine schöne Zeit, dennoch stuft er sein Verhalten als gefährlich ein und beschreibt sich selbst „*als rotes Tuch für die Kommunisten*“. Zu Konflikten mit den Organen der Staatsmacht scheint es zu keiner Zeit gekommen zu sein, vielmehr dominieren positive Erinnerungen:

2/81-3/89 *Beschreibung*

K. w- war [Motorradrennen]. //achso hmh// Das war aber eigentlich nur, das ist jedes Jahr Pfingsten. Das ist heute noch. (Nebengeräusch) Das ist aber eigentlich nur Vorwand gewesen. Eigentlich war das nur (..) naja pff zelten und man hat Gleichgesinnte getroffen, ne. //hmh// Und n bisschen war's auch stiller Protest, weil die FDJler nach Berlin (.) und die Fahnen hochgehalten haben und wir sind ebend (.) weil sie wollten unbedingt auch, dass wir nach Berlin fahren und //hmh// wir sind ebend aus Protest sind wir nach (.) K. erst (.) später sind wir dann nach Q. gefahren zum (.) aber das war //hmh// Treffen von Gleichgesinnten, ne. Und denn //hmh// Biertrinken, na wie das so is als Jugendlicher //hmh// Am Lagerfeuer sitzen, Biertrinken, Musik hören und so. War richtig schön! //hmh//

Als die Interviewerin ihm eine Nachfrage zu seinen Fahrten nach K. stellt, beschreibt er diese genauer. Er ist jedes Jahr zu Pfingsten zu einem Motorradrennen in eine Kleinstadt in der Nähe gefahren.

Das Motorradrennen sei aber nur ein Vorwand gewesen, stattdessen sei es ihm darum gegangen, Gleichgesinnte zu treffen. Er beschreibt diese Treffen als „*stillen Protest*“, während die FDJler nach Berlin gefahren sind, hat er sich mit seinem Freunden beim Campen getroffen.

Obwohl er zu Beginn seiner Darstellung erklärt, dass es hierbei nur darum ging Gleichgesinnte zu treffen, hebt er im Verlauf deren Protestcharakter deutlicher hervor: Sie entschieden sich aus Protest nach K. zu fahren, obwohl oder gerade, weil man von ihnen erwartet hat am Pfingsttreffen teilzunehmen. Auf wen er sich hier exakt bezieht, lässt er unerwähnt, er nennt lediglich das Personalpronomen „sie“ („*sie wollten unbedingt, dass wir nach Berlin fahren*“).

Die Fahrten, die vornehmlich dazu dienten, Gleichgesinnte zu treffen, Bier zu trinken und Musik zu hören stilisiert er zu einer Gegenkultur. Politisch relevant schien diese für ihn nicht zu sein, zumindest erörtert er keinerlei politische Themen. Offenbar standen hedonistische Motive im Vordergrund. Vor dem Hintergrund, dass die Pfingsttreffen der FDJ nur alle vier Jahre (und nicht, wie er sagt, jedes Jahr) stattfanden, stellt er den Protestcharakter übertrieben dar, verbunden ist hiermit die Absicht, sich als jemanden zu beschreiben, der sich bewusst vom Mainstream abgehoben hat.

3/91-99 *Nachfrage der Interviewerin und nachfolgende Beschreibung*

I: Und in Ungarn äh da haben Sie...

IP: Nach Ungarn sind wir immer gefahren, einmal im Jahr. Das war eigentlich so (.) um einzukaufen also was es hier nicht, hier gab's ja nicht viel - im Osten gabs keine Schallplatten //ach sowas hmh// keine Jeansklamotten und sowas. Und Ungarn war eigentlich damals schon ziemlich freies Land //hmh// (.) und denn sind wir dahin zum Einkaufen. //hmh// Natürlich haben wir das auch genutzt und so und haben da auch gezeltet und auf der Rücktour sind wir denn nochmal in die Tschechei //hmh// nach Prag, sind da Biertrinken gegangen und so. Ja das war so denn einmal im Jahr. //hmh//

Auf Nachfrage der Interviewerin beschreibt er seine Fahrten nach Ungarn. Sie hatten den Zweck, in der DDR nicht erhältliche Konsumgüter (Jeans, Schallplatten) zu kaufen. Er beschreibt Ungarn als „*damals schon ziemlich freies Land*“, was er jedoch auf die Möglichkeit dort einzukaufen bezieht. Den Aufenthalt in Ungarn haben sie zum Zelten genutzt, von der Rücktour über die CSSR berichtet er, dass sie in Prag Bier getrunken haben. Auch auf diesen Reisen, die einmal im Jahr stattgefunden haben, stand der Spaß im Vordergrund.

Seine auf Spaß und Verweigerung ausgerichtete Haltung wird ebenfalls in einer kurzen Erzählung zu seiner Schulzeit deutlich:

4/152-161 *Erzählung im Modus der Beschreibung*

(atmet hörbar ein) Nagut heute, oder meine Lehrer würden denn sagen, ich hab n halbes Jahr hab ich Englischunterricht geschwänzt, da hab ich n Tadel gekricht (lacht leicht) //lacht// aber das war eigentlich (.) heute lach ich drüber, ne. Also das war eigentlich nichts Schlimmes. //hmh// Oder denn hab ich mal n Verweis gekricht in den Sommerferien //aha// (lacht) //aha// Da haben wir auch Klassenfahrt gemacht und da bin ich denn nachts abgehauen, das war in C. da hatt' ich ne Freundin denn. //aha// Kam erst morgens wieder zurück. Da hab ich in Sommerferien, ja auch das ne Leistung, in den Sommerferien n Verweis gekricht. So nagut. //lacht// //ja das schafft nich jeder, ne so ha // Aber eigentlich (.) für mich war's n Erlebnis ich hab mich ich hab mich auch nich drüber geärgert und so. Wenn sie meint, sie muss mir n Verweis geben, für mich war's schön die Nacht! (lacht) //lacht//

Er erzählt, dass er ein halbes Jahr Englischunterricht geschwänzt hat und dafür einen Tadel bekommen hat. Aus heutiger Sicht kann er darüber lachen, über seine Reaktion damals redet er nicht. Auf einer Klassenfahrt in den Sommerferien hat er einen Verweis bekommen, weil er die Nacht bei seiner damaligen Freundin verbracht hat. Ironisch merkt er an, dass „*das ne Leistung*“ gewesen sei, in den Ferien einen Verweis zu erhalten. Damals und heute hinterfragt er sein Verhalten nicht, distanziert zieht er die in seinen Augen ungerechtfertigte Reaktion der Lehrerin ins Lächerliche. In diesem Zusammenhang distanziert er sich nicht von Staat und Partei, sondern von den Verhaltenserwartungen der Institution Schule, die er auch aus der heutigen Perspektive nicht anerkennt.

In der Beschreibung seiner Berufsausbildung tritt seine Haltung gegenüber Partei und FDJ erneut hervor:

5/192-200 *Erzählung im Modus der Argumentation*

IP: Also ich muss sagen, wo ich auf der Werft angefangen habe, als Rohrschlosser, (.) das war so auch so (.) also wir warn so Gleichgesinnte, ne. (..) Und wo ich denn umgesiedelt bin da zu dem Maschinenbauer (.) da merkt ich auch, also da passt du nich rein //hmh// Also das warn so heute würde man sagen: Streber. //hmh// Und die warn dann auch naja (.) die wollten inne Partei und FDJ-Arbeit und so. Und das war überhaupt nich mein Ding, also da //hmh// (.) hab ich auch nur meine Lehre gemacht und war froh (.) wo ich raus war. Da bin ich auch - die haben glaub ich ein zweimal ne Klassenfahrt gemacht - bin ich auch nich mitgefahren. //hmh// War nich meine Welt. //hmh// Ich war auch noch der Einzigste mit langen Haaren und so und ich passte da einfach nich rein. //ja (lacht)//

Als er auf der Werft anfängt, beginnt er zunächst als Rohrschlosser, hier fühlt er sich wohl, da er unter „*Gleichgesinnten*“ ist. Zu den Maschinenbauern fühlt er sich nicht zugehörig, sie waren in seinen Augen Streber, weil sie in die Partei eintreten wollten und sich in der FDJ engagiert haben. Er ist froh als er die Lehre beendet hat und diesen Kreis verlassen kann, an den beiden Klassenfahrten nimmt er nicht teil. Seiner Auffassung nach passte er in diese Gruppe nicht hinein, da er Partei und FDJ ablehnte und dies auch nach außen durch seine langen Haare zeigte.

In der Zeit nach der Wende spielt seine „Protesthaltung“ keine Rolle mehr. Unangepasstes Verhalten zeigt sich lediglich in seiner Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt: Da er nicht immer die Vorgaben erfüllt, hat er schon die eine oder andere Sanktion einstecken müssen.

Während sich Herr Richter und Herr Lange als eher unangepasst beschreiben, tendieren Frau Meyer, Frau Wagner und Frau Oertel⁵⁷ zu einem anpassungsorientierten Habitus, dieser gestaltet sich jedoch bei allen dreien unterschiedlich: Frau Meyer neigt zu einer Verklärung der Vergangenheit, Frau Wagner nimmt eine eher negativ geprägte Perspektive ein, Frau Oertel bleibt in ihrer Haltung neutral. Alle fünf setzen sich im Verlauf des Interviews selbstläufig mit ihrem Verhältnis zur DDR auseinander, ihre Haltung gegenüber dem System ist nach wie vor präsent und für ihre Auseinandersetzung mit sich selbst von Bedeutung. Alle haben sich inhaltlich jedoch nicht mit dem System auseinandergesetzt. In ihrer Erinnerung dominiert eine eher subjektive, vom eigenen Standpunkt aus gesteuerte Sicht, auf die Dinge.

Legende der anonymisierten Ortsbezeichnungen:

- S. Kleinstadt im heutigen Sachsen-Anhalt
- T. Kleinstadt im heutigen Sachsen-Anhalt
- A. Kleinstadt im heutigen Sachsen-Anhalt
- D. Kleinstadt im heutigen Sachsen-Anhalt
- C. Kleinstadt im Vogtland
- B. Seebad auf Rügen
- K. Kleinstadt im heutigen Mecklenburg-Vorpommern
- W. Kleinstadt im heutigen Mecklenburg-Vorpommern
- M. größere Stadt im heutigen Mecklenburg-Vorpommern
- Q. Ort in der Mecklenburger Seenplatte
- V. Stadtteil (Neubaugebiet) von M.
- U. Stadtteil (Neubaugebiet) von M.
- L. Stadtteil (Industriegebiet) von M.
- Z. Dorf in der Nähe von M.
- H. Dorf in der Nähe von M.

⁵⁷ Bei Frau Oertel wurde bei diesem Vergleichsmoment keine Sequenzanalyse durchgeführt, da die Passage, in der sie sich beschreibt hierfür zu kurz gewesen wäre (vgl. Transkript EÖL, Zeile 159-166).

11.2 Sinngenetische Typenbildung

Maßgeblich für die Typenbildung war die übergeordnete Fragestellung, wie die Interviewten sich im Kontext ihrer biographischen Erfahrungsaufschichtung mit ihrer Arbeitslosigkeit auseinandersetzen und welche Ansätze zur Bewältigung ihrer Situation ausgelotet werden können. Durch minimale und maximale Kontrastierung konnten drei unterschiedliche Typen unterschieden werden.

In einem Typus (Typ I) konnte aus der Analyse der biographischen Bedeutung der Arbeit und der vergleichenden Interpretation der Berufsbiographie eine relative Autonomie bei der Durchsetzung eigener beruflicher Interessen herausgearbeitet werden, so erfolgte die Wahl des Ausbildungsberufs, der Wechsel der Arbeitsstellen sowie das Ende der Erwerbstätigkeit selbstbestimmt, weitgehend unabhängig von äußeren Faktoren. Gegenüber dem subjektiv hohen Stellenwert von Nebentätigkeiten, trat die Haupterwerbstätigkeit in ihrer Bedeutung zurück. Die positive Sicht auf die eigene Leistungsfähigkeit und das eigene berufliche Selbstkonzept kann bis in die Arbeitslosigkeit hinein aufrechterhalten werden, was jedoch mit einer Nicht-Thematisierung eigener intellektueller Fähigkeiten, einer übertrieben positiven Einschätzung eigener beruflichen Handlungsbefugnisse und der Abwertung anderer einhergeht.

Für Vertreter des zweiten Typus ist die Haupterwerbstätigkeit von zentraler Bedeutung, sie wurden aufgrund struktureller Veränderungen am Arbeitsmarkt arbeitslos, die „Schuld“ für ihre Situation schreiben sie jedoch sich selbst zu. Die Berufsbiographie wird im Horizont verpasster Chancen und nicht umgesetzter Möglichkeiten reflektiert. Kompensatorisch wirken idealisierte Erinnerungen, Schönfärbungen, Auslassungen oder Umdeutungen, welche sich in unterschiedlichen Zusammenhängen zeigen, aber immer die Funktion erfüllen, die eigene Situation erträglicher zu machen (z.B. übertrieben positive Erinnerungen an die eigene Leistungsfähigkeit in früheren Arbeitskontexten; die Nicht-Thematisierung eigener intellektueller Fähigkeiten, insbesondere persönlicher Schwächen; verklärte Zukunftsvorstellungen oder die Distanzierung von materiellen Dingen). Wenn diese fehlen ist die Arbeitslosigkeit für die Betroffenen ein besonders schwer zu bewältigender Zustand.

Für Vertreter des dritten Typus ist die Ausübung der beruflichen Tätigkeit über weite Strecken mit Ängsten und Selbstzweifeln verbunden gewesen, das Ende der Erwerbstätigkeit, welches nicht selbstbestimmt herbeigeführt wurde, wird deshalb als Erleichterung empfunden. Die Arbeitslosigkeit wird als „wohlverdienter“ Zustand gedeutet. Vertreter dieses Typus grenzen sich insbesondere gegenüber anderen Arbeitslosen (z.B. gegenüber solchen, die in ihren Augen weniger leistungsfähig sind) ab. Im Gegensatz zu Vertretern des zweiten Typus sehen sie die Schuld für die Arbeitslosigkeit nicht bei sich selbst, vielmehr gehen sie davon aus in ihrer Berufsbiographie alles getan zu haben, was von ihnen verlangt wurde. Die Typologie wurde aus der vergleichenden Interpretation der Vergleichsmomente „Schule, Lehrzeit, Berufswahl“ / „Selbsteinschätzung beruflicher Fähigkeiten“ / „Eigene Erörterung der Ursachen für die Erwerbslosigkeit“ und „Biographische Bedeutung der Arbeit“ modelliert. Sie wird in der folgenden Abbildung zusammenfassend dargestellt:

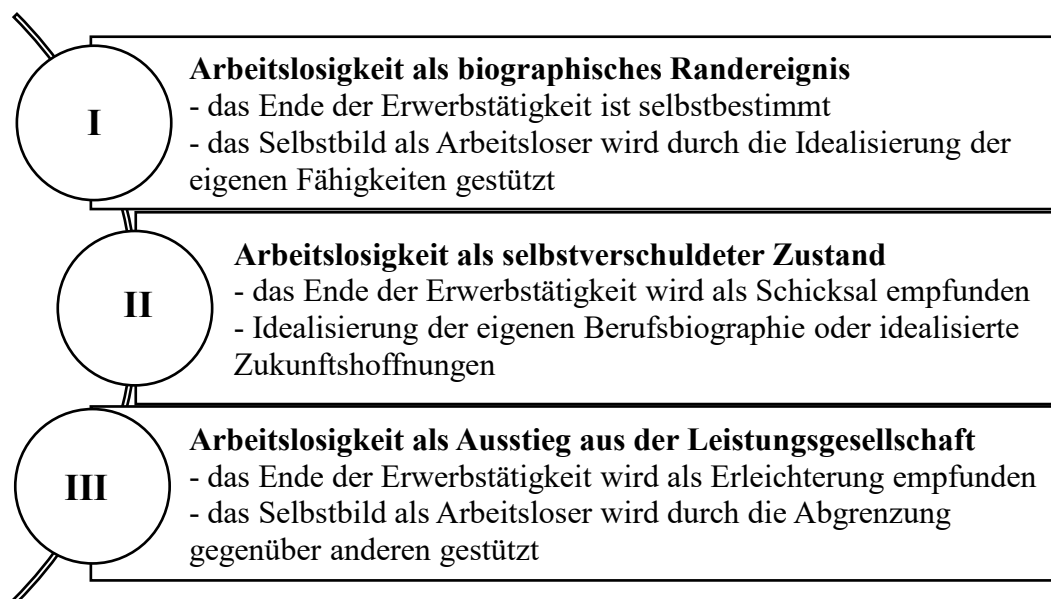


Abb. 1: Typologie

I Arbeitslosigkeit als biographisches Randereignis

Dieser Typus ist dadurch gekennzeichnet, dass die Erwerbstätigkeit selbstbestimmt beendet wird, die Wiederaufnahme einer Arbeit wird nicht angestrebt.

Das Selbstbild als Arbeitsloser wird durch die Idealisierung der eigenen beruflichen Kompetenzen oder Wissensbestände gestützt, was mit einer Nicht-Thematisierung eigener intellektueller Fähigkeiten oder der Abwertung von Bildungsabschlüssen und Zertifikaten einhergeht.

II Arbeitslosigkeit als selbstverschuldeter Zustand

Vertreter dieses Typus wurden von dem Ende ihrer Erwerbstätigkeit unvorbereitet getroffen. Die Arbeitslosigkeit wird als große Belastung erlebt. Kompensatorisch wirken übertrieben positive Erinnerungen an die eigene Berufsbiographie und idealisierte Zukunftsvorstellungen, fehlen diese, wird die Arbeitslosigkeit als ausweglose Situation empfunden.

III Arbeitslosigkeit als Ausstieg aus der Leistungsgesellschaft

Die Beendigung der Berufstätigkeit erfolgt nicht selbstbestimmt, sie wird jedoch als große Erleichterung empfunden, da die Ausübung der Beschäftigung mit großem Leidensdruck verbunden gewesen ist und über lange Zeit als Belastung empfunden wurde. Kompensatorisch wirkt die Abgrenzung gegenüber anderen Arbeitslosen, die mit der Auffassung einhergeht, im Gegensatz zu ihnen, an der Arbeitslosigkeit nicht selbst schuld zu sein.

Die vorliegende Typologie stellt keine erschöpfende, die gesamte Vielfalt der Bewältigungsmuster abbildende, Veranschaulichung dar. Vielmehr hat sie einen explorativen und heuristischen Charakter.

Nicht alle in der reflektierenden Interpretation aufgeworfenen Horizonte und Orientierungen sind in der Typologie aufgegangen. Dies betrifft insbesondere das Moment der institutionellen Anpassung. Die in diesem Zusammenhang aufgeworfenen Orientierungen können jedoch als eine je spezifische Haltung verstanden werden, sich mit den lebensgeschichtlichen Ereignissen und Herausforderungen bzw. der eigenen Biographie auseinanderzusetzen. In einem zweiten Analyseschritt neben der Auswertung der Interviews mit der dokumentarischen Methode soll deshalb die Aufmerksamkeit auf die Genese, Aufrechterhaltung und Veränderung bestimmter Haltungen und Einstellungen gerichtet werden. Eine Sequenzanalyse wurde in dieser Perspektive nur für diejenigen Passagen vorgenommen, in denen sich diese Prozesse andeuten bzw. widerspiegeln.

Darüber hinaus stützt sich die Analyse auf die Rekonstruktion der biographischen Erfahrungsaufschichtung, die sich in den Fallbeschreibungen sedimentiert. Da sich aufgrund der Forschungslogik der dokumentarischen Methode Prozesse nur schwer nachzeichnen lassen, orientiert sich dieser Teil der Auswertung an den Überlegungen der bildungstheoretischen Biographieforschung, in der die Verknüpfung von Bildungstheorie und Bildungsforschung im Rahmen biographischer Studien in den letzten Jahrzehnten vorangetrieben wurde (vgl. u.a. Geimer 2012; Kokemohr 2007; Koller 2011; Koller 2012; Marotzki 1990; 1991a/b; 1996a/b; 2006a; Nohl 2006). Insbesondere die Kategorie der Wandlung, die nach Fritz Schütze mit schöpferischer innerer Veränderung, innerem Wachstum kreativer Fähigkeiten und dem Erlernen von Bewältigungsstrategien verbunden ist (vgl. Schütze 2000, S. 63f.), steht im Zentrum der bildungstheoretischen erziehungswissenschaftlichen Reflexion.

Wandlungsprozesse beschreiben Veränderungen der Selbst- und Welthaltungen des Individuums. In der bildungstheoretisch ausgerichteten Biographieforschung werden diese nicht nur auf der theoretischen Ebene diskutiert, sondern empirisch nachvollzogen. Da Wandlungsprozesse für die Fragestellung der vorliegenden Dissertation besonders ertragreich erscheinen, stehen sie im Zentrum des folgenden Analyseschritts.

11.3 Prozessanalytische Reflexion

Die Veränderung von Selbst- und Welthaltungen wird in der Erziehungswissenschaft in der biographisch orientierten empirischen Bildungsforschung umfassend diskutiert (vgl. Kokemohr 1989; Marotzki 1990; Nohl 2006; Koller 2011; Geimer 2012). Der Bildungsbegriff dient in diesem Zusammenhang als eine Kategorie, die das spannungsreiche Verhältnis von Individuum und Gesellschaft thematisiert. Bildungsprozesse werden auf der Ebene des Individuums als Prozesse der gesellschaftlichen Problemwahrnehmung und Problembearbeitung interpretiert, zu denen der Bezug zu konkreten gesellschaftlichen Bedingungen und Entwicklungen auf der „Objektseite“ ebenso gehört wie der Bezug auf Prozesse der Persönlichkeitsentfaltung auf der „Subjektseite“ (vgl. Marotzki 1996b, S. 69f.).

Kokemohr hat seine Bildungstheorie vor dem Hintergrund einer sich wandelnden individualisierten Gesellschaft entwickelt und in diesem Zusammenhang die gestiegenen Anforderungen an die Subjekte hervorgehoben:

Für immer mehr Menschen sei die Bearbeitung der „Einheit ihrer Weltkonstruktion“ (Kokemohr 1989, S. 327) im Kontext von Ausbildungs- und Berufskarrieren oder Partnerbeziehungen zu einem individuellen biographischen Dauerprojekt geworden (vgl. ebd.). Wandel sieht Kokemohr jedoch auch als geschichtlich notwendigen Prozess:

In Anlehnung an Weniger komme nach Kokemohr Bildungstheorien die Aufgabe zu, der jeweils nachwachsenden Generation die Freiheit zu geben, die bestehende Wirklichkeit angesichts neuer Problemlagen und nach Maßgabe zukünftiger Lebensmöglichkeiten zu transformieren. Bildung sei damit auf die Strukturen der objektiv-sozialen Welt bezogen, die als kommunikativer Prozess im Sinne einer bildenden Berührung, Begegnung und Auseinandersetzung über die von den Individuen lebensgeschichtlich erworbenen Weltentwürfe geführt werden soll (vgl. ebd., S. 331f.). Kokemohr sieht den Ertrag der Bildungskonzeption Wenigers darin, die Notwendigkeit der Transformation sozialer Welten erkannt zu haben. Sein Rückgreifen auf die traditionelle Vorstellung, die Welt müsse den Individuen widerspruchsfrei in einer nicht-kontingenten einheitlichen Ordnung begegnen, kritisiert er jedoch, da auf diese Weise Bildungsprozesse durch Lehrer oder Erzieher in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken und kontingente Erfahrungen abgedrängt werden (vgl. ebd. S. 334ff.). Um Bildungsprozesse im Sinne von Strukturtransformationen forschungsmethodisch zu untersuchen, schlägt Kokemohr Methoden sozialwissenschaftlicher Biographieforschung vor, die sich auf Wandlungsprozesse als Prozesse lebensgeschichtlicher Wandlung (vgl. Schütze 1984) im Selbst- und Weltverhältnis der Individuen konzentrieren (vgl. Kokemohr 1989, S. 343).

Auch Marotzki (1990) argumentiert, dass sich Bildungsprozesse vor allem in biographischen Wandlungsprozessen nachzeichnen lassen, da in ihnen das zentrale Moment der Emergenz am deutlichsten hervortritt (vgl. ebd., S. 116). In seinem Konzept von Wandlung als Modalisierung bezieht auch er sich auf die Biographietheorie von Fritz Schütze: Nach Fritz Schütze haben Wandlungsprozesse ihren Ursprung in der Innenwelt des Biographieträgers, ihre Entfaltung erfolgt überraschend, weshalb sie kaum antizipiert werden können. Der Biographieträger kann sie jedoch nachträglich als „*Ausschöpfung seines Spontaneitäts- und Kreativitätspotentials*“ begreifen“ (Schütze 1984, S. 94, Hervorhebung im Original).

Wandlungsprozesse werden als systematische Veränderung der Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten erfahren (vgl. ebd., S. 92ff.). Sie können sowohl handlungsschematische Aktivitäten, aber auch verlaufskurvenartige Schübe freisetzen. „Bei einem Wandlungsprozeß selbst handelt es sich um eine gerichtete Änderung (a) der Deutungsstrukturen der Selbstauslegung, (b) der Deutungsstrukturen zur Auslegung gesellschaftlicher Wirklichkeit und (c) der biographischen Entwürfe.“ (Marotzki 1990, S. 129). Wandlungsprozesse gehen mit einer „distanziert - gebrochenen Perspektive“ (Schütze 1983a, S. 108) zur eigenen Vergangenheit einher. Ihr besonderes Gepräge ergibt sich daraus, dass die Ordnungsstrukturen der Vergangenheit ihre Geltung eingebüßt haben. Die Übergänge zwischen den Ordnungssystemen beschreibt Marotzki als qualitativen Sprung von einer wohlumrissenen Grundkategorie der Lebensführung zur nächsten (vgl. Marotzki 1990, S. 128ff.).

Wird Bildung als substantielle Veränderung der Selbst- und Weltreferenzen beschrieben, kommen Unbestimmtheitsdimensionen zur Geltung, sie haben einen offenen, experimentellen und suchenden Charakter. Dem Subjekt eröffnen sich neue Möglichkeitshorizonte, symbolische Bestimmtheiten herzustellen und Unbestimmtheiten zu ermöglichen. Insbesondere Unbestimmtheiten, so Marotzki, setzen Routinen außer Kraft und generieren innovative, offene und tentative Auslegungsmöglichkeiten der Wirklichkeit. Bildungsprozesse leben vom Spiel mit den Unbestimmtheiten und eröffnen einen Zugang zu Vielgestaltigkeit und Polymorphismen. Suchbewegungen sind für Bildungsprozesse ebenfalls konstitutiv, da sie auf Zonen der Unbestimmtheit verweisen (vgl. ebd. S. 152 ff.). Im Anschluss an Kokemohr (1990) unterscheidet Marotzki darüber hinaus zwei Arten der Weltaufordnung und Erfahrungsverarbeitung:

Zum einen kann es sich um eine Haltung handeln, in der Lernnötigungen der Umwelt produktiv aufgenommen werden und Transformationen des Lebensentwurfs bewirken. Durch diesen Prozeß wird das Subjekt in einen Bildungsprozeß hineingezogen, aus dem es als ein anderes herauskommt, als es vorher war. *Zum anderen* kann es sich um eine Haltung handeln, in der Lernnötigungen der Umwelt durch eine bestimmte Art der Verarbeitung gleichsam immunisiert werden, so daß das Subjekt seinen Lebensentwurf gleichsam einfriert und sich der produktiven Vermittlung entzieht: Dialektik im Stillstand, wie Hegel sagen würde. (Marotzki 1990, S. 183, Hervorhebungen im Original)

Eine eher auf Stillstand ausgerichtete Haltung ermöglicht zwar Bedeutungsvielfalt, eine Fokussierung bestimmter Bedeutungspotentiale, die mit der Negation anderer Bedeutungspotentiale einhergeht, wird jedoch nicht vollzogen. „Die Entscheidung, daß *mir* bestimmte Bedeutungen wichtig sind und andere unwichtig, diese Art der Selektion wird zugunsten einer Vielfalt, innerhalb deren eine Bedeutung genausoviel gilt wie eine andere, unterlaufen.“ (ebd. S. 184; Hervorhebung im Original). Da biographische Ordnungsschemata aufgrund der Negationsarmut nicht transformiert werden, ist Individualität nicht möglich. Diese Werthaltung stabilisiert den Status quo soziokultureller Systeme: Es geht um ihren Erhalt, nicht um ihre Veränderung bzw. der Veränderung der aus ihnen abgeleiteten Sichtweisen. Engen dagegen neue Informationen die Bedeutungsvielfalt ein, sodass bestimmte Bedeutungen favorisiert und andere verdrängt werden, zeigt sich anstelle einer unverbindlichen Schwebelage die Fokussierung bestimmter Bedeutungsgehalte. Diese Art der Erfahrungsverarbeitung zeichnet sich durch Negationsstärke aus, der aktuelle Modus der Weltaneignung kann transformiert werden, Subjektivität und Individualität kommen zur Geltung. Nach Marotzki entsteht diese Möglichkeit, weil die Welt zwar auf Distanz gebracht wird, diese jedoch über Negation auch angeeignet werden kann. „Aneignung, um ein paradoxes Bild zu verwenden, bedeutet, sich die auf Distanz gebrachte Welt negatorisch auf Nähe zu bringen, d.h. einige Aspekte bzw. Momente zu verwerfen, andere sich zu eigen zu machen.“ (ebd. S. 185).

Auf einer semantischen Ebene können Negationsprozesse in Form inhaltlicher Aussagen nachgewiesen werden, in ihnen spricht der Informant über Wahlmöglichkeiten, die sich ihm eröffnen haben oder die er ergriffen hat; über Deutungen, die er bestimmten Ereignissen zuschreibt bzw. für ausgeschlossen hält; über Gruppen, an die er Anschluss gesucht bzw. nicht gesucht hat; was er tatkräftig in die Hand genommen hat und wo er hineingeschlittert ist (Inhaltsnegation). Daneben muss auch die Transformation von Orientierungssystemen formal aufzeigbar sein. Ein Bildungsprozess findet nach Marotzki nur statt, wenn sowohl Inhalts- als auch Strukturnegationen vollzogen werden (vgl. ebd. S. 188). Am Ende dieser Prozesse entsteht eine neue biographische Ordnungsstruktur, „ein neues Koordinatensystem für die existentielle Verankerung des Subjektes“ (ebd., S. 221, vgl. ebd. S. 183ff.).

Koller (2011; 2012) konzipiert Bildung in Anlehnung an Kokemohr (2007) ebenfalls als einen Prozess der Transformation des Verhältnisses des Menschen zur Welt, zu anderen und zu sich selbst. Seiner Auffassung nach vollziehen sich Bildungsprozesse immer dann, wenn Menschen mit neuen Problemlagen konfrontiert werden, für deren Bewältigung die bisherigen Selbst- und Weltverhältnisse nicht mehr ausreichen. Anders als bei Wilhelm von Humboldt vollziehen sich Bildungsprozesse somit nicht als harmonische Prozesse der Entfaltung und Erweiterung der Kräfte, sondern als konflikthafte Geschehen.

Bildungsprozesse sind bei Koller dadurch charakterisiert, dass Menschen in der Auseinandersetzung mit neuen Problemlagen neue Dispositionen der Wahrnehmung, Deutung und Bearbeitung hervorbringen, um die an sie gestellten Herausforderungen besser bewältigen zu können (vgl. Koller 2012, S. 49f.). Anlass für Bildungsprozesse sind Krisenerfahrungen oder persönliches Scheitern, Situationen also, in denen die Stabilität eines etablierten Selbst- und Weltverhältnisses in Frage gestellt wird, nicht unbedingt katastrophale Entwicklungen. Auch die Phase der Adoleszenz hält Möglichkeitsräume für die Umgestaltung von Selbst- und Weltverhältnissen und die Neubildung von Lebensentwürfen bereit (vgl. King/Koller 2009).

Koller stützt sich auf soziologische, psychologische und philosophische Subjekt- und Gesellschaftstheorien, um die Entwicklung und Entstehung individueller Haltungen zur Welt theoretisch zu fassen: Mit Hilfe des Habituskonzepts Pierre Bourdieus (1993) verweist er auf die relative Trägheit und Stabilität von Selbst- und Weltverhältnissen. Denk- und Handlungsweisen verfestigen sich in einem langfristigen Sozialisationsprozess, was transformatorische Bildungsprozesse eher unwahrscheinlich macht (vgl. Koller 2011, S. 25f.).

Koller (2011) konzipiert Habitus im Anschluss an Bourdieu als ein System relativ stabiler Dispositionen des Denkens („Vorstellungen“) und des Handelns („Praktiken“), die die Selbst- und Weltverhältnisse der Akteure in grundlegender Art und Weise strukturieren. Der Habitus ist objektiv an ein Ziel angepasst, aber nicht notwendigerweise subjektiv zielgerichtet. Er ist regelhaft, ohne dass die Akteure sich der Regeln bewusst und um deren Einhaltung bemüht sind und er ist ein kollektives Phänomen, dem aber keine sichtbaren Formen der Lenkung oder Leitung des individuellen Verhaltens zugrunde liegen.

„Er ist mit einem Wort *unbewusst* in dem Sinne, dass für sein Funktionieren kein Bewusstsein der Akteure von seiner Existenz notwendig ist“ (ebd., S. 24). Zentraler Mechanismus der Entstehung des Habitus ist die Verinnerlichung oder Einverleibung äußerer Strukturen im Verlauf eines langfristigen Sozialisationsprozesses, der bei Akteuren, die derselben gesellschaftlichen Klasse angehören, ähnliche Resultate hervorbringt. Sie beruhen auf der relativen Gleichartigkeit der objektiven Existenzbedingungen. Von Bedeutung für transformatorische Bildungsprozesse ist nach Koller vor allem die körperliche Dimension, da die Dauerhaftigkeit der Dispositionen des Denkens und Handelns im Körper der Akteure verankert ist. Aufgrund der allmählichen Sedimentierung des Habitus im Verlauf eines langfristigen Sozialisationsprozesses zeichnet sich der Habitus nach Bourdieu vor allen durch Trägheit und Veränderungsresistenz aus. Dennoch finden sich auch Momente, die eine Veränderung des Habitus denkbar erscheinen lassen, so gibt es für Bourdieu in engen Grenzen die Möglichkeit einer Rückwirkung neuer Erfahrungen auf alte Strukturen (vgl. ebd., S. 26ff.).

Die Entstehung des Neuen in transformatorischen Bildungsprozessen veranschaulicht Koller anhand des Begriffs der Abduktion nach Peirce: Neue Selbst- und Weltentwürfe entstehen unvorhersehbar und plötzlich, nicht jedoch aufgrund pädagogischer Planung und Steuerung. Bedingung für eine Abduktion ist die Überraschung und existentielle Erschütterung durch ein unerwartetes Ereignis, die eine Verschärfung des Handlungsdrucks zur Folge hat oder die völlige Entlastung von Handlungsdruck in einer Art Tagträumerei. Beide Bedingungen weisen zwei Gemeinsamkeiten auf: die Ausschaltung des bewusst kontrollierenden Verstandes sowie die Bereitschaft eigene Überzeugungen in Frage zu stellen (vgl. ebd., S. 108f.).

Eine analytische Unterscheidung zwischen den von Marotzki und Koller vorgelegten Bildungstheorien soll an dieser Stelle nicht erfolgen, dennoch richtet sich die Analyse auf zwei verschiedene Schwerpunkte. Zum einen wurde das Interviewmaterial gezielt nach biographischen Wandlungsprozessen durchsucht. In der erzählten Biographie handelt es sich dabei um Erzählsegmente, in denen sich ein offener, experimenteller und suchender Charakter in der Auseinandersetzung mit sich und der Welt widerspiegelt oder der Biograph über neue sich ihm eröffnende Möglichkeitsräume berichtet.

Um die Entscheidungs- und Wahlprozesse der Biographen nachzuzeichnen wurde auf der semantischen Ebene darüber hinaus nach inhaltlichen Aussagen gesucht, in denen sich inhaltliche und strukturelle Negationsprozesse nachzeichnen lassen.

Aus einer zweiten Perspektive wurde schließlich mit Blick auf die gesamte Biographie die Entwicklung, Aufrechterhaltung und Veränderung von Haltungen und Einstellungen im Sinne des Habituskonzeptes betrachtet.

In der folgenden Passage berichtet Herr Lange über den Beginn seiner Arbeitslosigkeit und über seine Tätigkeit in einem Hotel, die bei ihm Überlegungen in Gang setzt, sich beruflich neu zu orientieren.

„Wandlungsprozesse“ (Herr Lange)

2/56-66 Arbeitslosigkeit und Überlegungen zur beruflichen Neuorientierung

Ja, denn wurd' ich wieder arbeitslos (.) da hab ich so, weil ich vorher bei der Zeitarbeit, da hab ich in B. im Hotel gearbeitet, also nicht im Gastronomiebereich sondern (.) wir haben da die Einrichtung gemacht //hmh// also alles: Möbel, Gardinen, alles. Unter anderem denn auch mal Probewohnen. Wo das denn so vorbereitet wurde. Das hat mir eigentlich sehr gut gefallen und da hab ich mir so gedacht, weil du ja irgendwie mal zur See gefahren bist (.) und die Kreuzfahrtbranche boomt (.) wollt ich wieder denn seemäßig (.) da einsteigen. Naja und dann hab ich mich bisschen umgeguckt, erstmal hier so in ner Gaststätte und Hotel so als Zimmermädchen (lacht leicht) und sowas alles //hmh// Aber ich hab das denn sein lassen, weil (.) wie gesagt als Zimmermädchen, da hat man als Mann //hmh// das ist nich einfach also da wird man ich will nicht sagen gemobbt, aber die gucken einen doch n bisschen blöd an: „Was willst du als Mann da?“ und so. //hmh//

Während seiner Tätigkeit in der Zeitarbeitsfirma richtet Herr Lange Hotelzimmer ein, er hatte sogar die Möglichkeit die Zimmer zur Probe zu bewohnen. Diese Arbeit gefällt ihm, er überlegt in die Kreuzfahrtbranche einzusteigen, da diese ihm aufgrund ihres Wachstums als lukrativer Arbeitgeber erscheint. Er interessiert sich zunächst für das Hotel- und Gaststättengewerbe und überlegt als „Zimmermädchen“ zu arbeiten. Da er sich nach wie vor sehr für die Seefahrt interessiert, überlegt er in die bereits damals boomende Kreuzfahrtbranche einzusteigen. Er schaut sich in der Hotel- und Gaststättenbranche um, entscheidet sich jedoch letztlich dagegen, weil diese Branche in seinen Augen eine Frauendomäne darstellt und Männer hier nicht anerkannt sind und „gemobbt“ werden. Ausgelöst durch seine Tätigkeit im Hotel unternimmt Herr Lange zumindest auf der gedanklichen Ebene Suchbewegungen, die mit einer beruflichen Neuorientierung in Zusammenhang stehen. Sie bleiben jedoch schwerpunktmäßig auf seine seit der Kindheit ausgeprägte Leidenschaft für die Seefahrt bezogen.

Zwar zeigt er sich für eine von seinem erlernten Beruf weit entfernte Tätigkeit im Housekeeping offen. Es wird in seinen Ausführungen jedoch nicht deutlich inwieweit er tatsächlich konkrete Erfahrungen in diesem Bereich gesammelt hat, um die Geeignetheit dieser Tätigkeit für ihn auszuloten. Er fokussiert zwar zwei neue Berufsfelder für sich, nimmt jedoch die Umsetzung seiner Ideen nicht tatkräftig in die Hand. Eine kreative Neuorientierung im Sinne eines Wandlungsprozesses deutet sich an dieser Stelle nur an, wird aber letztlich nicht in Gang gesetzt.

2/66-71 Krankheit; Maßnahme als „Test“ für die eigene Leistungsfähigkeit

Naja und (..) denn wurd ich auch (..) zweitausendsieben krank. War ich bis zweitausendzehn krank, denn kamen mehrere Sachen, war ich auch häufig im Krankenhaus und auf Kur. Und jetzt hier die Maßnahme, eigentlich ist das für mich so (..) n Neuanfang (..) ob ich nochmal wieder richtig durchstarte (..) oder ob ich ebend (..) äh na in Rente gehe //hmh// also (..) joar. Also eigentlich will ich wieder so richtig, ich fühl mich auch richtig gut also ich will eigentlich wieder richtig durchstarten. //hmh// Joar

Von 2007-2010 ist er krankgeschrieben, er war häufiger im Krankenhaus und auf Kur. Die aktuelle Maßnahme stellt für ihn eine Art Neuanfang dar. Es ist die erste Tätigkeit nach seiner Krankheit, hier möchte er herausfinden, ob er noch einmal „beruflich durchstartet“ oder in Rente geht. Er betont, dass er eigentlich wieder arbeiten will, als was und wo er beruflich neu anfangen möchte, sagt er nicht. Auch wird nicht deutlich, in welcher Hinsicht ihm die Arbeit im Projekt eine Hilfe beim beruflichen Neuanfang sein könnte. Konkrete Möglichkeiten eines beruflichen Wiedereinstiegs kommen nicht zur Sprache.

13/556-570 Erinnerungen an die Zeit nach der Tätigkeit auf der Werft; Darstellung früherer Überlegungen zur beruflichen Weiterentwicklung

I: Fällt Ihnen denn noch was ein, was Sie noch gern erwähnen würden, oder was ich vielleicht vergessen hab, oder was jetzt so im zurückblickend mal (..) noch fehlt oder so?

IP: (schnieft) Naja ich bin schon die ganze Zeit am Überlegen alsoo (..) kurz nach der Wende, als ich dann auf der Werft arbeitslos wurde (schnieft) (..) weil Sie nun auch gerade von der Uni sind und so, da ham denn auch viele zu mir gesagt und ich hab auch selber überlegt, dass ich (..) in Warnemünde da an die dass ich da studiere und denn als Chief ma fahre oder sowas, da hab ich ernsthaft überlegt. Aber das hab ich mir nicht so richtig (..) //hmh// zugetraut. Und da muss man auch irgendwie ne Familie haben, die einen hinter einen steht und bisschen (..) //hmh// Aber wie gesagt, dass hab ich mir irgendwie nich zugetraut also. Überlegt hab ich, aber (..) //hmh// und denn war ich auch nich mehr der Jüngste, da hab ich gedacht biste als alter Sack sitzte denn da //hmh// zwischen den Zwanzigjährigen. Aber ich kenn' auch einige von der Uni die haben: „Ach, wir habn doch noch viel Ältere und so, geh da hin!“ //ja// Hab ich gesagt also (..) überlegt hab ich, aber ich hab mir so richtig nich getraut (schnieft). //ja (..) ja schade vielleicht so im Nachhinein, ne.// Hmh. //Vielleicht hätt' es ja geklappt. Ja. //

Als ihn die Interviewerin fragt, ob er noch etwas sagen möchte, merkt er mehrfach an, dass er nach der Wende überlegt hat an der Seefahrtsschule zu studieren.

Allerdings habe er sich dies - wie er mehrmals sagt - nicht richtig zugetraut, nicht zuletzt, weil ihm der Rückhalt seiner Familie gefehlt habe. An dieser Stelle wird zum ersten Mal deutlich, dass das Verhältnis zu seiner Familie offenbar belastet ist. Obwohl er in seinem Umfeld Zuspruch für die Aufnahme eines Studiums erfahren hat, ist die fehlende familiäre Unterstützung für ihn ein wichtiger Grund für sein mangelndes Selbstvertrauen. Auch fühlte er sich damals für ein Studium bereits zu alt. Mit der Aufnahme eines Studiums scheint er vor allem negative Erwartungen verknüpft zu haben.

Er erzählt von seinem Kollegen, der sich während seiner Zeit auf der Werft für ein Studium entschieden und sein Abitur nachgeholt hat. Dieser sei zwischen Aufgeben und Weitermachen hin und her gerissen gewesen:

13/570-580 Beispiel eines studierenden Kollegen

Ja. Und da hätt' ich mich denn bestimmt auf'n Hosenboden setzen müssen also (.) //Joar (lacht leicht) aber// also ich weiß vom Arbeitskollegen (.) früher (.) der hatte sich denn auch während der Werftzeit hat er sich denn auch beworben, der wollte denn auch Chieff werden, also sechs Jahre studieren. (schnieft) Und dann hat er seinen Heim.arbeit, sein Abi nochmal alles wieder (.) und dann hat er zu mir gesagt: „Entweder reiß ich mich jetzt zusammen oder ich lass' alles.“ Also er hat gesagt das war - er war auch schon paar Jahre raus es is sehr schwer //hmh (..) naja (.) klar man weiß das natürlich im Nachhinein nich, wie's gegangen wäre, ne.//hmh //Ob man es geschafft hätte.// Ja besser is natürlich wenn man von der Schule kommt und denn Abi macht und gleich studiert. //ja// Wenn man erstmal Geld verdient hat und denn (.) was anderes das is, glaub ich, ganz schön. //hmh// Weil eigentlich muss man ja beim Urschleim wieder anfangen.

Er kommt zu dem Schluss, dass es einfacher sei gleich nach der Schule zu studieren, da die Anforderungen eines Studiums so leichter zu bewältigen sind und man noch nicht in den Genuss des Geldverdienens gekommen ist. Dass er kein Studium aufgenommen hat, beschäftigt ihn gedanklich bis zum Ende des Interviews. Ohne dass die Interviewerin ihn darauf anspricht, beginnt er von einem Gespräch mit seinem Arzt zu berichten, dass sich ebenfalls um die Themen Studium und Seefahrt gedreht hat. In seiner Erzählung wird deutlich, dass er sich gedanklich mit der Möglichkeit zu studieren auseinandergesetzt hat, tatkräftig umgesetzt hat er diese Option jedoch ebenfalls nicht.

14/591-609 *Erzählung über das Gespräch mit seinem Hausarzt*

I: Hmh hmh (.) ja. Naja. //naja (lacht)// Ok, denn guck ich nochmal äh ob ich nichts vergessen habe sozusagen (Geräusch umblätternder Seiten) aber nee ich denke dann ham wirs//

IP: Ich habe gerade //ja// voriges Jahr hab ich gerade son son Erlebnis gehabt, wie gesagt, ich war jetzt drei Jahre krankgeschrieben. //hmh// U:nd mein Hausarzt und denn hat er mich denn (.) na er wollt' mich nich mehr k- äh krankschreiben. //hmh// Ich hab aber noch Schmerzen und sowas alles (.) und denn hat er mich denn (..) n Orthopäden überwiesen.

(..) Und denn unterhielten wir uns so und er sagte denn auch -er wusste ja auch, dass ich Maschinenbauer bin- er sagte, ich sollte beim Arbeitsamt sagen, dass ich ne Umschulung haben will //hmh// dass ich mich anders orientieren muss. Naja und denn kann wir so ins Gespräch (.) und denn sagte er mir, dass er auch mal zur See gefahren ist //hmh// als Maschinenassistent. Und da war ich erstaunt. //hmh// Und da hab ich zu ihm gesagt: „Mensch. Da is doch denn eigentlich der Werdegang als Chieft und nich als Arzt.“ //hmh// Sagt er: „Ja. Ich bin nach der Wende hab ich studiert und n bin ich jetzt Arzt.“ //hmh// Das hat mich beeindruckt also. //hmh// [unverständlich] Mensch. Du bist Assi, der war Assi und der is jetzt Doktor (lacht) Das hat mich beeindruckt also da //ja// hab ich mir gedacht, Mensch das kannst du doch auch. //hmh// Da war ich sehr beeindruckt. //hmh// Seitdem guck ich mein' Arzt auch ganz a- anders an. //Ja das (lacht) das ist schön, ne wenn man das dann weiß, ne.// Hmh. //Ja//

Für ihn war diese Unterhaltung ein „*Erlebnis*“. Er erzählt in einer Hintergrundkonstruktion, dass er drei Jahre lang krankgeschrieben war und immer noch Schmerzen hatte, da ihn sein Hausarzt nicht länger krankschreiben wollte, hat dieser ihn zum Orthopäden überwiesen. Im Verlauf des Gesprächs rät ihm sein Arzt beim Arbeitsamt zu sagen, dass er eine Umschulung benötigt, um sich beruflich umzuorientieren. Im Verlauf des Gesprächs erzählt er ihm, dass er früher als Maschinenassistent zur See gefahren sei. Herr Lange ist darüber erstaunt und beeindruckt, da der Arzt den kompletten Gegensatz zu seiner eigenen Berufsbiographie symbolisiert und ihm deutlich macht, was man im Leben erreichen kann. Der eigentliche Kern seiner Erzählung ist die Bewunderung für die Berufsbiographie seines Arztes. Seinen Rat, sich um eine Umschulung zu bemühen, ist Teil der Hintergrundkonstruktion und damit in seiner Erzählung nebensächlich. Inwieweit er sich um eine Umschulung bemüht hat, wird nicht deutlich. Lediglich die Perspektive auf seinen Arzt hat sich verändert.

„Wandlungsprozesse“ (Frau Oertel)

1/23-2/75 Darstellung ihres beruflichen Werdegangs

Also bin ich dann (.), äh, nach meinem Studium an der Uni geblieben. Das war so ne Forschungseinrichtung zwischen dem Forschungszentrum Z. und der Uni. Und wir haben dann Tierversuche gemacht, im Bereich Tierernährung. Das war eigentlich n schöner, ne schöne Tätigkeit, bloß: muss ich sagen, war nachher (.) so, dass ich, äh, (.) n Kind bekommen hab und mussten natürlich Schichtdienst machen, Wochenende, Feiertage auch arbeiten, teilweise im Stall, Füttern, zweimal am Tag hin. Und (.) die theoretische Arbeit, äh (.), die man mir am Anfang so versprochen hat, ist dann auch nich so (.), so in diesem Zeitumfang gewesen, dass ich dann auch gesagt hab, so, finanziell hats auch nicht so ganz gestimmt, sodass ich dann °gewechselt hab° und dann wars auch gar nicht so schwer dann n neuen Job zu bekommen damals zu der Zeit. Und: dann bin ich, äh, (.) zur Bank gegangen (..) Bank für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft naja und da war ich dann (.) nur kurze Zeit zwei, drei Jahre. Da war ich n bisschen enttäuscht, weil, äh, ziemlich politisch angehaucht war. Jeden Montag Versammlung, Beratung, Auswertung, Auswertung, der der der äh „Aktuellen Kamera, @aller@ möglichen Sachen. Also strikte Linienhaltung.

(.) Und (..) dann bin ich, äh, zum Kombinat Schiffbau gewechselt, hab dann auch (..) aus finanziellen Gründen das gemacht und mein Mann war auch in diesem Kombinat Schiffbau, zwar nicht in demselben Betrieb, ich saß dann im Osthafen und mein Mann in der Stadt, aber (.) da haben wir ganz gut verdient und die Arbeit war auch nicht stressig. Ich war dann in der Planung und Erzeugnisentwicklung, ich hatte was ganz anderes zu tun, maschinenbaumäßig haben die da, äh, (..) Geräte für den Schiffbau, für die Werften entwickelt und das war ganz interessant. Ich hab dann vor allen Dingen auch ganz tolle Kollegen gehabt, immer gerne zur Arbeit gegangen. Konnte mich, äh, abends noch wunderbar mit meinem Kind beschäftigen, am Wochenende war es auch wunderbar, man war nicht so gestresst. Also es war im Prinzip (.) ne gute Arbeit. Und mit den Kollegen hab ich teilweise heute noch Kontakt. Leider ist ja dann der Schiffbau im:: Osten Deutschlands ziemlich den Bach runter gegangen, sodass ich (..) noch damals, äh, in den 30, 30er Jahren war das, dass ich dann gesagt bekam: „Also du hast noch die Chance ne andere Arbeit zu finden, dich noch zu qualifizieren.“ Das hab ich dann auch gemacht und damals noch während der Arbeit bin ich dann am Wochenende zur EDV, so hieß die Firma damals, gegangen und hab mich dann abends und am Wochenende qualifiziert hier (.) computermäßig, nä. So und dann wurde ich auch dann gekündigt und (..) bin dann in eine Weiterbildung, äh, reingerutscht (.) und ein halbes Jahr Grundstücksbau- und Wohnungswirtschaft. Mal was ganz anderes. Das war eigentlich, n halbes Jahr, ein Jahr war das. Das war eigentlich ne ganz gute Sache, (.) weil (..) das hat mich auch interessiert. Das war, hat n bisschen was mit Ökonomie zu tun, was mit Zahlen, das hab ich eigentlich schon immer ganz gern gemacht. Und (.) dann hat es ne Weile gedauert, bis ich dann wieder kann. Eins, zwei Jahre. Ja und dann hats geklappt als Kaufmännische Angestellte. Also in nem Bauträger damals, hatte dann auch n bisschen damit zu tun. Also die Grundlagenkenntnisse waren auf alle Fälle da, sodass ich den Job dann auch zehn Jahre ausüben konnte. (.) Er war sehr stressig. Ich hatte einen (.) Chef, der, also es war ne kleine Firma, wir waren drei Leute am Anfang, nachher vier. Die Arbeitszeit war lang, zehn Stunden meistens. Beahlt bekommen hab ich nicht viel und (.) Wochenende waren denn öfter Messen angesagt oder irgendwelche, äh, Hausbaumessen, wo sie denn das Haus dann vorstellen konnten, ich durfte denn auch mit hin. (..) //mhm// Im Umkreis von M. hinfahren und mit helfen und Kunden betreuen. //mhm// Äh, dann wurd ich krank und wurd entlassen. (..) //mhm// Sechs Wochen war ich äh, war ich krank und in der Zeit wurd ich dann auch entlassen. Musst ich unterschreiben aus ökonomischen Gründen (.) und damit war dann, ich war dann auch ganz schön geknickt, weil ich da wirklich auch Herzblut reingesteckt hatte und mich da engagiert hatte und und wirklich viele Überstunden umsonst gemacht hatte. Und das war dann der Dank. Naja gut. Und dann bin ich in die Arbeitslosigkeit und seitdem hab ich im Prinzip //mhm// (..) keinen Job mehr. Das ist jetzt schon (.) neun Jahre. //mhm

Frau Oertel erzählt in einer längeren Sequenz über ihren beruflichen Werdegang: Nach ihrem Studium bleibt sie an der Universität und beginnt in einem Forschungsinstitut in der Nähe zu arbeiten. Sie hat sich dort mit Tierversuchen im Bereich Tierernährung beschäftigt, was sie jedoch nur kurz erwähnt. Die Tätigkeit gefällt ihr recht gut, trotzdem wechselt sie, als sie ihr Kind bekommt, die Stelle. Sie führt hierfür mehrere Gründe auf: Schichtarbeit, zu geringe theoretische Anteile ihrer Tätigkeit sowie finanzielle Unzufriedenheit. Sie wechselt unkompliziert die Stelle und beginnt in einer Bank.

Dort fühlt sie sich jedoch nicht wohl, da die Atmosphäre sehr „politisch angehaucht“ ist, so wird z.B. jeden Montag die „Aktuelle Kamera“⁵⁸ ausgewertet. Ihre Arbeitsinhalte in der Bank beschreibt sie nicht. Nach drei Jahren wechselt sie in das Kombinat Schiffbau. Der Wechsel war finanziell motiviert, außerdem arbeitet ihr Mann hier bereits. Beide verdienen gut, welche Aufgaben zu ihrer Stelle im Kombinat Schiffbau gehört haben, wird ebenfalls nicht eindeutig klar, stattdessen hebt sie das gute Verhältnis zu ihren Kollegen und die Vereinbarkeit von Kind und Beruf hervor. In der Wendezeit macht sie auf Anraten am Wochenende einen EDV-Lehrgang, dass sie arbeitslos werden wird, ist ihr zu diesem Zeitpunkt bereits klar. Nachdem sie ihre Stelle verloren hat, beginnt sie eine Weiterbildung in der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft, in die sie „hineingerutscht“ ist.

Ihre Weiterbildung unterscheidet sich stark von ihrer bisherigen Tätigkeit, trotzdem entspricht sie ihren Interessen, da sie schon immer gern mit Zahlen gearbeitet hat. Nach ein oder zwei Jahren findet sie eine neue Stelle bei einem Bauträger, ihre in der Weiterbildung erworbenen Fähigkeiten kann sie hier anwenden. Bei dem Bauträger arbeitet sie zehn Jahre, die Arbeitsbedingungen sind jedoch schwierig: Ihre Arbeitszeit beträgt meistens zehn Stunden; ihre Arbeitsaufgaben, die auch das Mitwirken auf Messen und die Betreuung von Kunden im Umkreis von M. umfassen, beschreibt sie als anstrengend. Als sie für sechs Wochen krankgeschrieben ist, wird sie entlassen, sie muss unterschreiben, dass sie aus ökonomischen Gründen gekündigt wurde. Obwohl sie sich über ihre Tätigkeit überwiegend negativ geäußert hat, bringt sie Bedauern zum Ausdruck: „*ich war dann auch ganz schön geknickt, weil ich da wirklich auch Herzblut reingesteckt hatte*“. Verbittert argumentiert sie, dass sie „wirklich viele Überstunden“ gemacht und dann als „Dank“ die Kündigung erhalten habe.

Frau Oertel erzählt über ihre unterschiedlichen Tätigkeiten und den Wechsel dorthin kursorisch, Einzelheiten und nähere Erläuterungen kommen kaum zur Sprache. Ihre Erzählung spiegelt auch und gerade wegen ihrer Kürze und Geradlinigkeit die Selbstverständlichkeit wider, mit der sich der Wechsel ihrer Arbeitsstellen vollzieht.

⁵⁸ Nachrichtensendung des Deutschen Fernsehfunks (DFF)

Mit Unsicherheit über ihr berufliches Fortkommen wird sie erst mit der Wende konfrontiert, in die Umschulung „rutscht“ sie hinein, verlaufskurvenartig setzt sich ihre Entwicklung mit der zehnjährigen Tätigkeit bei ihrem letzten Arbeitgeber fort. Sie endet erst als sie nach sechsmonatiger Krankheit die Kündigung erhält. Als die Interviewerin eine Frage zum Beginn der Arbeitslosigkeit stellt, antwortet sie, dass sie drei Jahre nach der Wende arbeitslos geworden ist. Rechtfertigend fügt sie hinzu, dass sie und ihr Mann nicht davon ausgegangen seien arbeitslos zu werden und deswegen einen Wegzug aus ihrer Heimatstadt nicht in Erwägung gezogen haben.

2/82-3/88 Argumentation für den Verbleib in ihrer Heimatstadt

IP: 93.

I: Ach 93, also n paar Jahre noch nach der Wende praktisch

IP: Ja. Da hab ich noch gearbeitet. Deswegen bin ich auch nicht in den Westen gegangen. Mein Mann hatte Arbeit, ich hatte Arbeit im Schiffbau. //mhm// Das war denn diese VK (Schiffbauunternehmen)-, äh, -werft, die hatte denn alles übernommen und denn haben wir gedacht, es geht aufwärts, nä. (...) Und es war ja auch eigentlich genug zu tun. Und denn nachher 93 wars vorbei.

3/89-96 Argumentation für den Verbleib in ihrer Heimatstadt

I: Mhm. (.) Und sie hätten sonst überlegt, ob sie vielleicht denn in ein anderes Bundesland oder so?

IP: Ja mein Mann bekam aber danach dann wieder gleich Arbeit, nä. Und deswegen, die Tochter war, wann war die eingeschult? 88 //mhm// ist sie zur Schule gekommen. //mhm// Und zu den Großeltern, die haben auch noch gearbeitet damals, wollten wir sie auch nicht geben. //mhm// Ne. Also. Eigentlich sind wir auch ziemlich (..) sesshaft. //mhm// Ich bin in M. geboren, mein Mann zwar nicht, aber ich hab hier im Prinzip mein ganzes Leben verbracht. //mhm// So einfach ist es dann nicht.

Da beide auch nach der Wende ihre Stelle behalten konnten und eine westdeutsche Werft alles übernommen hatte, gingen sie von einer positiven Entwicklung aus. Dann verlieren beide ihre Arbeit. Ihr Mann findet sofort wieder eine Anstellung, einen Umzug ziehen sie deshalb nicht in Erwägung. Weiterhin argumentiert sie mit ihrer Tochter, die 1988 eingeschult wurde, sie sagt, dass sie diese nicht zu den Großeltern geben wollte. Letztlich hat sie - wie sie anschließend selbst zugibt - ihre Sesshaftigkeit davon abgehalten ihre Heimatstadt zu verlassen. Bekräftigend fügt sie hinzu, dass sie hier geboren wurde und ihr ganzes Leben hier verbracht hat. Ein Umzug sei deshalb nicht so einfach. Bedingt durch die schwierige Arbeitsmarktlage in Ostdeutschland findet sie in ihrer Heimatstadt keine attraktive Stelle mehr.

Frau Oertels Erzählung spiegelt insbesondere für die Zeit vor der Wende Ununterbrochenheit und Geradlinigkeit wider. Allerdings erscheint die Aneinanderreihung der sehr unterschiedlichen Tätigkeiten eklektizistisch, umfangreiche Suchbewegungen sind bedingt durch das Beschäftigungssystem der DDR nicht notwendig. Als sie nach der Wende eine Weiterbildung in der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft beginnt, ist dies ebenfalls kein Resultat eigener Suchbewegungen, vielmehr „rutscht“ sie mehr oder weniger zufällig in die Weiterbildung hinein. Umfangreiche Suchbewegungen nach einer für sie passenden Stelle sind möglicherweise auch durch das beschränkte Angebot an Arbeitsplätzen in ihrer Heimatstadt kaum möglich.

In den Sequenzen von Herrn Lange und Frau Oertel wird deutlich, dass sich die von Marotzki beschriebenen Veränderungsprozesse der Selbst- und Weltverhältnisse nur andeuten bzw. so gut wie nicht nachweisbar sind. Bei den übrigen Interviewpartnern zeigt sich ein ähnliches Bild, entsprechende Interviewpassagen waren dort so gut wie nicht auffindbar. Dies mag einerseits daran liegen, dass die Interviewpartner über innerliche Neuausrichtungen und Umdenkprozesse im Interview nicht gesprochen haben, möglich ist aber auch, dass diese Art der Erfahrungsverarbeitung nicht oder nur am Rande vollzogen wurde. Inwieweit sich habituelle Denkweisen und Einstellungen im Verlauf der Biographie entwickelt und verfestigt haben, soll nun in den Fallportraits, die auch der umfassenden Darstellung und Analyse der biographischen Erfahrungsaufschichtung dienen, überprüft werden.

11.4 Fallbeschreibungen und Reflektierende Analysen

Typ I - Arbeitslosigkeit als biografisches Randereignis

„Und jetzt sowieso nicht, jetzt durch diesn ganzen Hartz IV nu is sowieso alles vorbei.“

Herr Richter

Herr Richter wird 1954 geboren, er lebt während seiner Kindheit und Jugend in einem kleinen Dorf in Mecklenburg. Sein Vater (jüngster Sohn von 12 Geschwistern) ist aus Ostpreußen nach Mecklenburg übergesiedelt, seine Mutter ist Mecklenburgerin. Er wächst in einer Mehrgenerationenfamilie auf und besucht den Kindergarten, hat jedoch an diese Zeit keine besonderen Erinnerungen. Dennoch beschreibt er gegenüber dem Kindergarten eine ablehnende Haltung. Die Ursache hierfür sieht er in dem verpflichtenden Charakter, den er allen Institutionen der Erziehung und Bildung in der DDR zuschreibt. 1961 wird er eingeschult und besucht während seiner Grundschulzeit eine Dorfschule, in der die ersten vier Schuljahrgänge zusammengefasst sind. Anschließend wechselt er auf die Polytechnische Oberschule, die er nach der Klassenstufe 8 verlässt.

Über seine Schulerfahrungen redet er nicht. Seine intellektuellen Fähigkeiten im Kontext der Schule reflektiert er nur aus der Perspektive des Schuldirektors bzw. eines ehemaligen Lehrers, der neben den Eltern wohnte. Von ihm erfährt er nach Ende seiner Schulzeit, dass er kurz davor stand von der Schule verwiesen zu werden. *„Ja da war ich kurz vor der Kippe wo se gesacht ham hier die ham die Nase voll.“* In der fünften Klasse hatte der Schuldirektor zu ihm gesagt, dass er für die Oberschule zu dumm und für die Hilfsschule zu schlau sei, was genau der Direktor damit meinte, ist ihm damals nicht bewusst gewesen. Erst nach dem Gespräch mit dem ehemaligen Lehrer kann er das Gesagte richtig einordnen. Er selbst begründet seinen schlechten Stand bei der Lehrerschaft mit seiner Faulheit: Die Schule habe er nie als wichtig angesehen.

Als Schüler wird er bereits früh in die Arbeit auf dem elterlichen Hof einbezogen, da seine Eltern aufgrund der geringen Einkünfte als LPG-Landwirte privat Vieh- und Landwirtschaft betreiben. Nicht immer ist er damit einverstanden mitarbeiten zu müssen, weswegen es insbesondere mit seinem Vater öfter Konflikte gibt. Im Laufe der Jahre wächst sein Interesse an landwirtschaftlicher Arbeit, der er als Jugendlicher gegen Bezahlung in der LPG nachgeht.

Mit 15 Jahren macht er die „*Ackerberechtigung*“, die es ihm erlaubt einen Traktor zu fahren, was ihm großen Spaß macht. Seinen Verdienst während dieser Zeit beziffert er mit 5000 Mark pro Jahr. Neben finanziellen und hedonistischen Motiven ist die Ferienarbeit auf dem Land ein willkommener Anlass Autonomieansprüche gegenüber dem Vater durchzusetzen, der nicht möchte, dass sein Sohn so viel arbeitet. Dieser wiederum hintergeht seinen Vater und arbeitet heimlich, häufig sogar nachts.

Herr Richter verlässt die Schule nach der achten Klasse. Er beschreibt dies als eine Entscheidung, die er selbst getroffen hat: „*Und denn hab ich eben zugesehn, dass ich denn ebend rauskomm, dass ich nich szehn Jahre gehn brauch.*“ Die Schule nach der achten Klasse zu verlassen, war bereits damals nicht so einfach möglich, ihm gelingt dies jedoch. Die näheren Umstände beschreibt er nicht.

Nach der Schule hat er drei Ausbildungsberufe zur Wahl: Schlachter, Fluchtenmaurer oder Lagerarbeiter. Der Schlachter will ihn unbedingt als Lehrling einstellen und besucht die Familie deshalb zweimal zu Hause, dass er sich trotzdem dagegen entscheidet, nimmt dieser ihm sehr übel. Argument gegen die Lehre beim Schlachter ist der geringe Verdienst von 250 Mark (plus wöchentliches Fleischpaket). Warum er sich nicht zum Fluchtenmaurer ausbilden lassen wollte, erörtert Herr Richter nicht. Er entscheidet sich für eine Lehre in der Lagerwirtschaft, obwohl diese damals verpönt war. Rückblickend findet er seine Entscheidung richtig. Während der Lehrzeit eröffnet sich die Möglichkeit, die Lehre innerhalb von zwei Jahren abzuschließen, wobei die Bedingung darin besteht, die Zwischenprüfung mit der Note zwei abzulegen, was ihm auch gelingt. Im Gegensatz zu anderen Lehrlingen (die eine schriftliche Arbeit vorlegen und diese verteidigen müssen) kann er eine mündliche Prüfung ablegen. Den Grund für seine „Sonderstellung“ erörtert er nicht.

Seine Ausbildung absolviert er in einem Großhandel, von dem er übernommen wird, hier arbeitet er nach der Lehre noch zwei Jahre. Da er sich geld- und arbeitsmäßig verbessern möchte, bewirbt er sich im Faserplattenwerk, wo er schließlich auch eingestellt wird. Die Arbeit hier beschreibt Herr Richter aufgrund der vollständigen Automatisierung der Abläufe als gefährlich, er berichtet von strengen Einstellungskriterien, die - wie er sagt - bei seiner Einstellung zu einer halbjährigen Verzögerung geführt haben.

Während seiner Ausbildung und der ersten Jahre seiner Berufstätigkeit im Faserplattenwerk lebt er auf dem elterlichen Hof, wo er private Viehhaltung betreibt: Er hält 120 Kaninchen sowie Bullen und Schweine, die er zum Schlachten abliefert. Für ein Schwein bekommt er gemäß Vertrag 300 Mark, für einen Bullen 500 Mark; die Erträge erhöhen sich im Laufe der Jahre. Den Verdienst für seine reguläre Erwerbstätigkeit beziffert Herr Richter mit 320 Mark pro Monat, die private Viehwirtschaft war für ihn demnach ein lukrativer Nebenverdienst.

Bereits während seiner Lehre macht er die Erfahrung, dass berufliche Privilegien vom eigenen Engagement in Partei oder Kampfgruppe abhängig sind: Als er sich während seiner Lehre aufgrund des langen Arbeitsweges von seinem Heimatdorf in die Stadt benachteiligt fühlt, strebt er in dieser Hinsicht eine Veränderung an. Da er die Mitgliedschaft in Partei oder Kampfgruppe von vornherein für sich ausschließt, eröffnen sich für ihn jedoch keine Alternativen. Was genau er für sich erreichen wollte, sagt er nicht.

Als er nach seinem Grundwehrdienst, den er erst mit 25 Jahren antritt, zurückkehrt, wird ihm erneut die Frage gestellt, ob er der Kampfgruppe beitreten will, was er wiederum ablehnt. Seine Schwester, die an der Seite von Harry Tisch arbeitete, hat im Gegensatz zu ihm politisch Karriere gemacht. Er äußert sich über den FDGB-Vorsitzenden, der auch bei der Hochzeit seiner Schwester zu Gast ist und ihm hier herablassend gegenübertritt, verachtend und bezeichnet ihn als „*versoffenes Stück*“. Als Harry Tisch dem Faserplattenwerk, in dem Herr Richter arbeitet, zu einem späteren Zeitpunkt einen Besuch abstattet, zeigt er sich aufgrund der vertrauten und offenen Art, mit der er nun auf ihn zugeht, jedoch durchaus geschmeichelt.

Im Faserplattenwerk ist Herr Richter überwiegend im Lager tätig; in dem Jahr als Harry Tisch das Werk besucht, arbeitet er als Anlagenfahrer und ist für die Steuerung der Betriebsanlage mitverantwortlich. Er wollte seinen Kollegen beweisen, dass auch er als Lagerarbeiter für diese verantwortungsvollere Aufgabe geeignet ist. Inwieweit er sich hierfür weiterqualifiziert hat, wird in seinen Schilderungen nicht deutlich.

Die Tätigkeit im Faserplattenwerk - in dem u.a. Anbauwände hergestellt werden - hat für ihn einen angenehmen Nebeneffekt: Da er unter der Hand Anbauwände verkauft bzw. für den Tauschhandel einsetzt, kann er innerhalb von vier Monaten (anstatt der üblichen zehn Jahre) einen Trabant erwerben.

1982 kauft er sich ein japanisches Fernsehgerät für 7.500 Mark, welches für den „Normalbürger“ unerreichbar ist. Ihm gelingt es seine berufliche Position geschickt für den eigenen privaten Vorteil auszunutzen.

Während seiner Tätigkeit im Faserplattenwerk lebt er mit seiner Frau und den Kindern im elterlichen Dorf. Mit seiner Frau ist Herr Richter seit 1975 zusammen; wie genau sich das Kennenlernen gestaltet hat, sagt er nicht. Er begründet die Entscheidung für seine Partnerin damit, dass er keine Frau aus dem Dorf heiraten wollte und sich deshalb für eine Frau aus einer nahegelegenen Kleinstadt entschieden hat. Mitte der 80er Jahre zieht er in das Neubaugebiet einer norddeutschen Großstadt, was er vor allem auf das Drängen seiner Ehefrau zurückführt, die unbedingt in der Stadt wohnen wollte. Seine Verwandtschaft - insbesondere der Bruder seines Vaters - ist mit diesem Schritt nicht einverstanden und rät seinem Vater ihn zu enterben, was dieser jedoch nicht tut.

Die Wohnung in der Stadt wird ihm durch seinen Betrieb (er hat zwischenzeitlich in ein Düngemittelwerk gewechselt) zur Verfügung gestellt, da den Mitarbeitern eine bestimmte Anzahl Wohnungen vorbehalten ist.

Der Neubeginn in der Großstadt gestaltet sich insbesondere für ihn schwierig; das Leben in der Stadt ist neu und fremd. Da es die Familie gewohnt ist, sich z.B. mit Brot und Fleischprodukten selbst zu versorgen, ist die Erfahrung, mehrmals wöchentlich an der Kaufhalle anzustehen, ungewohnt, zudem befindet sich das Neubaugebiet noch im Aufbau, es gibt für den gesamten Stadtteil nur eine Einkaufsmöglichkeit. Bis eine zweite hinzukommt, dauert es vier Jahre. Ein Auto hat die Familie zu dieser Zeit bereits, allerdings steht ihnen dies aufgrund der unzureichenden Verfügbarkeit von Ersatzteilen nicht immer zur Verfügung, sodass insbesondere die Versorgung der vierköpfigen Familie beschwerlich ist. Die Wohnung ist für damalige Verhältnisse komfortabel. Herr Richter und seine Frau leben bis heute dort.

Mit der Entscheidung in die Stadt zu ziehen, war auch der Wille verbunden nicht mehr nebenbei zu arbeiten. Es gelingt ihm nicht an dieser Entscheidung festzuhalten: Als er 1986 von zwei Maurern des Düngemittelwerks gefragt wird, ob er als „Handlanger“ auf dem Bau arbeiten möchte, willigt er ein. Bis zur Wende arbeitet er von April bis Ende Oktober jedes Wochenende. Seiner Einschätzung nach hat ihm die Arbeit auf dem Bau jedoch nachhaltig gesundheitliche Schäden zugefügt, unter denen er bis heute leidet.

Da diese Tätigkeit im Zusammenhang mit der politischen Wende endet, ist er der Meinung, dass diese schon früher hätte kommen können, da er dann möglicherweise heute gesünder wäre.

Im Düngemittelwerk arbeitet Herr Richter bis 1992. Es wird von einem norwegischen Unternehmen übernommen. Von der ersten großen Entlassungswelle (1000 Mitarbeiter erhalten innerhalb eines Vierteljahres ihre Kündigung) ist er nicht betroffen, er wird erst 1992 arbeitslos. Die Umstrukturierungsprozesse empfindet er aufgrund der gezahlten Abfindungen als human. Es folgen vier Jahre Arbeitslosigkeit, in dieser Zeit nimmt er an etlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen teil. Im Unterschied zu heute waren diese besser bezahlt (er erhält Urlaubs- und Weihnachtsgeld) und von längerer Dauer (bis zu zwei Jahren), sodass er mit diesem Zustand gut leben kann. Rückblickend erklärt er, dass er sich damals eigentlich keine Arbeit mehr suchen wollte, Motivation für seine Jobsuche waren seine Kinder: Er hat angenommen, dass Kinder arbeitsloser Eltern keine Arbeit finden, da ihnen negative Eigenschaften zugeschrieben werden.

In den 90er Jahren bewirbt er sich ca. 100 Mal. Seine Bewerbungen lässt er in Schreibbüros schreiben, die in der Nachwendezeit sogar das Porto übernehmen. Er wird zu ungefähr 20 Bewerbungsgesprächen eingeladen.

Während der vierjährigen Arbeitslosigkeit arbeitet er im Sommer mehrmals als Erntehelfer bei einem Großbauern. Die Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt beschreibt er als unkompliziert: Er meldet sich einfach für ein halbes Jahr ab, seinen Verdienst kann er komplett behalten, ohne dass er angerechnet wird. Auch die Beantragung des Arbeitslosengeldes ist im Gegensatz zu heute einfach, da ein Antrag das Arbeitslosengeld für etliche Jahre sichert.

1996 erhält er eine feste Stelle in der Warenannahme eines großen Einkaufszentrums vor den Toren der Stadt. Hier arbeitet er bis zum Jahr 2005, die Arbeitsbedingungen sind gut, das Betriebsklima - abgesehen von kleineren Unstimmigkeiten - in Ordnung, auch mit der Vergütung seiner Arbeit ist er zufrieden. Seinen Kollegen gegenüber verhält er sich eher distanziert, ein zu freundschaftliches Verhältnis, insbesondere zwischen Mitarbeitern und Vorgesetzten sieht er kritisch.

Bereits seit längerem hat Herr Richter gesundheitliche Schwierigkeiten, er hat Rückenprobleme, die mit starken Schmerzen und Bewegungseinschränkungen verbunden sind. Von heute auf morgen konfrontiert er seinen Arbeitgeber deshalb mit seiner Kündigung.

Er sucht morgens das Personalbüro auf und kündigt, seine Kündigung wird akzeptiert, er wird lediglich darum gebeten noch die Frühschicht zu Ende zu machen. Auf die nun folgende Sperre des Arbeitsamtes und die Anordnung einen Amtsarzt aufzusuchen, ist er vorbereitet, da er alle notwendigen Gutachten bereits zuvor zusammengestellt hat. Der Termin bei der Amtsärztin verläuft gut, das Arbeitsamt akzeptiert seine Kündigung und das Arbeitslosengeld wird nachgezahlt. Von nun an ist er arbeitslos, er erhält durchschnittlich alle zwei Jahre eine Maßnahme, die erneute Aufnahme einer Erwerbstätigkeit strebt er nicht an, da sich Arbeit in seinem Alter, nicht zuletzt wegen des geringen Zugewinns an Rentenpunkten, in seinen Augen nicht mehr lohnt. Eine Nebentätigkeit, wie zuvor als Erntehelfer, kommt für ihn seit der Hartz-Reform nicht mehr in Frage, da der Verdienst auf seine Bezüge angerechnet wird. Maßnahmen des Arbeitsamtes misst er nur wenig Bedeutung zu: Eine zwölfwöchige Maßnahme (acht Wochen Schule, vier Wochen Praktikum) absolviert er bis zum Ende, eine über ein Jahr angelegte Maßnahme (50Plus) bricht er nach viereinhalb Wochen ab. Obwohl ihm hier auch neue Inhalte vermittelt wurden, argumentiert er gegenüber der Leitung, dass es sich für ihn lediglich um eine Wiederauffrischung handele. Im Einvernehmen mit Maßnahmeleitung und Arbeitsagentur kann er die Maßnahme vorzeitig verlassen. Selbst aktiv nach einer Maßnahme zu suchen, kommt für ihn nicht in Frage, er wartet so lange ab, bis er in eine Maßnahme vermittelt wird. Für die Zeit nach der aktuellen Maßnahme hofft er, dass er für die nächsten vier Jahre von der Arbeitsagentur in Ruhe gelassen wird. Sein Wunsch wäre, Erwerbsunfähigkeitsrente zu empfangen. In dieser Angelegenheit hat er im letzten Jahr einen Gutachter aufgesucht, dieser hat ihm allerdings geraten sich einer Operation zu unterziehen und ihm mit Hilfe dieses Eingriffs Schmerzfreiheit in Aussicht gestellt. Eine Operation kommt für Herrn Richter jedoch nicht in Frage, was er damit begründet, dass der Arzt ihm keine Erfolgsgarantie geben konnte.

Im Moment hilft er seinem Vater nach wie vor täglich bei der Bewirtschaftung seines 3000 Quadratmeter großen Grundstücks, dieser finanziert ihm auch das Auto. Zur Verwandtschaft haben er und seine Frau seit 15 Jahren keinen Kontakt mehr. Als Ursache hierfür gibt er deren Geltungsbedürfnis an: Vielen Mitgliedern seiner Familie geht es finanziell besser als ihm.

Sein Sohn studiert in der Nähe von Frankfurt, seine Tochter hat eine Lehre im Einzelhandel gemacht, ist nun aber arbeitslos. Die Ursache ihrer weniger gelungenen Berufsbiographie sieht er in einer Krankheit seiner Tochter (eine Pilzinfektion, die mehrere Jahre nicht richtig diagnostiziert und behandelt wurde), die zu häufigen Fehlzeiten in der Schule geführt hat. Erst nach der Wende hat die Familie Kontakt zu einem Arzt aufnehmen können, der seiner Tochter helfen konnte. Heute ist es für seine Tochter wichtig, ihre Eltern in der Nähe zu haben, sie wohnt nur wenige Meter von der elterlichen Wohnung entfernt.

Insgesamt ist Herr Richter mit seinem Leben zufrieden, er wäre jedoch gern noch einmal 26 Jahre alt. Heute würde er einiges anders machen: Rückblickend sieht er seine Nebentätigkeiten (insbesondere die „Handlangertätigkeit“ auf dem Bau) kritisch. Er räumt ein, dass sie ihm gesundheitlich geschadet hat. Damals hat er die Überforderung nicht wahrgenommen. Nebentätigkeiten waren für ihn aufgrund des niedrigen Lohnniveaus in der DDR unabdingbarer Bestandteil des Erwerbslebens. Über die Zukunft macht er sich wenig Gedanken, er lebt in der Gegenwart und denkt kaum über Vergangenes und Zukünftiges nach.

Reflektierende Analyse

Das Interview mit Herrn Richter ist durch die Auseinandersetzung mit seinem Berufsleben und seiner Arbeitslosigkeit geprägt. Informationen aus seinem Privatleben erwähnt er nur im Horizont von Erwerbstätigkeit. Über seine Frau und seine beiden Kinder berichtet er im Zusammenhang mit ihrer Bildungs- bzw. Berufsbiographie. Insbesondere über seine Ehefrau äußert er sich in einer sehr unpersönlichen Art und Weise.

Nach dem Erzählstimulus setzt er sich in kurzer knapper Form mit seiner Berufsbiographie auseinander, anschließend folgt eine Erzählung, die mit Bewertungen und Beschreibungen durchsetzt ist. Häufig äußert er sich herablassend über andere, sich selbst beschreibt er als jemanden, der sich gegen vieles gesträubt hat und sich insbesondere in der DDR nicht anpassen wollte. Diese Einstellung beschreibt er als roten Faden, der sich durch sein Leben gezogen hat.

Idealisierung der eigenen Fähigkeiten

Herr Richter leitet die Einschätzung seiner Leistungsfähigkeit aus seiner Haltung als Schüler ab. Argumentativ beschreibt er, dass er der Schule wenig Bedeutung beigemessen hat, da ihm die Arbeit in der LPG wichtiger war.

Er beschreibt Desinteresse an schulischen Inhalten und bescheinigt seinen ehemaligen Lehrern eine pragmatische Haltung, da sie Leistungen beschönigten und damit indirekt zu seiner mangelnden Leistungsbereitschaft beigetragen haben. Seinen Schulabschluss nach acht Klassen stellt er als eigene Entscheidung dar.

Obwohl er nach der Schule nur zwischen drei Ausbildungsberufen wählen konnte, ist er mit seiner Entscheidung eine Lehre als Lagerarbeiter zu beginnen auch retrospektiv zufrieden. Seine intellektuellen Fähigkeiten thematisiert er nicht, unzureichende Fähigkeiten erklärt er mit seinem Desinteresse an schulischen Inhalten bzw. der Dauer seiner Schulzeit. Gleichzeitig wertet er Schulabschlüsse ab: Er vergleicht die Hauptschule von heute mit der Hilfsschule (als Teil des Sonderschulsystems der DDR) und hinterfragt den Nutzen höherer Bildung. So sieht er keinerlei Mehrwert einer längeren Schulzeit, was er am Beispiel seiner Frau, die Abitur gemacht hat, erläutert: „*Und was hat ihr das alles gebracht - gar nichts. Sie gibt wo immer an, dass sie vier Jahre länger zur Schule gegangen ist aber...*“. Der Nutzen schulischer Bildung hat sich bis in die Gegenwart für ihn nicht erschlossen. Auf sich selbst und seine Biographie bezogen, thematisiert er Bildungsabschlüsse im Horizont von Bedeutungslosigkeit: Wichtig ist in der Arbeit gut zu sein, Zeugnisse und Zertifikate spielen nur eine untergeordnete Rolle. Den Anforderungen während seiner Berufstätigkeit ist er, seiner Ansicht nach, immer gerecht geworden, was seine Haltung gegenüber theoretischen Inhalten indirekt bestärkt (vgl. Reflektierende Interpretation S. 171ff.).

Während Herr Richter seine intellektuellen Fähigkeiten in der Schule und während der Lehre weitgehend nicht thematisiert, stellt er seine Fähigkeiten im Kontext seiner Erwerbstätigkeit positiv, im Zusammenhang mit der letzten Tätigkeit, sogar übertrieben positiv dar. Gleichzeitig neigt er dazu andere abzuwerten. Seine Einschätzungen basieren auf falschen Vorstellungen (bspw. des Computersystems einer Firma) bzw. auf allgemeinen stereotypen Annahmen, die er von der Wirklichkeit entwickelt hat. Insbesondere seine Kompetenzen und Handlungsbefugnisse bei seinem letzten Arbeitgeber stellt er übertrieben dar, er überschätzt seine Zugriffsrechte auf das Computersystem, indem er davon ausgeht auf fast das gesamte System Zugriff gehabt zu haben.

Die von ihm ausgesprochene - und seitens der Personalabteilung sofort akzeptierte Kündigung - erörtert er im selben Horizont der Überschätzung eigener Kompetenzen: Er glaubt, dass man ihn aus Angst, er könnte Manipulationen vornehmen, gehen lassen hat (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 177f.).

In einem anderen Kontext taucht seine Tendenz zur Selbstüberschätzung erneut auf: Er thematisiert sein „Mehrwissen“ im Zusammenhang mit (durch ihn nicht näher bestimmten) Problemen der DDR und der Wiedervereinigung. In seinen Augen werde die mehr als ein Jahrzehnt währende Schieflage der DDR in der Öffentlichkeit heute nicht thematisiert, stattdessen stehe das Jahr 1989 zu stark im Zentrum der Aufmerksamkeit. Er glaubt über den Zustand der DDR schon viel früher informiert gewesen zu sein, obwohl er die komplexen Zusammenhänge, die letztlich zum Ende der DDR geführt haben, nicht wiedergibt.

Darüber hinaus geht er auf sein Wissen ein, welches er als DDR-Bürger anderen gegenüber zu haben glaubte. Dieses begründet er damit, dass er in den 80er Jahren mehrmals in den alten Bundesländern gewesen ist, dort habe er die „*Schattenseiten*“ des Kapitalismus gesehen, weil ihm nicht nur der „*Glämmer*“, sondern auch „*das andere*“ (Obdachlosigkeit, Stadtteile mit hohem Ausländeranteil) gezeigt wurde. Er macht deutlich, dass ihm bereits zu DDR-Zeiten klar war, was im Falle einer politischen Wende zu erwarten ist. Dass nicht alle DDR-Bürger über dieses Wissen verfügt haben, ist in seinen Augen nur für diejenigen zu entschuldigen, die „*unten in Süden gewohnt haben*“, da dort kein Westfernsehen empfangen werden konnte⁵⁹. Die übrigen Bürger hätten wissen müssen, was im Falle einer Wiedervereinigung auf sie zukommt. Sie waren in seinen Augen „*verblendet*“, er kann nicht verstehen, warum sie sich auf die politische Wende eingelassen haben. Im Zusammenhang mit der Wende erläutert Herr Richter an mehreren Beispielen das in seinen Augen unvernünftige Verhalten seiner Mitmenschen (unüberlegter Bau eines Eigenheims, was zum Scheitern verurteilt ist; Käufe hochpreisiger DDR-Produkte im Zusammenhang mit der Währungsunion als Reaktion auf den Wertverlust der Ost-Mark) bzw. die Überforderung der anderen aufgrund der veränderten Anforderungen in den Betrieben. Sich selbst reflektiert er in diesem Zusammenhang nicht. Deutlich wird lediglich eine souveräne und überlegene Haltung, die er anderen gegenüber retrospektiv einnimmt.

⁵⁹ Ironisch wurde der ehemalige Bezirk Dresden als „Tal der Ahnungslosen“ bezeichnet.

Dieses Selbstbewusstsein hat er sich bis in die Gegenwart erhalten können, obwohl oder gerade weil es auf falschen Vorstellungen, abstrakten Verallgemeinerungen, Stereotypen sowie eigener Überschätzung beruht und nicht zuletzt aus einer längst vergangenen Zeit stammt (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 221ff.).

Haupterwerbstätigkeit als „Nebenerscheinung“

Herr Richter beschreibt seine Motive für Arbeit überwiegend im Horizont finanzieller Erwägungen. Während er für die Arbeit auf der LPG, der er neben der Schule bzw. in den Ferien nachgegangen ist, finanzielle und hedonistische Motive erwähnt, dominieren im Verlauf seiner Ausführungen finanzielle Aspekte. So sind die Entscheidung für den Beruf des Lagerarbeiters und die Wechsel seiner Arbeitsstellen (Ausnahme ist der Wechsel in das Düngemittelwerk, wodurch er sich nur „*arbeitsmäßig*“ verbessern konnte) hauptsächlich finanziell motiviert gewesen. Darüber hinaus sind für ihn nebenberufliche Tätigkeiten von Kindheit an selbstverständlich, diese erörtert er ebenfalls ausschließlich im Horizont finanzieller Erwägungen: Er selbst hält, solange er in seinem Heimatdorf lebt, Kaninchen, Bullen und Schweine. Der Verkauf der Tiere ist für ihn ein lukrativer Nebenerwerb, mit dem er seinen Verdienst als Lagerarbeiter aufbessern kann (er erhält z.B. für ein Schwein 300 Mark, sein regulärer Monatsverdienst beträgt 320 Mark).

Seine Tätigkeit im Faserplattenwerk beschreibt er nicht vor dem Hintergrund seiner regulären Arbeitsaufgaben, sondern im Horizont von Vorteilen, die er geschickt für sich ausnutzen konnte: Während seiner Tätigkeit im Faserplattenwerk konnte er als Mitarbeiter Anbaureihen weit unter Ladenpreis erwerben und diese weiterverkaufen bzw. für Tauschgeschäfte nutzen. Da ihm deshalb „*Tür und Tor*“ offen standen, kommt er innerhalb kurzer Zeit an einen Trabant, 1982 beschafft er sich ein japanisches Farbfernsehgerät. Weshalb er diese Konsumgüter erwerben wollte, beschreibt er nicht näher. Vermutlich war damit das Bedürfnis verbunden, sich vom „Mainstream“ abzuheben und Annehmlichkeiten zu genießen auf die andere verzichten müssen (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 223f.).

Arbeit und die hiermit indirekt oder direkt verbundenen materiellen „Erträge“ sind für ihn untrennbar miteinander gekoppelt. Unbezahlte Arbeit lehnt er ab, was er am Beispiel des Subotnik⁶⁰ (an dem er sich nur bei seinem letzten Betrieb in der DDR beteiligt hat und für den er einen freien Tag einforderte) erläutert.

⁶⁰ Freiwilliger unbezahlter Arbeitseinsatz an Sonntagen

Bis heute akzeptiert er unbezahlte und ehrenamtliche Arbeit nicht (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 208ff.).

Aufgrund seiner Rückenerkrankung - die er vor allem auf die Arbeit auf dem Bau zurückführt - bereut er seine Nebentätigkeiten. Seinen Hang zum Konsum teurer Luxusgegenstände hinterfragt er in diesem Zusammenhang nicht, vielmehr bewertet er Nebentätigkeiten aufgrund des geringen Lohnniveaus in der DDR als absolut notwendig.

Nach der Wende ist er mehrere Jahre arbeitslos, „neben“ der Arbeitslosigkeit ist er im Sommer als Erntehelfer tätig. Die Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt beschreibt er in den 90er Jahren als unkompliziert: Für die Dauer seiner Saisonarbeit kann er sich unkompliziert beim Arbeitsamt abmelden, der Verdienst wird nicht auf das Arbeitslosengeld angerechnet, sodass die Jahre der Arbeitslosigkeit für ihn wenig belastend sind. Während er auf der Handlungsebene beschreibt, dass er in dieser Zeit ca. 100 Bewerbungen abgeschickt hat, argumentiert er im Gegensatz hierzu, dass er sich eigentlich keine Arbeit mehr suchen wollte. Beweggrund für seinen Wiedereinstieg in den Beruf waren seine Kinder: Er war und ist der Meinung, dass Kinder arbeitsloser Eltern selbst keine Arbeit finden, da ihnen negative Eigenschaften zugeschrieben, und sie deshalb nicht eingestellt werden.

1995 findet er Arbeit in einem großen Einkaufszentrum. Dass er dort nicht noch länger gearbeitet hat, begründet er mit seiner Rückenerkrankung, ob noch andere Motive eine Rolle gespielt haben, wird nicht explizit deutlich. Im Zusammenhang mit seiner Entscheidung reflektiert er die in seinen Augen komfortablen Bedingungen für Arbeitslose in den 90er Jahren. Die Bedingungen für Arbeitslose hatten sich jedoch im Zuge der Hartz-Reform massiv verändert.

Inwieweit er darauf vorbereitet war, wird nicht klar. Die selbstsichere Gelassenheit, die sich in seiner Erzählung zum Übergang in die Arbeitslosigkeit widerspiegelt, macht jedoch deutlich, dass er die Entscheidung - vor allem in Bezug auf die bürokratischen Hürden - im Voraus durchdacht und geplant hat (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 178f.). Warum er sich heute keine Arbeit mehr sucht, begründet er erneut im Horizont finanzieller Erwägungen. Er ist der Ansicht, dass sich Arbeit für ihn nicht mehr lohnt, weil in seinem Alter keine Rentenpunkte mehr dazukommen und die Höhe seiner Rente unverändert bleiben würde.

Auch die Möglichkeit sich Geld dazu zu verdienen, zieht er nicht in Erwägung, da Einkünfte dieser Art auf das Arbeitslosengeld II angerechnet werden.

Maßnahmen der Arbeitsförderung haben für ihn keine Bedeutung. Finanzielle Einschränkungen erwähnt er nicht, noch heute verfügt sein Vater über ein großes Grundstück, auf dem er ihm zur Hand geht (und vermutlich von den Erträgen profitiert). Sein PKW wird ebenfalls von seinem Vater finanziert. Ob und wie sich Herr Richter darüber hinaus Nischen verschafft, um „unter der Hand“ sein Arbeitslosengeld II aufzubessern, erwähnt er nicht.

Arbeit reflektiert Herr Richter vor allem in einer pragmatischen Orientierung, sie ist „Mittel zum Zweck“ und in der DDR selbstverständlich vorhandenes Gut. Selbstverwirklichung, Sinnhaftigkeit oder die Verwirklichung eigener Ziele und Vorstellungen kommen in seinen Ausführungen nicht vor. Veränderungen seiner Einstellung werden in der Gesamtbetrachtung seiner Biographie nicht deutlich. Mit seiner stoischen Gelassenheit und seinem Selbstvertrauen gelingt es ihm seine Berufsbiographie zu gestalten. Die Anpassung an die veränderten Bedingungen nach der Wende, die auch bei ihm eine mehrjährige Arbeitslosigkeit zur Folge hat, gelingt ihm gut. Nicht zuletzt, weil Berufstätigkeit und Beruf für ihn keine zentralen Kategorien für seine Lebensgestaltung darstellen und er finanzielle Einschränkungen durch Nebentätigkeiten kompensieren kann.

Institutionelle Anpassung: Verweigerung

Herr Richter beschreibt sich in der Eingangserzählung als jemanden, der sich schon immer gegen alles gestäubt habe, was Pflichtcharakter hatte. Diese Haltung bezieht er auf die institutionelle Erziehung und Bildung in der DDR, die er vorwiegend im Horizont eigener Ablehnung und Verweigerung thematisiert. Als Argument hierfür zieht er die von oben verordnete staatsbürgerliche Erziehung heran. Er beschreibt seine Haltung in der Eingangserzählung als „rote(n) Faden“, der sich durch sein Leben gezogen habe: Schule, FDJ, Partei und ihr nahe Institutionen lehnt er ebenso kategorisch ab wie gesellschaftspolitisches Engagement nach der Wende (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 214ff.). Inhaltlich setzt er sich während des Interviews damit jedoch nicht auseinander, sodass nicht klar wird, was genau die Gründe für seine Zurückhaltung sind. Seine Haltung gegenüber der DDR ist ambivalent: Einerseits beschreibt er ihren wirtschaftlichen Zerfall, andererseits erörtert er auch die Wende unter negativen Gesichtspunkten (z.B. Massenarbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit).

Hinter der von ihm beschriebenen Verweigerungshaltung scheint eine auf Pragmatismus und den eigenen Vorteil ausgerichtete Orientierung zu liegen, die sich vor allem in seiner Haltung gegenüber materiellen Begünstigungen widerspiegelt. Für ihn war das Leben in der DDR vor allem deshalb attraktiv, weil er von der Schattenwirtschaft profitiert hat. Die daraus entstandenen Vorteile beschreibt er sehr ausführlich. Die mit der Beteiligung an der Kampfgruppe oder einer Parteimitgliedschaft verbundenen Privilegien, scheinen im Gegensatz hierzu nicht attraktiv genug gewesen zu sein, weshalb ein Engagement in diesem Bereich für ihn nicht in Frage kam. Auch heute lehnt er jede Form eigenen Engagements kategorisch ab. Einen Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Systemen macht er in diesem Zusammenhang nicht. In einer Art Selbststilisierung zum überlegenen Widerständler manifestiert sich eine selbstbewusste Haltung sich selbst und seinem Leben gegenüber.

Typ II - Arbeitslosigkeit als selbstverschuldeter Zustand

„Ja pff das is meine Schuld da kann ich keen verantwortlich da machen.“

Frau Wagner

Frau Wagner wird 1954 in einer Kleinstadt im heutigen Sachsen-Anhalt geboren. Sie hat drei Geschwister. Ihre Eltern sind beide berufstätig, ihr Vater hat eine „große Stellung“ und ist „großer Parteigenosse“, ihre Mutter ist ebenfalls berufstätig; ihre berufliche Position bleibt offen.

Ihre Familie ist recht wohlhabend und verfügt über einen gewissen Komfort (z.B. ein Fernsehgerät oder eine nicht durch einen Ofen zu beheizende Wohnung. Auf die Beziehungen innerhalb ihrer Familie und die Gestaltung des Familienlebens geht sie nur wenig ein.

Sehr ausführlich beschreibt sie jedoch die penible Sauberkeit: Ihre Mutter war sehr darum bemüht, die Wohnung in Ordnung zu halten, gleichzeitig herrschten strenge Regeln, so war das Wohnzimmer verschlossen, sie und ihre Geschwister mussten bei den Eltern um Erlaubnis bitten, wenn sie es betreten wollten. Die Regeln zu Hause führt Frau Wagner auf die Parteimitgliedschaft ihres Vaters zurück, sie beschreibt ihn als überzeugten Parteigenossen, der für seine Partei „durchs Feuer gegangen“ wäre.

Insbesondere der Medienkonsum in der Familie ist streng reglementiert: Es gibt kein Radio, ein Fernsehgerät ist zwar vorhanden, aber unter Verschluss. Fernzusehen ist den Kindern nur selten erlaubt, gemeinsame Fernsehnachmittage (bspw. mit Freunden) stellen eine Ausnahme dar. In ihrer Erinnerung waren einmal andere Kinder zu Besuch, die mit ihr zusammen eine Kindersendung geschaut haben, was sie als besonderes Ereignis hervorhebt.

Insgesamt beschreibt sie ihr Verhältnis zu Gleichaltrigen als schwierig; sie sei unbeliebt gewesen, was sie auf ihren Mädchennamen („Böse“) zurückführt. Dass sie nur deswegen nicht gemocht wurde, ist unwahrscheinlich. Im Detail geht sie auf ihre Beziehungen zu Gleichaltrigen jedoch nicht näher ein, sodass die näheren Zusammenhänge unausgesprochen bleiben. Frau Wagner äußert die vage Vermutung, dass sie aufgrund ihrer Anpassungsbereitschaft nicht gemocht wurde, allerdings bleiben ihre Äußerungen auch in diesem Zusammenhang unbestimmt.

Insgesamt erzählt sie über ihre Schulzeit nur wenig, sie gibt an nur wenige Erinnerungen zu haben, da sie die Schulzeit als unbedeutend empfunden hat.

Im Gegensatz zu dieser Einschätzung berichtet sie sehr detailliert über einen vormilitärischen Wettkampf (die sogenannten Hans-Beimler-Wettkämpfe), an dem sie teilgenommen hat und u.a. eine Schießübung absolvieren musste. Die ihr unangenehme Pflichtübung führt sie mit geschlossenen Augen aus, dass sie die Zielscheibe trotzdem trifft, erzählt sie mit Selbstironie. Über ihre Schulleistungen sagt sie nichts, sie macht lediglich Angaben zu ihrer Freizeit, in der sie Handball gespielt und an Arbeitsgemeinschaften teilgenommen hat.

Ausführlicher erzählt Frau Wagner über ihre Lehrzeit: Sie beginnt nach der Schule eine handwerkliche Ausbildung als Schuhfacharbeiterin in einer Schuhfabrik, wie sie zu diesem Ausbildungsplatz gekommen ist, erwähnt sie nicht. Sie hebt jedoch hervor, dass sie die Lehre als eine der besten Lehrlinge vorzeitig abschließen kann. Die Ausbildung verläuft besser als sie erwartet hat, vor Beginn der Lehre sah sie sich dem Vorurteil ausgesetzt, für die handwerkliche Arbeit nicht geeignet zu sein; aus ihrer Sicht hat niemand ihr diesen Beruf zugetraut: *„die ham alle gedacht ich hab zwei linke Fing Hände kann kann das nich“*. Ihr Erfolg in der Lehrlingsausbildung erfüllt sie auch im Nachhinein mit Stolz. Nach der Lehre wird sie übernommen, sie arbeitet als Springer und erzielt dadurch ein verhältnismäßig hohes Einkommen. In der Schuhfabrik arbeitet sie über ein Jahrzehnt. Während dieser Zeit heiratet sie und bekommt zwei Kinder, Details zu ihrem Familienleben erwähnt sie nicht.

Ihre Tätigkeit in der Schuhfabrik endet aufgrund eines privaten Zwischenfalls, den sie als Diebstahl darstellt: Als sie von ihren Eltern, die in dieser Zeit bereits in M. leben, zurückkommt, findet sie ihre Wohnung komplett leer vor (sogar die Türklinken fehlen). Die näheren Umstände sind - so sagt sie - bis heute nicht geklärt. Da sie die Begebenheit zum Anlass nimmt, zu ihren Eltern zu ziehen,⁶¹ ist anzunehmen, dass sie mit ihrer ersten Scheidung in Zusammenhang steht. Ihren Heimatort empfindet sie heute als abstoßend, sie ist nach ihrem Wegzug nur einmal mit ihren Kindern dort gewesen und ist froh, dort niemanden von früher getroffen zu haben. Sie würde dort nie wieder wohnen wollen.

Während der Zeit ihres Neubeginns in M. lebt sie bei ihren Eltern, sie arbeitet in einem Volkseigenen Betrieb, in dem überwiegend Jeansbekleidung hergestellt wird, später näht sie Markisen.

⁶¹ Den Zusammenhang zwischen ihrem Umzug zu ihren Eltern und der Scheidung erwähnt sie explizit, nicht aber den Zusammenhang zwischen dem „Diebstahl“ und ihrer Scheidung.

Nach der Auflösung des Betriebes in der Wendezeit, arbeitet sie als Spülgehilfin in einem Restaurant, die Arbeit dort muss sie aufgrund ihrer dritten Schwangerschaft mit ihrem Sohn (sie hat zwischenzeitlich wieder geheiratet) aufgeben, etwa drei Jahre später kommt ihre Tochter zur Welt. Einer regelmäßigen Beschäftigung ist sie seit der Geburt ihrer letzten beiden Kinder nicht mehr nachgegangen.

Während ihrer Arbeitslosigkeit hat sie an mehreren Maßnahmen teilgenommen - u.a. bei Umbauarbeiten eines Klosters, hier war sie an Abrissarbeiten und der Gestaltung des Gartens beteiligt. Schwere körperliche Arbeiten kann sie aufgrund von Rückenproblemen heute nicht mehr verrichten.

In der aktuellen Maßnahme fühlt sie sich wohl, sie arbeitet in der Nähwerkstatt und kommt mit den Arbeitsinhalten und den Kollegen gut zurecht. Im Vergleich zu ihren Kollegen sieht sie sich als Mitarbeiterin, die schnell und effektiv arbeiten kann, was sie auf ihre frühere Berufstätigkeit zurückführt.

Die Zeit außerhalb der Maßnahme verbringt sie überwiegend zu Hause. Ehrenamtliches Engagement (bspw. im Elternrat) lehnt sie, mit dem Argument, niemandem Vorschriften machen zu wollen, ab. Einen Unterschied zwischen ehrenamtlichem Engagement in der DDR und heute macht sie nicht.

Ihre jüngeren beiden Kinder sind zum Zeitpunkt des Interviews im Jugendalter. Insgesamt bewertet sie ihre Entwicklung positiv. Im Detail geht sie auf ihre schulischen Leistungen nicht ein, auch Noten nennt sie nicht. Zu ihren älteren beiden Kindern macht sie während des gesamten Interviews überhaupt keine Angaben. Verbunden sind die Gedanken an ihre Kinder mit der Hoffnung, dass sie beruflich erfolgreich sein werden, damit sie es einmal besser haben als sie selbst.

Für sich selbst wünscht sie sich eine Arbeit in einer Änderungsschneiderei, allerdings hat sie Angst, den Arbeitsanforderungen nicht gerecht zu werden. Verwirklichen möchte sie ihre beruflichen Vorstellungen dann, wenn ihre Kinder aus dem Haus sind. Sie stellt sich vor, dann für sich selbst, in einer kleineren Wohnung zu wohnen.

Von ihrem Mann hat sie sich getrennt, zu ihren Geschwistern hat sie kaum noch Kontakt, seit dem Tod des Vaters ist die Familie aufgrund von Erbschaftsstreitigkeiten zerstritten. Ihren Geschwistern geht es finanziell besser als ihr, ihr Bruder hat ein eigenes Haus, seine Tochter ist Ingenieurin.

Insbesondere in finanzieller Hinsicht hat sie das Empfinden ihren Kindern nicht gerecht zu werden, auch für sich selbst hat sie auf vieles verzichten müssen. Einen kleinen Teil des Versäumten würde sie gerne noch nachholen.

Reflektierende Analyse

Das biographische Interview mit Frau Wagner wurde in der Vorweihnachtszeit geführt, getragen durch die vorweihnachtliche Atmosphäre ist Frau Wagner positiv eingestellt, auch die Tatsache, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews an einer Maßnahme teilnimmt, deren Arbeitsinhalt sie als sinnvoll erlebt und die nicht zuletzt auch ihr monatliches Budget aufbessert, trägt zu ihrer gelassenen Grundstimmung bei.

Im Anschluss an den Erzählstimulus erzählt sie über das Weihnachtsfest bei ihr zu Hause und vergleicht es mit der Art wie sie heute mit ihren Kindern Weihnachten feiert. Hier verfällt sie in idealisierte Erinnerungen an die Zeit als die Kinder noch klein waren, die von realistischen Beschreibungen der Gegenwart durchbrochen sind. Das gesamte biographische Interview ist durch die Auseinandersetzung mit ihrer Arbeitslosigkeit und den damit verbundenen Geldsorgen bestimmt. Sie reflektiert den Verlauf ihres Lebens im Kontext ihrer eigenen Schuld und verpassten Chancen und projiziert ihre Zukunftshoffnung auf ihre Kinder.

Eigentlich weiß sie, dass sie selbst wahrscheinlich nie wieder arbeiten wird; in ihrer Fantasie malt sie sich jedoch eine Zukunft aus, in der sie in einer neuen kleineren Wohnung lebt, die nur sie selbst bewohnt und einer geregelten Arbeit nachgeht. An dieser Hoffnung hält sie fest, auch wenn sie unrealistisch ist.

Frau Wagner versucht das Bild einer zufriedenen Frau zu entwerfen, die mit sich und ihrem Leben im Reinen ist, tatsächlich ist ihre Erzählung durch nachträgliche Retuschen und Auslassungen geprägt. In der reflektierenden Interpretation wird deutlich, dass ihre augenscheinlich oft positive Sicht auf die Dinge nur eine Fassade ist, hinter der sich Enttäuschungen, Ängste und Selbstzweifel verbergen.

Idealisierte Erinnerungen an die eigene Berufsbiographie und Abwertung anderer

Frau Wagner schätzt ihre Fähigkeiten überwiegend positiv ein, die Basis, auf der diese positive Einschätzung aufbaut, ist jedoch brüchig. Sie beschreibt ihre Schullaufbahn als gradlinig, allerdings liefert sie keinerlei Informationen darüber wie ihre Schullaufbahn tatsächlich verlaufen ist: Ihre intellektuellen Fähigkeiten thematisiert sie nicht, auch erwähnt sie keine Vorlieben für bestimmte Fächer, Begabungen oder Zensuren.

Erst im Zusammenhang mit ihrer Ausbildung bewertet sie ihre Fähigkeiten. Sie hebt hervor, dass sie ihre Ausbildung als eine der besten Lehrlinge abgeschlossen hat. Die Bezugsgruppe, zu der sie sich in Beziehung setzt, ist jedoch recht klein, in ihrem Betriebsteil waren pro Jahrgang nur zwei bis drei Lehrlinge, trotzdem beschreibt sie sich als besten Lehrling. Darüber hinaus wurden in ihrem Ausbildungsbetrieb auch Lehrlinge ausgebildet, die vergleichsweise schlechte Ausgangsbedingungen hatten, dies lässt sie bei ihrer Einschätzung ebenso außen vor. Herablassend äußert sie sich über eine Auszubildende, die offenbar eine Sehbehinderung hatte: „die @Ursel@ die war so (langgezogen) blind wie ein Huhn“ und generiert aus deren „Schwäche“ ein Gefühl von Überlegenheit. Bis heute hat sie sich eine positive Sicht auf sich selbst bewahrt.

Diese generiert sie aus den von ihr als positiv bewerteten Erfahrungen während der Ausbildung sowie der darauffolgenden Berufstätigkeit. Maßgeblich sind in diesem Zusammenhang ihr vergleichsweise hoher Verdienst nach der Ausbildung, die sofortige Übernahme und ihre Annahme die Beste gewesen zu sein. Mehrfach zeigt sie daneben die Tendenz die eigene berufliche Position hervorzuheben ohne detaillierte Beschreibungen der von ihr ausgeführten Arbeitsschritte anzufertigen (ohne die Arbeitszusammenhänge näher zu erläutern, beschreibt sie sich als einzigen Lehrling, der den Computer bedienen konnte oder als einzige, die auch nachts gearbeitet hat, vgl. Reflektierende Interpretation, S. 165ff.).

Ihre Tätigkeit in der Textilfertigung nach ihrem Umzug nach M. stellt sie bescheidener und deutlich weniger umfassend dar. Sie erwähnt, dass sie als einzige auch nachts genäht habe und computergesteuert nähen konnte. Dass sie als Schuhfacharbeiterin gar nicht für den Beruf der Schneiderin qualifiziert war, thematisiert sie nicht. In ihrer Darstellung kann sie den Arbeitsanforderungen mit Leichtigkeit genügen (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 169f.).

Gegenüber ihren Kollegen im Projekt ist ihre Tätigkeit als Schuhfacharbeiterin, obwohl diese schon viele Jahre zurückliegt, immer noch von Bedeutung: Sie prahlt mit ihrem hohen Verdienst bei verhältnismäßig geringer Arbeitsbelastung und vermutet, dass die anderen beruflich schlechter gestellt waren. Der Stellenwert ihres Verdienstes erscheint hier im Horizont von Neid und Konkurrenzdenken. Frau Wagner erhofft sich für ihre damalige berufliche Position von ihren Kolleginnen Anerkennung, diese bleibt jedoch aus.

Im Vergleich mit den anderen Teilnehmerinnen des Projekts sieht sie sich auch als Vorbild und Ansporn, ihr positives Selbstbild basiert auf ihrer Geschwindigkeit: Arbeitsinhalte, der damit verbundene Anspruch sowie die Qualität der von ihr hergestellten Produkte zieht sie nicht in Erwägung. Offenbar verbindet sie Erinnerungen an ihre frühere Berufstätigkeit mit der Arbeit im Projekt und stilisiert sich so zu einer Frau, die es schon immer gewohnt ist, diszipliniert zu arbeiten: „*Ne ich kenn das ja nich anders, ich mach's ja schon immer so.*“ Dass zwischen ihrer letzten regulären Erwerbstätigkeit und der jetzigen Arbeit im Projekt etliche Jahre vergangen sind, in denen sie nicht gearbeitet hat, lässt sie in ihrer Selbsteinschätzung außen vor (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 167ff.).

Ihre Neigung sich selbst übertrieben positiv darzustellen, wird in der Auseinandersetzung mit ihrer Rolle als Mutter ebenfalls deutlich. Im Vergleich mit den Müttern von heute spricht sie den Müttern ihrer Generation mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit im Zusammenleben mit ihren Kindern zu: „*wir ham mehr Wert auf die Kinder gelecht*“. Ihre eigene Erziehungskompetenz belegt sie mit einer allgemeinen Floskel, die wenig über ihre Mutterqualitäten aussagt: Sie habe Wert daraufgelegt, „*dass den Kindern geht gut geht, dass sie gesund gehn sind, dass sauber und ordentlich sind...*“. Sie stilisiert sich zu einer Mutter, die sich für ihre Kinder aufgeopfert und alles für sie getan hat (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 199f.). Das Bild, das sie als Mutter von sich entwickelt hat, ist Teil eines Argumentationszusammenhangs, der ihr bei der Bewältigung ihrer fast zwei Jahrzehnte dauernden Arbeitslosigkeit behilflich ist.

Ihren nicht gelungenen Wiedereinstieg in den Beruf nach der Geburt ihrer jüngeren Kinder deutet sie als bewusste Entscheidung gegen eine Erwerbstätigkeit: Ihren Kindern zuliebe hat sie auf eine Arbeit verzichtet hat, da Arbeit und Kinder grundsätzlich nicht vereinbar sind und erwerbstätige Mütter ihren Kindern nicht gerecht werden können.

Ihre Erwerbslosigkeit reflektiert sie ausschließlich im Zusammenhang mit ihrer Mutterrolle, ihre Gedanken kreisen um ihre Kinder und dass sie wegen ihnen auf Arbeit verzichtet hat. Aufgrund ihrer „Opferbereitschaft“ hat sie es geschafft, aus ihren Kindern „*vernünftige Leute*“ zu machen. Diese Einschätzung ist jedoch kaum durch konkrete Erzählungen gedeckt:

Den Werdegang ihrer ersten beiden Kinder beschreibt sie gar nicht, die berufliche Entwicklung der jüngsten beiden Kinder deutet sie nur an. Ob sie tatsächlich „vernünftig“ sind bzw. werden, bleibt also offen.

Indirekt legt sie ihren Kindern einen hohen Erwartungsdruck für das Gelingen ihrer eigenen Zukunft auf: Ihr Scheitern wäre auch ein Scheitern ihrer eigenen „Lebensphilosophie“. Bedingung für die erfolgreiche Bewältigung ihrer eigenen Lebenssituation ist somit auch das gelingende Leben ihrer Kinder. Wie brüchig diese Konstruktion ist, zeigt sich darin, dass sie mit dem Auszug ihrer Kinder, die Hoffnung auf ein erfülltes Leben verbindet. Offenbar kann sie aus der jetzigen Lebenssituation wenig Zufriedenheit schöpfen, was auf eine eher konflikthafte Beziehung zu ihren Kindern schließen lässt. Verbunden ist der Gedanke an ein Leben nach dem Auszug der Kinder mit der erneuten Aufnahme einer Erwerbstätigkeit. Dass sie selbst noch einmal eine Stelle als Schneiderin annehmen wird, ist jedoch eher unwahrscheinlich, bei ihrem Wunsch noch einmal beruflich Fuß zu fassen, handelt es sich um eine rein hypothetische Vorstellung, die nicht durch konkrete Handlungsansätze gedeckt ist und die sie längst hätte umsetzen können. Trotzdem hilft ihr diese Zukunftsvorstellung bei der Bewältigung ihrer Lebenssituation.

Frau Wagner reflektiert ihre Entscheidung für den Ausbildungsberuf im Horizont von Anerkennung und Selbstbehauptung gegenüber den Bildungsentwürfen ihres Umfeldes, insbesondere ihres Vaters. Im Gegensatz zu ihrem Vater, der „in großer Stellung“ arbeitet und damit zur „Intelligenz“ gehört, beginnt sie eine handwerkliche Ausbildung. Niemand in ihrem Umfeld traut ihr zu, in diesem Beruf erfolgreich zu sein. Sie kann für sich während und nach der Ausbildung jedoch durchaus Erfolge verbuchen. Aufgrund ihrer vielfältigen Einsatzmöglichkeiten als Springer erzielt sie ein hohes Einkommen, was für sie insbesondere in der Beziehung zu ihrem Vater bedeutend ist. Dieser diskreditiert jedoch ihren Beruf, in seinen Augen erhält sie viel fürs Nichtstun. Anerkennung erfährt sie nicht. Sie selbst ist rückblickend mit ihrem Beruf zufrieden, das Ende ihrer Tätigkeit hat sie sehr bedauert. Ob der Beruf der Schuhfacharbeiterin tatsächlich ihr Wunschberuf war, sagt sie nicht (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 136f.).

Scheidung und Beendigung der erlernten Tätigkeit

Da sie sich aufgrund ihrer Scheidung entschieden hat, ihren Heimatort zu verlassen, ist das Ende ihrer Tätigkeit durch private Umstände bedingt.

Das Darlegen der näheren Umstände vermeidet sie, sodass davon auszugehen ist, dass sie das Erlebte noch nicht abgeschlossen hat und eine Konfrontation mit den Erinnerungen umgehen will (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 141f.).

Ihre folgende Tätigkeit als ungelernte Schneiderin ist für sie rückblickend weniger bedeutend. Sie beschreibt ihre Arbeit im Horizont von zweckrationalen Motiven, die sich vorrangig auf das Geldverdienen beziehen. Selbstbewusstsein und Stolz kann sie hier kaum entwickeln, was auf die Umstände ihres beruflichen Neubeginns und ihren Status als ungelernte Kraft zurückzuführen ist. Eine Abgrenzung gegenüber Kollegen (im Horizont von Selbstüberschätzung und Überheblichkeit) ist hier kaum möglich (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 169f.). Da es sich um ihre letzte reguläre Tätigkeit gehandelt hat, hält sie in ihrer Erinnerung an der Zeit in der Schuhfabrik und dem damit verbundenen beruflichen Erfolg fest.

Diese ist für die Aufrechterhaltung ihrer positiven Sicht auf sich selbst maßgeblich, was nicht zuletzt dadurch deutlich wird, dass sie der Zeit in der Schuhfabrik während des Interviews große Aufmerksamkeit zuwendet.

Im Kontext ihrer Tätigkeit in der Maßnahme greift sie ihre Erinnerungen auf und stilisiert sich zu einer Frau, die es gewohnt ist schnell und viel zu arbeiten, eine realistische Einschätzung ihrer Leistungsfähigkeit und der Arbeitsanforderungen erfolgt nur ganz am Rande, wodurch ihr berufliches Selbstbild weitgehend unbeschadet bleibt. Aufgrund ihrer Schnelligkeit fühlt sie sich von ihren Kollegen anerkannt, obwohl diese für ihre (z.T. in Prahlerei ausartenden) Erzählungen über die Zeit in der Schuhfabrik wenig Verständnis aufbringen.

Institutionelle Anpassung: Zurückhaltung

Frau Wagner thematisiert ihr Verhältnis zu Staat und Partei in der DDR im Zusammenhang mit der Beziehung zu ihrem Vater. Diese ist während ihrer Jugend und im jungen Erwachsenenalter aufgrund ihres politischen Desinteresses belastet. Er, „*ein großer Parteigenosse*“, akzeptiert nicht, dass sie seiner Gesinnung nicht folgt. Obwohl sie sich im Kontext von Schule und Ausbildung als angepasst und wenig rebellisch beschreibt, hat es zwischen ihr und ihrem Vater Konflikte gegeben, die auch offen ausgetragen wurden. Sie deutet diese Auseinandersetzungen nur an und reagiert auch während des Interviews emotional aufgewühlt als sie darauf angesprochen wird.

Frau Wagner macht ihre politische Haltung für ihren beruflichen Werdegang mitverantwortlich, sie konstruiert einen direkten Zusammenhang zwischen ihrer politischen Einstellung und ihrem beruflichen (Miss-)erfolg. Ihrer Auffassung nach konnte sie deshalb beruflich nicht erfolgreich sein, weil sie sich in der Partei oder ihr nahestehender Institutionen nicht engagiert hat: „*Und da hängt ja keene Politik und die ham ja alles davon abhängig gemacht, da konntste (unverständlich) wenn de das nich gemacht hast, dann warste eh bescheuert (.) hat ausgefrühstückt.*“ Andere Einflussfaktoren und sich selbst reflektiert sie in diesem Zusammenhang nicht. Auch den Umzug zu ihren Eltern, der ihre Berufsbiographie maßgeblich mit beeinflusst hat, berücksichtigt sie nicht. Übrig bleibt eine von Enttäuschung und Verbitterung geprägte Grundhaltung, die während des Interviews aber kaum offen zum Vorschein kommt. Obwohl sie von sich selbst sagt, dass sie mit ihrem Leben zufrieden ist, ist es ihr bis heute nicht gelungen, den Verlauf ihres Lebens aufzuarbeiten und mit den Ereignissen abzuschließen.

Insbesondere die Beziehung zu ihrem Vater - der bereits verstorben ist - ist hochgradig emotional besetzt, ihr ist es bis in die Gegenwart nicht gelungen, sich innerlich von seinen Vorstellungen zu distanzieren. Bis heute lehnt sie jede Form ehrenamtlichen Engagements mit dem Argument ab, niemandem Vorschriften machen zu wollen. Einen Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Systemen macht sie dabei nicht.

Ihre Tendenz sich einzuordnen zeigt sich auch in der Zusammenarbeit mit der Arbeitsagentur. Dort gab es wenig Reibungspunkte, sie berichtet von einer guten Zusammenarbeit, wenn es um die Vermittlung von Maßnahmen geht. Jobangebote wurden ihr so gut wie nicht vermittelt, sie selbst hat sich bei der Suche nach Arbeit kaum engagiert. Ihr eigenes Desengagement sieht sie nicht, stattdessen wünscht sie sich für andere, auch für ihre Kinder, Menschen, die mehr Druck ausüben und Arbeitslose zur Aufnahme einer Beschäftigung zwingen.

In der Gesamtbetrachtung Frau Wagners Biographie treten krisenhafte Verläufe und konflikthafte Beziehungen hervor. In der Auseinandersetzung mit den Problemlagen bringt sie jedoch keine neuen Dispositionen der Wahrnehmung, Deutung und Bearbeitung hervor, stattdessen mündet ihre Auseinandersetzung mit den an sie gestellten Herausforderungen in Rückzug und Resignation.

Ihre Arbeit stellte in der Vergangenheit eine wichtige Sinnkomponente dar, Selbstwert und Anerkennung hat sie insbesondere während ihrer ersten Berufstätigkeit erlangt. Von diesen Erinnerungen zehrt sie bis in die Gegenwart.

„Ich war mir eigentlich gar nicht bewusst, was ich beruflich draufhabe, weil irgendwie verlief mein Leben zu glatt. Zu einfach alles. Ich wollte das und dann hab ich das und das klappte auch. Naja und dann kam die Wende...“

Herr Lange

Herr Lange wird 1965 in einer Kleinstadt im heutigen Sachsen-Anhalt geboren. Sein Vater ist Seemann, seine Mutter Grundschullehrerin. 1968 zieht er nach M., da die Familie dort eine Wohnung in einem Neubaugebiet bekommt. Bis zur fünften Klasse geht er in diesem Wohngebiet in die Schule, er kennt viele Mitschüler aus dem Kindergarten und hat ein gutes Verhältnis zu ihnen, der Kontakt besteht zum Teil bis heute. Da die Familie umzieht, besucht er nach der sechsten Klasse eine neue Schule, dort fällt ihm der Aufbau von Kontakten zunächst schwer. Die neue Klasse beschreibt er als „*eingespieltes Team*“, zu dem er sich nicht richtig zugehörig fühlt. Bis zum Ende der Schulzeit bleibt eine gewisse Distanz zu seinen Mitschülern. An den Klassentreffen, die regelmäßig alle fünf Jahre stattfinden, beteiligt er sich, Freundschaften unterhält er jedoch nicht.

Seine Schulleistungen beschreibt er als mittelmäßig, er begründet dies mit seiner Einstellung zur Schule: Da er kein sonderlich ehrgeiziger Schüler war, haben ihm mittelmäßige Noten genügt. Über seine Biographie als Schüler berichtet er bruchstückhaft mit Hilfe von Anekdoten: Ein halbes Schuljahr lang schwänzt er den Englischunterricht, hierfür bekommt er einen Tadel, was er damals aber nicht sonderlich schlimm findet. Heute kann er darüber lachen. Während einer Klassenfahrt verlässt er nachts die Unterkunft, um bei seiner Freundin zu übernachten und kehrt erst gegen Morgen zurück. Sein Verhalten wird mit einem Verweis geahndet, was ihn jedoch kaum beeindruckt.

Zur Klassenlehrerin seiner Parallelklasse, die bei ihm Deutsch und Geschichte unterrichtet, hat er ein besonders gutes Verhältnis. Sie fördert ihn und nimmt ihn auf die Klassenfahrten ihrer Klasse mit.

Diese sehr unterschiedlichen Erfahrungen begründet er damit, dass er von einigen Lehrern gemocht und von einigen nicht gemocht wurde. Sein eigenes Verhalten reflektiert er nicht.

Insgesamt beschreibt er sich als wenig linientreu. Er hatte mit den Kommunisten „*nich viel am Hut*“, was sich in seinem Äußeren widerspiegelt. Er hatte lange Haare, trug Nietenhosen und hörte Beatmusik, während sich die FDJler in Berlin trafen, fuhr er mit seinen Freunden zelten.

Hier konnte er Gleichgesinnte treffen, Bier trinken und Musik hören. Er beschreibt diese Fahrten als „*stillen Protest*“. Im Sommer fährt er mit seinen Freunden häufig nach Ungarn, auch dort wird gezeltet. Er kauft Jeans und Schallplatten ein, da diese in der DDR nicht zu bekommen sind.

Nach der Schule beginnt er eine Lehre als Rohrschlosser auf der Werft. Er wollte wie sein Vater gern zur See fahren. Direkt auf dieses Berufsziel hinzuarbeiten, traut er sich jedoch nicht zu, da seine schulischen Leistungen den Anforderungen nicht entsprachen. Er beginnt eine Lehre als Rohrschlosser und hofft seinen Wunschberuf über Umwege zu erreichen. Nach einem halben Jahr sucht die Werft dringend noch Maschinenbauer, sodass er den Ausbildungsberuf wechselt. Während er sich in seiner Rohrschlosserlehre mit den anderen Auszubildenden gut verstanden hat („*also wir warn so Gleichgesinnte*“), fühlt er sich unter den Maschinenbauern unwohl. Sie sind in Partei und FDJ-Arbeit engagiert, wovon er sich durch sein Erscheinungsbild (er ist der einzige mit langen Haaren) offen distanziert. An zwei Klassenfahrten nimmt er nicht teil.

Im praktischen Teil der Ausbildung arbeitet er zunächst in einer Reparaturbrigade des Fischkombinats. Hier repariert er mit seinen Kollegen Fischtrawler, anschließend arbeitet er in der Erprobung. Diese Abteilung nimmt Schiffsmotoren in Betrieb und führt Probefahrten durch. Er schließt seine Ausbildung ab. Besonders ehrgeizig ist er nicht, ihm genügt es zu bestehen, da für ihn der Berufsabschluss und nicht die Note entscheidend ist.

Da er sich aussuchen kann, wo er nach der Lehre eingesetzt werden möchte, bleibt er auf der Werft. Die Tätigkeit gefällt ihm, insbesondere aufgrund der häufigen Probefahrten, sehr gut. Hier bekommt er auch ein Seefahrtsbuch, was für ihn eine Art Statussymbol darstellt. Da er immer wieder mit unterschiedlichen Schiffstypen zu tun hat, ist die Arbeit abwechslungsreich und daneben gut bezahlt: Den Durchschnittsverdienst in der DDR gibt er mit 600 Mark an, sein Vater verdient als Seemann 800 Mark, er selbst verdient zwischen 1000 und 1500 Mark.

Zu seinen Kollegen hat er ein gutes Verhältnis, zu seinem Abteilungsleiter bzw. seinem Meister hält er sich auf Distanz, da das „*alles Genossen*“ sind. Zu Staat und Partei hat er nach wie vor ein distanziertes Verhältnis, was sich im Verhältnis zu seinen Vorgesetzten widerspiegelt: „*die fingen auch immer an mit Planerfüllung und bla bla bla und dem ganz Mist und (.) warste froh, wenn du die von hinten gesehn hast.*“ Mit seinem Chief kommt er gut zurecht.

In der Erprobungsabteilung bleibt er bis zur Wende. Eigentlich hatte er vor, einen Kesselschein oder seinen Maschinisten zu machen, um auf diese Weise ein Patent für die Seefahrt zu erwerben. Er setzt diese Vorhaben jedoch nicht in die Tat um, sondern verschiebt sie auf die Zukunft. Insbesondere der mit seiner Position verbundene hohe Verdienst hält ihn von beruflicher Weiterentwicklung ab.

In seiner Abteilung bleibt er bis zur Wende, dann wird beinahe die gesamte Werft aufgelöst. Die Abwicklung seines Betriebes trifft ihn völlig unvorbereitet. Er wird zum 31.12.1991 gekündigt und arbeitet zunächst in einer Auffanggesellschaft, gemeinsam mit anderen Kollegen ist er damit beschäftigt die Werft abzureißen. Es werden auch Umschulungen und Weiterqualifizierungen angeboten, was er jedoch ablehnt, da er glaubt, dass er hier nichts Neues dazulernt. Nach einem Jahr wird die Auffanggesellschaft aufgelöst und er ist richtig arbeitslos. Eine Idee, wie es für ihn beruflich weitergehen könnte, hat er nicht.

Erst im Jahr 1995 nimmt er Bewerbungsaktivitäten auf: Da sich sein Bruder beruflich verändern möchte, nimmt er ihn in ein Schreibbüro mit. Dort wird ihm sofort eine Stelle als Hilfsarbeiter herausgesucht, auch das Schreiben der Bewerbung wird ihm abgenommen. Er sucht die Firma am nächsten Tag auf und wird sofort als Schlosser, nicht als Hilfsarbeiter, eingestellt. Er arbeitet dort für einige Zeit im Kabelbahnbau, dann wird er erneut gekündigt. Während der Arbeitslosigkeit macht er alle Schweißerpässe und findet schließlich Arbeit bei einer Zeitarbeitsfirma. Auch dort bewirbt er sich als Hilfsarbeiter und wird als Schlosser eingestellt. Das Beschäftigungsverhältnis endet im Jahr 2002, seitdem ist er (abgesehen von einem Ein-Euro-Job im Jahr 2004 und längerer Krankheit) arbeitslos.

Die aktuelle Maßnahme sieht er als „Probe aufs Exempel“, er möchte ausprobieren, ob ihm der Sprung in geregelte Beschäftigung gelingt oder ob er stattdessen eine Erwerbsunfähigkeitsrente beantragt, über konkrete Vorstellungen, was er nach der Maßnahme beruflich machen möchte, redet er nicht.

In seiner Freizeit trifft er sich mit Freunden, Hobbies hat er keine. Wichtige Bezugspersonen waren seine Großeltern, die er immer als seine Eltern angesehen hat. Beide sind mittlerweile verstorben. Das Verhältnis zu seinen Eltern ist angespannt, sein Vater war für ihn als Kind zwar berufliches Vorbild, eine besonders enge Beziehung zu ihm hatte er jedoch nie.

So hat er sich als Kind zwar sehr auf seinen Vater gefreut, wenn er an Land kam, er war aber auch froh, wenn er wieder losgefahren ist. Seit 2005 ist der Vater in Rente, er ist froh, wenn er ihn nicht sehen muss, weil er der ganzen Familie auf die Nerven geht. Die Beziehung zu seiner Mutter ist ebenfalls angespannt, sie war Grundschullehrerin für Mathematik, Deutsch und Musik, in seinen Augen behandelt sie alle Menschen wie Zehnjährige, da sie alles besser weiß und alles besser kann. Insbesondere sein Bruder hat unter der Mutter gelitten, weil er in der Schule Schüler war, in der sie unterrichtet hat. Er hatte sie als Lehrerin im Musikunterricht - für schlechte Leistungen hat er zu Hause Prügel einstecken müssen. Wie sich die Beziehung zur Mutter nach Ende der Schulzeit weiterentwickelt hat, sagt er nicht.

Eine eigene Familie hat Herr Lange nicht gegründet.

Reflektierende Analyse

Das Interview mit Herrn Lange ist durch die Auseinandersetzung mit seiner Berufsbiographie und seiner Arbeitslosigkeit geprägt. Über seine Herkunftsfamilie und sein Privatleben redet er wenig, die Beziehung zu seinen Eltern deutet er nur an. Das Verhältnis zu seinem Vater ist ambivalent: Es ist durch eine kindliche Perspektive auf seinen Beruf (den er zum Traumberuf stilisiert) und einer ablehnenden Haltung ihm gegenüber geprägt.

Schwerpunkt seiner berufsbiographischen Reflexion ist der Traumberuf des Seemanns. Als Kind und Jugendlicher hat er sich am Vorbild des Vaters orientiert, bis heute greift er auf sein kindliches Idealbild zurück ohne diesen Beruf kritisch (bspw. hinsichtlich seiner Auswirkungen auf das Familienleben) zu hinterfragen. Obwohl Herr Lange nie richtig zur See gefahren ist, sondern auf der Werft in der Erprobungsabteilung gearbeitet hat, hat er in seinen Augen sein Berufsziel erreicht, diese Annahme ist für seine Sicht auf sich selbst und sein Leben wichtig, da sie ihn positiv auf seine Berufsbiographie zurückblicken lässt.

Seefahrer als Traumberuf

Herr Lange zählt sich als Schüler und während der Ausbildung zum „Mittelmaß“, er führt seine Leistungen auf seinen mangelnden Ehrgeiz zurück. Auf seine intellektuellen Fähigkeiten geht er nicht ein, auch seine Zensuren in bestimmten Fächern oder die Abschlussnote seiner Berufsausbildung nennt er nicht. Aus seiner Formulierung geht jedoch hervor, dass er sie mit der Note vier abgeschlossen hat.

In seinen Augen ist die Zensur zweitrangig, wichtig ist, überhaupt einen Berufsabschluss zu haben.

Seine Fähigkeiten reflektiert er im Zusammenhang mit seiner Schullaufbahn und seiner Entscheidung für eine Berufsausbildung nicht, stattdessen orientiert er sich an seinem Vater, der für ihn die entscheidende Identifikationsfigur darstellt: Er leitet seinen Berufswunsch direkt aus der beruflichen Tätigkeit des Vaters ab: „*Der fuhr zur See und ich wollte auch zur See fahrn.*“ Genährt wurde sein Berufswunsch durch gemeinsame Besuche auf dem Schiff des Vaters, die ihm als Kind großen Spaß gemacht haben. Inhaltlich setzt er sich mit dem Beruf des Vaters wenig auseinander, so wird nicht klar, über welche Ausbildung sein Vater verfügt hat - vermutlich ist er als Matrose zur See gefahren (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 151f.).

Der Beruf des Seefahrers war für ihn ein Idealbild, welches er im Horizont von Seefahrerromantik, der Möglichkeit des Verreisens sowie des Schmuggelns von in der DDR nicht verfügbaren Konsumgütern reflektiert. Über konkrete Vorstellungen vom Beruf des Seemanns redet er nicht, dennoch war und ist dies sein Traumberuf. Darauf hingearbeitet hat er jedoch nie. Bereits in der Schule war er nicht besonders fleißig, auch während der Ausbildung und später im Beruf zeigt er wenig Ehrgeiz: Weiterqualifizierungen, um tatsächlich in der Seefahrt Fuß zu fassen, hat er nie in Angriff genommen, was er im Nachhinein bereut.

Obwohl Herr Lange den Beruf des Seemanns als seinen Traumberuf beschreibt, ist eine nachvollziehbare Strategie, um diesen Wunschberuf zu erreichen, nicht auszumachen: Er beginnt nach der Schule eine Ausbildung auf der Werft, was eine spätere Tätigkeit auf See nicht unbedingt wahrscheinlich macht. Die „Verwirklichung“ seines „Traumberufs“ erfolgt nach Ende der Schulzeit mit wenig Engagement und Selbstvertrauen. Er traut sich nicht den „*direkten Weg*“ einzuschlagen und begründet dies u.a. mit seinen schulischen Leistungen, die „*nicht dementsprechend*“ waren. Letztlich hat er nicht zielgerichtet auf seinen Wunschberuf hingearbeitet, sondern seine schlechten Chancen mit verursacht. Dass er seinen Traumberuf zumindest teilweise verwirklicht hat, stellt er als Resultat eigener Überlegungen dar. Dass er im Rahmen der Schiffserprobung tatsächlich zur See fahren kann, ist allerdings eher glückliche Fügung und weniger Ergebnis eigener zielgerichteter Anstrengung.

Daneben stellen Probefahrten nur einen Teilbereich seiner Tätigkeit dar, dennoch gibt er sich damals mit dieser „Teilverwirklichung“ zufrieden. Obwohl der Weg dahin unkompliziert und mit wenig Anstrengung verbunden war, hat er in seinen Augen seinen Traumberuf erreicht. Im Besitz eines Seefahrtsbuchs gewesen zu sein, weist ihn in seinen Augen als echten Seemann aus und lässt ihn positiv auf seine Berufsbiographie zurückblicken: *„Denn eigentlich hab ich mein' Traum, ich sage ich hab mein' Traum schon gehabt, also wo ich da auf der Werft das war wollt' ich und das war wunderschön.“* Auf dem Weg zu seiner Position auf der Werft hat er sich von äußeren Gegebenheiten leiten lassen - eigene Bemühungen waren kaum notwendig.

Wende

Rückblickend stellt er fest, dass er zu sehr auf den momentanen beruflichen Erfolg konzentriert war und zu wenig für seine berufliche Zukunft vorgesorgt hatte. Den größten Einschnitt stellt für ihn die politische Wende 1989 dar: *„Naja und denn kam die Wende und dann bin ich erstmal in n großes Loch gefallen“*. Als die Werft geschlossen wird, ist er in einer Auffanggesellschaft angestellt und überwiegend mit dem Abriss der Werft beschäftigt. Vom Arbeitgeber angebotene Weiterbildungen lehnt er ab, da er glaubt, dass er dort nichts Neues lernt. Seine mangelnde Bereitschaft zur beruflichen Weiterqualifizierung hinterfragt er nicht, sondern hebt stattdessen sein mangelndes Selbstbewusstsein in der Nachwendezeit hervor: In seinen Augen war er sich seiner Fähigkeiten nicht bewusst, hinzu traten Ungewissheit und Orientierungslosigkeit. Er kommt zu dem Schluss, dass sein Leben bis zur Wende zu glatt verlaufen sei. Die fürsorglich gestalteten Rahmenbedingungen des Arbeitsmarktes in der DDR ermöglichten ihm ohne viel eigenes Zutun das Erreichen einer zufriedenstellenden Position.

Idealisierte Vorstellungen der eigenen Qualifikation

Obwohl er diesen „Selbstlauf“ im Nachhinein kritisch sieht, hat sich seine passive Haltung im Verlauf seiner Berufsbiographie nicht verändert, was bei der Beschreibung seiner Bewerbungsaktivitäten nach der Wende deutlich wird: Er erzählt, dass er immer dann, wenn er über seinen Berufsabschluss als Maschinenbauer gesprochen hat, Erstaunen erntete. Die positiven Reaktionen stärken sein angegriffenes Selbstwertgefühl. Konkrete Änderungen in seinem Verhalten sind jedoch nicht erkennbar.

Eine von ihm strukturierte berufliche Weiterentwicklung als Folge seines gewachsenen Selbstbewusstseins ist nicht zu erkennen. Stattdessen folgt er bei seinen Bewerbungen zunächst der Strategie, sich nur als Hilfsarbeiter (also unter Wert) anzubieten, um dann eventuell auf einer höher bewerteten Position eingestellt zu werden. Den Erfolg seiner Bewerbungen fasst er mit folgenden Worten zusammen: „(...) *ich ich musste mich auch nicht groß hier immer so kümmern, eigentlich habn die Firmen mir die Bude ingerannt.*“ Dass er nicht durchgängig gearbeitet hat, begründet er mit seinen Gehaltsvorstellungen, die über dem liegen, was auf dem Arbeitsmarkt geboten wird. Diese positive Sicht auf sich selbst hat er sich bis heute erhalten können, er sagt von sich, dass er heute selbstbewusster auftreten kann, weil er in vielen unterschiedlichen Bereichen (Trockenbau, Elektriker, Schweißer) gearbeitet hat. Sein eigenes Können reflektiert er im Zusammenhang mit diesen sehr unterschiedlichen Tätigkeiten nicht, offenbar fühlt er sich ausreichend qualifiziert (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 192ff.).

Ob er anspruchsvollere Verrichtungen oder Hilfsarbeiten verübt hat, wird aus seiner Darstellung nicht ersichtlich, sodass sein positives Selbstbild von außen betrachtet fragil erscheint. Für ihn persönlich ist diese positive Perspektive auf sich selbst jedoch wichtig. Sie wird auch deshalb aufrechterhalten, weil er in den letzten Jahren wenig Berührung mit dem ersten Arbeitsmarkt hatte. Letztlich basiert die Einschätzung seiner Fähigkeiten auf einer Sicht auf sich selbst, die wenig durch objektive äußere Maßstäbe, sondern durch punktuelle subjektive Eindrücke geprägt ist. Vorstellungen, welche Anforderungen mit anspruchsvolleren Tätigkeiten verbunden sind, hat er nicht, weil er sich zu keiner Zeit ernsthaft mit Fragen dieser Art auseinandergesetzt hat.

Herr Langes eigentlicher Wunsch war es, Seemann zu werden. Dies ist der Bezugspunkt, an dem er seine berufsbiographische Reflexion ausrichtet. Dass er eigentlich nie ein richtiger Seemann war, gesteht er sich nicht ein, da dies zu einem Zusammenbruch seines Selbstbildes führen würde. Seine Einstellung gegenüber der Erwerbstätigkeit auf der Handlungsebene ist im Gegensatz zu seinen idealen Vorstellungen durch wenig eigenen Antrieb und Ehrgeiz, aber (insbesondere auf der Werft) auch durch Freude und Spaß an der Arbeit gekennzeichnet.

Institutionelle Anpassung: Verweigerung

Herr Lange berichtet selbstbewusst über sein Leben in der DDR, er stilisiert sich zum Anhänger einer Gegenkultur, der sich dem Regime nicht unterordnen wollte.

Er beschreibt sich als nicht linientreu, indem er auf sein äußeres Erscheinungsbild verweist: Mit seinen langen Haaren und seinen Nietenhosen wollte er sich auch optisch von denjenigen Jugendlichen abgrenzen, die sich in der FDJ engagierten. Während sie zum Pfingsttreffen der FDJ nach Berlin fahren, zeltete er mit seinen Freunden in K.. Er beschreibt diese Treffen als „*stillen Protest*“. Die Fahrten, die vornehmlich dazu dienten, Gleichgesinnte zu treffen, Bier zu trinken und Musik zu hören stilisiert er zu einer Gegenkultur. Politisch relevant schien diese für ihn nicht zu sein, zumindest erörtert er keinerlei politische Themen. Offenbar standen hedonistische Motive im Vordergrund. Vor dem Hintergrund, dass die Pfingsttreffen der FDJ nur alle vier Jahre (und nicht, wie er sagt, jedes Jahr) stattfanden, stellt er den Protestcharakter übertrieben dar, verbunden ist hiermit die Absicht, sich als jemanden zu beschreiben, der sich bewusst vom Mainstream abgehoben hat. Von ernsthaften Konflikten mit der Staatsmacht berichtet er nicht. Seine Fahrten nach Ungarn waren ebenfalls durch hedonistische Motive dominiert: Sie hatten den Zweck, in der DDR nicht erhältliche Konsumgüter (Jeans, Schallplatten) zu kaufen und gemeinsam Spaß zu haben. Er beschreibt Ungarn als „*damals schon ziemlich freies Land*“, was er jedoch auf die Möglichkeit dort einzukaufen bezieht (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 231ff.).

Seine auf Spaß und Verweigerung ausgerichtete Haltung dokumentiert sich sowohl in den Erzählungen zu seiner Schulzeit (in der er mehrfach durch unangepasstes Verhalten aufgefallen ist) als auch in seinen Erzählungen zur Kooperation mit der Arbeitsagentur, von der er schon mehrfach Sanktionen erhalten hat. Bis heute ist seine Haltung, die sich dadurch auszeichnet, sich von äußeren Erwartungen abzugrenzen, Teil seiner Lebenseinstellung. Gesellschaftliche Veränderungen stellt er in diesem Zusammenhang nicht in Rechnung.

In Herrn Langes Biographie stellt die Wende den entscheidenden Umbruch dar, ihr folgen mehrere Jahre Arbeitslosigkeit, seine durch Abwarten und Zurückhaltung geprägte Haltung wird durch punktuelle Suchbewegungen und Zeitarbeit unterbrochen. Letztlich mündet auch seine Berufsbiographie in eine lang andauernde Arbeitslosigkeit, für die er sich vorrangig selbst verantwortlich macht. Arbeit ist für ihn wichtiger Bezugspunkt, ihre Abwesenheit kann er jedoch durch die Idealisierung seiner Berufstätigkeit kompensieren.

„[.] dann wird ich krank und wird entlassen.“

Frau Oertel

Frau Oertel wird 1957 in M. geboren, ihre Kindheit verbringt sie in einem gepflegten Neubaugebiet. In ihrer Umgebung wohnen viele gleichaltrige Kinder, mit denen sie auch in eine Klasse geht. Ihre Kindheit beschreibt sie als behütet, ruhig und glücklich. Ihre Mutter ist zunächst nicht berufstätig und arbeitet später halbtags, was dadurch möglich ist, dass ihr Vater gut verdient.

Bis zur neunten Klasse besucht sie die Polytechnische Oberschule, danach wechselt sie auf die EOS (Erweiterte Oberschule), hier macht sie vier Jahre später ihr Abitur. Die Schulzeit auf der EOS beschreibt sie als „stressig“, da sie viel für die Schule lernen musste. Ihr Abitur schließt sie mit der Note zwei ab. Im Anschluss beginnt sie in ihrer Heimatstadt Tierproduktion zu studieren, sie wollte immer gern etwas mit Tieren machen und eigentlich Tierärztin werden. Den erforderlichen Notendurchschnitt für ein Tiermedizinstudium erreicht sie jedoch nicht.

Das Studium macht ihr Spaß, ihr Stundenplan ist fest vorgeschrieben, Auswahl hat sie bei ihren Lehrveranstaltungen nicht, auch die Termine für die Prüfungen sind vorgeschrieben. Dass sie im Gegensatz zu ihren Kommilitonen zu Hause gewohnt hat, sieht sie als Nachteil, weil sie deshalb weniger Kontakte zu anderen Studierenden hatte. Während des Studiums lernt sie ihren Mann kennen, mit dem sie bis heute verheiratet ist.

Nach Ende ihres Studiums im Jahr 1980 arbeitet sie im Schichtdienst in einem der Universität zugeordneten Forschungsinstitut. Sie führt Tierversuche im Bereich der Tierernährung durch, die Tätigkeit gefällt ihr zunächst gut. Als sie ein Kind bekommt, ist es schwierig die Wochenend- und Feiertagsdienste mit dem Familienleben zu vereinbaren. Da die Arbeit weniger theoretischen Anteil als versprochen beinhaltet und sie letztlich auch mit der Bezahlung nicht zufrieden ist, wechselt sie ihre Arbeitsstelle. Dieser vollzieht sich unkompliziert: Sie beginnt in einer Bank für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft. Da die Atmosphäre dort sehr „*politisch angehaucht*“ ist (jeden Montag ist Versammlung, Beratung und die Auswertung der „Aktuellen Kamera“) und „*strikte Linienhaltung*“ gefordert ist, ist sie von der Arbeit hier enttäuscht. Infolgedessen wechselt sie erneut ihre Arbeitsstelle und fängt beim Kombinat Schiffbau an, der Wechsel ist finanziell motiviert, weiteres Argument für die Tätigkeit ist, dass ihr Mann hier ebenfalls arbeitet.

Beide verdienen gut und die Arbeit lässt sich mit dem Familienleben vereinbaren. Sie arbeitet im Bereich der Planung- und Erzeugnisentwicklung, was ihr gut gefällt. Zu den Kollegen hat sie ein gutes Verhältnis, Kontakte bestehen zum Teil noch bis heute.

Nach der Wende gerät der ostdeutsche Schiffbau in eine Krise. Da das Ende ihres Beschäftigungsverhältnisses absehbar ist, rät man ihr sich weiter zu qualifizieren. Noch während ihrer Tätigkeit besucht sie am Wochenende einen EDV-Kurs, nach ihrer Entlassung „rutscht“ sie in eine Weiterbildung in der Grundstücksbau- und Wohnungswirtschaft. Diese gefällt ihr, weil sie mit „Zahlen“ und „Ökonomie“ zu tun hat. Nach etwa zwei Jahren findet sie als kaufmännische Angestellte bei einem kleinen Bauträger mit drei bis vier Angestellten Arbeit, sie übt diese Tätigkeit zehn Jahre aus, die Arbeit beschreibt sie als stressig und nicht gut bezahlt. Sie arbeitet circa zehn Stunden täglich, muss an Wochenenden an Messen teilnehmen und Kunden im Umkreis von M. mit betreuen. Als sie sechs Wochen krankgeschrieben ist, folgt die Entlassung, sie muss unterschreiben, dass sie aus betrieblichen Gründen gekündigt wurde. Über das Vorgehen ihres Vorgesetzten ist sie enttäuscht, da sie „viel Herzblut“ in die Arbeit investiert hat. Seit dem Ende ihrer Tätigkeit vor neun Jahren hat sie keine Arbeit mehr gefunden. Vorstellungsgespräche hatte sie so gut wie nicht. Ihre Bewerbungen kamen mit den „obligatorischen Absagen“ zurück. Eine Begründung dafür, dass sie keine Stelle mehr gefunden hat, sieht sie darin, dass sie zu wenig Beziehungen hatte: Da sie sehr auf ihre Familie fokussiert war, hat sie sich kein Netzwerk aus Freunden und Bekannten aufgebaut, welches ihr möglicherweise bei der Arbeitssuche geholfen hätte.

Ihre Tochter ist inzwischen erwachsen. Mit ihrem Mann, der ebenfalls arbeitslos ist, ist sie immer noch glücklich verheiratet. Sie kocht gern, liest viel und kümmert sich um den Garten. Daneben hilft sie ihren Eltern. Mit ihrem Privatleben ist sie zufrieden, sie hätte jedoch gern mehr Geld zur Verfügung und würde gern verreisen. Sie will wieder arbeiten, Bedingung wäre aber, dass sie Arbeit und Privatleben gut miteinander vereinbaren kann und nicht nur für die Arbeit lebt.

Mit der Arbeitsagentur hat sie gute Erfahrungen. Arbeit wurde ihre dort allerdings nie vermittelt, ihr wurden lediglich Weiterbildungen angeboten. Da sie im kaufmännischen Bereich mit vielen jüngeren Bewerbern konkurriert, sieht sie ihre Jobchancen eher schlecht.

Die von ihr besuchten Weiterbildungen bewertet sie unterschiedlich: Eine Maßnahme für ältere Arbeitssuchende beschreibt sie als sinnlos, da es sich um eine reine Selbstbeschäftigung gehandelt habe, eine andere von ihr selbst gewählte Weiterbildung im EDV-Bereich schätzt sie positiv ein, bei der Einmündung in den Arbeitsmarkt hatte sie trotzdem bisher keinen Erfolg.

Reflektierende Analyse

Frau Oertel ist nur ungern bereit über ihre Biographie zu erzählen. Die Antworten auf die Fragen hat sie sich bereits im Voraus zurechtgelegt, eine offene Gesprächssituation entsteht erst ganz am Ende des Interviews, in der ihre Traurigkeit über ihre Arbeitslosigkeit offen zu Tage tritt. Sie ist enttäuscht über den Verlauf ihrer Berufsbiographie und hofft wieder beruflich Fuß fassen zu können. Das Ende ihrer Erwerbstätigkeit hat Frau Oertel ebenfalls unvorbereitet getroffen. Die für Frau Wagner und Herrn Richter typischen Kompensationsmechanismen in Form idealisierter Erinnerungen an die Vergangenheit fehlen bei ihr. Nicht erwerbstätig zu sein, stellt für sie eine große Belastung dar. Ihr intaktes Privatleben ist hierfür kein Gegengewicht.

Berufsbiographie mit wechselnden Tätigkeitsfeldern

Frau Oertel beschreibt sich als mittelmäßige Schülerin, im Verlauf des Interviews reflektiert sie ihre Fähigkeiten, Interessen und Neigungen jedoch kaum. Dies wird insbesondere bei den Übergängen zwischen den Arbeitsstellen deutlich. Da ein Wechsel der Arbeitsstelle ohne viel eigenes Zutun möglich ist, drängt sich eine Analyse eigener Stärken und Schwächen nicht auf, was dazu führt, dass sie scheinbar willkürlich die Berufsfelder wechselt. Deutlich erkennbar ist, dass es zwischen ihrer Qualifikation und den Berufstätigkeiten vor der Wende kein Passungsverhältnis gibt. Aus dem Forschungsinstitut für Tierproduktion wechselt sie in eine Bank und dann in den Schiffbau. Mit der Entscheidung in einer Bank zu arbeiten, verlässt sie das Berufsfeld, in dem sie direkt mit Tieren arbeitet, obwohl eine Arbeit in diesem Bereich (bevorzugt Tiermedizin) nach eigener Angabe ihr „Traum“ gewesen ist. Als Ingenieurin mit einem Abschluss in Tierproduktion ist sie weder für die Arbeit in einer Bank noch für den Schiffbau qualifiziert, was sie jedoch nicht direkt thematisiert.

Auch in der Zeit nach der Wende erscheint ihre berufliche Entwicklung wenig systematisch, in die Weiterbildung im Bereich der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft „*rutscht*“ sie hinein, was gegen eine selbstgesteuerte Suche nach einer geeigneten Weiterbildung spricht. Auch während ihrer fast zehnjährigen Erwerbstätigkeit sind kaum Ansätze einer selbstverantworteten Weiterentwicklung erkennbar, sie ist den Anforderungen ihres Arbeitsplatzes ausgesetzt, alternative berufliche Optionen zieht sie nicht in Erwägung. Eigene Interessen scheinen bei der Ausübung ihrer Tätigkeit kaum eine Rolle zu spielen.

Obwohl sie ihre Entlassung als unkollegiale Reaktion ihres Vorgesetzten deutet, sucht sie die Ursache für ihre derzeitige Situation bei sich. Rückblickend bereut sie, dass sie nicht mehr soziale Kontakte aufgebaut hat, da diese ihr möglicherweise bei der Suche nach einer Arbeit von Nutzen gewesen wären (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 203f.). Dass sich ihre bruchstückhafte Aneinanderreihung ihrer Tätigkeiten ebenfalls negativ auf ihre Berufsbiographie ausgewirkt haben könnte, spricht sie nicht offen an. Da sie den Wechsel ihrer Stellen jedoch rechtfertigend argumentiert, ist anzunehmen, dass sie rückblickend die eine oder andere Entscheidung hinterfragt (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 251).

Für Frau Oertel stellt die Wende und der damit verbundene Arbeitsplatzverlust den entscheidenden Einschnitt in ihrer Berufsbiographie dar, eine erfüllte und gut bezahlte Tätigkeit hat sie danach nicht mehr gefunden. Ihre Haltung ist durch eine ungebrochene Arbeitsorientierung geprägt. Arbeit war und ist selbstverständlicher Bestandteil des Lebens, ihre Arbeitslosigkeit kann sie deshalb nur schwer akzeptieren.

Typ III - Arbeitslosigkeit als Ausstieg aus der Leistungsgesellschaft

„Früher zu DDR-Zeiten war keine Angst“

Frau Meyer

Frau Meyer wurde 1956 im heutigen Sachsen-Anhalt geboren, bis zu ihrem 18. Lebensjahr lebt sie in einem Dorf. Ihre Mutter erwähnt sie nur im Zusammenhang mit ihrer Rolle als „*streng kirchlich(e)*“ Christin. Sie verbietet ihr die Teilnahme an der Jugendweihe, stattdessen wird sie mit 14 Jahren konfirmiert. Die Kirche hat während ihrer Jugend wenig Bedeutung. Die Konfirmation macht sie noch „*mit Ach und Krach*“ mit, dann verliert sie das Interesse. Bis heute glaubt sie an Gott, die Kirche ist für sie jedoch überflüssig. Auf ihren Vater geht sie nicht näher ein.

Bis sie 16 Jahre alt ist, besucht sie die Oberschule und schließt diese mit einem guten Abschluss ab, Mathe ist ihr Lieblingsfach, dort erreicht sie sogar die Note eins. Sich selbst beschreibt sie als unauffällige, angepasste Schülerin, die weder durch besonderen Ehrgeiz („*kein Streber*“) noch durch Unangepasstheit aufgefallen ist. Der Lehrer war für sie damals eine Respektperson.

Nach der 10. Klasse möchte sie eine Ausbildung „*im Büro*“ machen, ihren Berufswunsch kann sie umsetzen: Sie beginnt eine Lehre zur Facharbeiterin für Schreibtechnik am Kreisgericht T.. Ihre Befürchtung, dass sie die Ausbildungsstelle aufgrund von Westverwandtschaft oder ihrer Nicht-Teilnahme an der Jugendweihe nicht erhalten könnte, bewahrheitet sich nicht.

Nach der Ausbildung ist am Kreisgericht T. für sie keine Stelle frei, nach einer telefonischen Nachfrage am Kreisgericht M. bekommt sie dort sofort im Anschluss an ihre Ausbildung eine Arbeit. Ihre Entscheidung nach M. zu gehen, begründet sie damit, dass ihr Bruder mit seiner Familie (mit insgesamt vier Kindern) dort bereits einige Zeit lebte, er arbeitete beim Fischkombinat und hatte nach langer Wartezeit eine Fünfraumwohnung bekommen. Sie fragt ihn, ob sie kurzzeitig bei ihm einziehen kann und lebt fünf Jahre bei ihm. Erst 1981 erhält sie eine Einraumwohnung.

Im Kreisgericht M. arbeitet sie als Justizprotokollantin, die Tätigkeit dort ist für sie mit starken Ängsten verbunden. Pro Woche muss sie zwei Strafverfahren begleiten, d.h. während der Verhandlung das Wichtigste in „*Langschrift*“ protokollieren. Häufig muss sie direkt im Anschluss an die Verhandlung das Urteil auf einer Schreibmaschine fehlerfrei und mit insgesamt fünf Durchschlägen abtippen.

Tippfehler können nur umständlich mit einer Korrekturflüssigkeit ausgebessert werden. Sowohl die Atmosphäre während der Verhandlung selbst als auch die Anforderung das Urteil fehlerfrei abschreiben zu müssen beschreibt sie als psychisch belastend. Die Arbeit kann sie nur mit großer Angst und unter Stress ausführen, sodass sie sich nach zehn Monaten dazu entscheidet die Stelle zu wechseln. Schwierigkeiten die Anforderungen zu erfüllen, hatte sie am Kreisgericht nicht, auch mit den vorgesetzten Richtern und Kollegen ist sie gut zurechtgekommen. Im Anschluss beginnt sie bei der VEB Baustoffversorgung (Bereich „Bilanzierung“) zu arbeiten, dort beschäftigt sie sich schwerpunktmäßig mit Statistiken, die Arbeitsatmosphäre empfindet sie als ruhig und entspannt, sie verbringt hier insgesamt sieben Jahre. Dass sie sich, zur Überraschung ihres Vorgesetzten, dazu entscheidet die Stelle noch einmal zu wechseln, ist finanziell begründet: Bei der Baustoffversorgung verdient sie 480 Mark netto, Aussicht auf eine Gehaltserhöhung hat sie nicht. Deshalb kündigt sie 1983 und beginnt in einem Großhandel zu arbeiten, von dem aus Lebensmittel an die Verkaufsstellen des Einzelhandels verteilt werden. Dort hatte sie sich als Pförtner beim Dispatcher⁶² beworben und eigentlich damit gerechnet in diesem Bereich anzufangen. Da die Stelle dort plötzlich doch nicht frei ist, arbeitet sie für fünf Monate als Pförtnerin. Aufgrund der Schichtarbeit, insbesondere der Nachtschichten, erzielt sie ein sehr gutes Einkommen. Nach fünf Monaten wird sie in den Wareneingang versetzt, da die Tätigkeit dort eher ihrer Qualifikation entspricht. Die Arbeitszeiten in dieser Abteilung bewertet sie als sehr attraktiv: Sie arbeitet sieben Tage hintereinander zwölf Stunden und hat dann eine ganze Woche frei, ihr Verdienst beträgt hier 900 Mark.

Nach ca. drei Jahren wird sie schwanger, die Tätigkeit im Wareneingang kann sie aufgrund der Arbeitszeiten nach ihrem Erziehungsurlaub nicht mehr ausüben, was sie rückblickend auch in finanzieller Hinsicht bedauert. Trotzdem arbeitet sie in demselben Betrieb weiter. Ihr erster Sohn wird 1986 geboren, aufgrund einer Gesetzesänderung hat sie die Möglichkeit, anstatt der bis dahin möglichen zwölf Wochen, ein ganzes Jahr zu Hause zu bleiben. 1988 bringt sie ihren zweiten Sohn zur Welt, als die Erziehungszeit 1990 endet, kann sie erneut in ihrem alten Betrieb weiterarbeiten. Die Betreuung ihrer Kinder beschreibt sie als unkompliziert, da sie Kindergarten und Kinderkrippe besucht haben.

⁶² Der Arbeitsinhalt bei dieser Stelle bestand darin LKWs einzuweisen.

Bis 1999 lebt sie mit ihrem Ehemann zusammen, dann zieht er aus. Die Scheidung begründet sie mit seiner lethargischen Haltung, gegen die sie sich nicht durchsetzen konnte: Nach der Wende ist er fast ausschließlich arbeitslos, an der Hausarbeit beteiligt er sich trotzdem nur wenig, einen Großteil der häuslichen Verpflichtungen muss sie neben ihrer Vollzeitstelle selbst übernehmen. Nach etlichen Jahren trennt sie sich von ihm, rückblickend bereut sie, dass sie dies nicht schon eher getan hat, da sie „*viele Jahre verschenkt*“ hat. Ihre Söhne sind zum Zeitpunkt der Trennung dreizehn und elf Jahre alt, da sie in Normalschicht arbeitet, kann sie Arbeit und Kinder gut miteinander vereinbaren. Unterhaltszahlungen von ihrem Ehemann erhält sie nicht. Trotzdem kommt sie finanziell einigermaßen zurecht. Die Arbeitsanforderungen in dem Großhandelsbetrieb beherrscht sie „*im Schlaf*“, sie hat ein vertrautes Verhältnis zu ihrer Vorgesetzten und zu den Kollegen und geht gern zur Arbeit.

2005 wird der Betrieb, der zwischenzeitlich von einem westdeutschen Unternehmen übernommen wurde, geschlossen. Die Betriebsschließung war schon lange (mehrere Jahre im Voraus) angekündigt worden, sodass die letzten Jahre von der Angst geprägt waren die Arbeit zu verlieren. Als der Betrieb tatsächlich geschlossen wird, fühlt sie sich von dieser Angst auch ein „*bisschen befreit*“. Eine neue Arbeit hat sie zu diesem Zeitpunkt aber nicht in Aussicht. Das Ende ihrer langjährigen Tätigkeit stellt gleichzeitig eine Zäsur ihrer Berufsbiographie dar, da die Zeit kontinuierlicher Beschäftigung endet.

Im selben Jahr muss sie sich einer Hüftoperation unterziehen. Ihr bereits 1993 eingesetztes künstliches Hüftgelenk muss 2005 ersetzt werden. Die erste Operation war notwendig, weil sie seit ihrer Jugend an Rheuma leidet und die Krankheit die Hüftgelenke angegriffen hat. Warum 2005 ein weiterer Eingriff notwendig wurde, begründet sie nicht. Kurz nach ihrer Krankschreibung bekommt sie einen Anruf vom Arbeitsamt, ihr Arbeitsvermittler bietet ihr eine Stelle im Callcenter an, nachdem er ihr kurz die Arbeitsinhalte beschrieben hat, willigt sie ein, sich dort zu bewerben. Sie nimmt an einem Assessment Center teil und wird eingestellt. Ihre Bewegungsfähigkeit ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht wieder richtig hergestellt, sie muss die ersten Wochen mit Stützen zur Arbeit gehen.

Inhaltlich ist sie zu Beginn ihrer Tätigkeit mit der Arbeit zufrieden, sie muss Stammdaten ändern, womit sie gut zurechtkommt. Nach etwa einem Vierteljahr muss sie Reklamationen bearbeiten, mit dieser Aufgabe kommt sie nicht zurecht:

Von den Begriffen, mit denen sie konfrontiert wird, hat sie noch nie gehört. Trotzdem versucht sie sorgfältig und gewissenhaft zu arbeiten, hält sich aber, gemessen an dem Arbeitsvolumen, zu lange an Einzelheiten auf. Ihrer Erfahrung nach ist in einem Callcenter schnelles und oberflächliches Arbeiten notwendig: „*ach wat, nach mir die Sintflut*“. In ihren Augen wurden vor allem die Älteren für ihr sorgfältiges Arbeiten bestraft, weil sie im Vergleich zu den jüngeren Kollegen nicht schnell genug waren. Sie beschreibt Meetings, in denen sie für ihr zu langsames Arbeiten verbal attackiert wurden. Gleichzeitig räumt sie ein, dass sie den Anforderungen (v.a. der Nutzung der englischen Sprache) nicht gewachsen war. Als sie schließlich gemeinsam mit anderen Kollegen nach fünf Monaten gekündigt wird, ist sie froh dort nicht länger tätig sein zu müssen.

Im Anschluss nimmt sie an einer Maßnahme teil, zu der auch ein Praktikum in einem regionalen Versorgungsunternehmen gehört, unmittelbar danach beginnt sie in einem Autohaus in der Buchhaltung. Da sie als schwerbehindert eingestuft ist, erhält ihr Arbeitgeber finanzielle Zuschüsse, ihre Tätigkeit wird vom Integrationsamt begleitet. Ihr Verdienst beträgt 605 Euro brutto.

Im Zusammenhang mit ihrer Arbeit im Autohaus beschreibt sie zum ersten Mal ihre Sprachbehinderung. Sie stottert seit ihrer Kindheit. Insbesondere in Phasen psychischer Anspannung hat sie Sprachschwierigkeiten, die sie im Arbeitsalltag belasten und einschränken. Sowohl im Callcenter als auch im Autohaus hat sie Phasen, in denen sie so gut wie gar nicht sprechen kann. Während sie die Arbeit im Callcenter trotz der Arbeitsbedingungen und ihrer Sprachschwierigkeiten als weniger belastend beschreibt, ist die Arbeit im Autohaus für sie eine große Herausforderung. Insbesondere vor ihrem Vorgesetzten hat sie große Angst, sie vergleicht ihn mit einem Vater, der die Kinder nur ansehen muss, damit sie gehorchen. Sie spricht von Ausbeutung sowie großem Stress und Druck, dem sie nur schwer standhalten kann. Zu ihrem Arbeitsalltag gehören zahlreiche Überstunden sowie die Teilnahme an Messen und Werbeveranstaltungen, die vorwiegend am Wochenende stattfanden. Insbesondere Marketingaktionen in Fußgängerzonen oder Einkaufszentren (hier musste sie an Passanten Flyer verteilen) empfindet sie als belastend.

In ihrer Erinnerung hat ihr Chef genau beobachtet, ob sie richtig auf die Leute zugeht, um ihnen das Werbematerial in die Hand zu geben.

Mit den übrigen Arbeitsinhalten - sie arbeitet überwiegend in der Buchhaltung - hat sie keine Schwierigkeiten; auch mit ihrer Kollegin kommt sie gut zurecht.

Der psychische Druck wird im Verlauf ihrer Tätigkeit so groß, dass sie sich beim Arbeitsamt erkundigt, was sie tun soll. Dort wird ihr geraten, vor dem Arbeitsgericht zu klagen oder sich krankschreiben zu lassen, was sie sich jedoch nicht traut. Zum Schluss ist sie nervlich „so angeknackst“, dass sie bei einem Termin mit dem Integrationsamt in ihrer Arbeitsstelle nur noch weint. Obwohl die Mitarbeiter des Integrationsamts sie zu Beginn noch überzeugen wollen weiter zu arbeiten, wird das Arbeitsverhältnis schließlich im Einvernehmen aufgelöst. Von ihrem Chef bekommt sie zum Abschied einen Präsentkorb geschenkt, was sie sehr überrascht. Sie ist sehr froh darüber, nicht mehr weiterarbeiten zu müssen. Am Morgen nach ihrem letzten Arbeitstag wacht sie mit positiven Gedanken auf: „*Nie wieder da hin! Nie wieder Angst!*“.

Einige Zeit nach ihrer Tätigkeit im Autohaus nimmt sie einen Nebenjob an, den sie über eine Annonce gefunden hat, die Arbeitsstelle befindet sich in der Nähe ihrer neuen Wohnung, in die sie kurz zuvor gezogen ist. Auch hier leistet sie Überstunden, im Schnitt arbeitet sie zwei bis drei Stunden mehr, d.h. fünf bis sechs Stunden pro Tag für 300 Euro brutto. Den Nebenjob empfindet sie wie eine Vollzeitstelle, erneut fühlt sie sich durch die Arbeit stark belastet, wieder ist das Verhältnis zu ihrem Vorgesetzten angespannt: „*weil da immer so ne Spannung irgendwie drin war und so.*“. Einzelheiten erwähnt sie nicht. Nach vier Monaten wird sie entlassen, ihr Arbeitgeber begründet ihre Kündigung damit, dass er jemanden gefunden hat, der die gleiche Arbeit für 165 Euro macht. Ihren Nachfolger arbeitet sie ein, weil er sie darum bittet. Sie arbeitet bis zum letzten Tag: Sie sei eben ein „*gutgläubiges, mitleidiges Schaf*“. Dass ihre Tätigkeit aufgrund der Kündigung beendet wird, betrachtet sie im Nachhinein als glückliche Fügung. Seit dem Ende dieser Tätigkeit ist sie arbeitslos.

Da sie Druck und Ausbeutung kennengelernt hat, fürchtet sie sich davor, noch einmal auf den ersten Arbeitsmarkt vermittelt zu werden. Insbesondere vor einer Tätigkeit in einem kleinen Unternehmen hat sie Angst, da sie dort die Erfahrung gemacht hat, ausgenutzt zu werden. Dass sie noch einmal in einem Großbetrieb eingestellt wird, hält sie für unwahrscheinlich.

Im letzten Jahr hat sie an einer längeren Maßnahme (50Plus) teilgenommen, dort wurden die Teilnehmer nach einer Einschätzung ihrer Fähigkeiten in Arbeitsgruppen eingeteilt. Gemeinsam sollten sie dann eine schriftliche Ausarbeitung und eine Power-Point-Präsentation zu einem selbstgewählten Thema verfassen, ihre Gruppe entscheidet sich für das Thema „Rente“. Für die Fertigstellung haben sie insgesamt sechs Wochen Zeit, die tägliche Arbeitszeit beträgt acht Stunden. Am Ende muss jede Gruppe ihre Ergebnisse präsentieren. Obwohl sie sich hier in einem geschützten Rahmen befindet, hat sie große Angst vor der Gruppe sprechen zu müssen. Über ihre Erfahrungen während und nach der Präsentation redet sie nicht, stattdessen spricht sie sich jegliche Kompetenz in diesem Bereich ab: *„Also das kann ich gar nicht...“*. Die Ursache dafür, dass sie auch heute noch Sprachschwierigkeiten hat, sieht sie im Kindesalter, da sie damals nicht die Möglichkeit hatte eine Sprachheilschule zu besuchen und deshalb keinerlei Hilfe erfahren hat. Insbesondere, wenn sie sich unter Druck gesetzt oder gestresst fühlt, wird das Stottern stärker und steigert sich mitunter so stark, dass sie gar nicht mehr sprechen kann. Sie selbst hat das Gefühl ihr Sprachvermögen nicht beeinflussen zu können. Aufgrund dessen schließt sie bestimmte Berufsfelder für sich aus, so traut sie sich z.B. eine Tätigkeit mit Kundenverkehr nicht zu, weshalb nur wenige Berufsfelder in Frage kommen. Letztlich glaubt sie nicht, dass sie noch einmal arbeiten gehen wird.

Deutlich wichtiger als ihre eigene Situation ist für sie, dass ihre Söhne Arbeit haben. Beide sind erwerbstätig, über die Berufsbiographie ihres älteren Sohnes erzählt sie sehr ausführlich: Er absolvierte zunächst eine Ausbildung zum Konstruktionsmechaniker und verpflichtete sich direkt im Anschluss für zwölf Jahre bei der Bundeswehr. Nachdem er eine Prüfung für Fluggerätemechaniker zweimal nicht bestanden hat, entscheidet er sich die Bundeswehr zu verlassen. Da er Freunde hat, die zur See fahren, will auch er in der Seefahrt Fuß fassen. Vor kurzem hat er Kontakt mit einer Heuerstelle aufgenommen und Reedereien angeschrieben. Im Gespräch mit dem Arbeitsamt konnte er seine Berufswünsche ausführlich darlegen. Entgegen der Erwartung seiner Mutter, die davon ausgegangen ist, dass er vom Arbeitsamt in eine Stelle hineingedrängt wird und seine eigenen Vorstellungen nicht umsetzen kann, erhält er Unterstützung. Im Beratungsgespräch wird ihm erläutert, dass er eine Fachschule für Seefahrt besuchen könnte, vorausgesetzt er kann zwölf Monate auf See nachweisen.

Die Kosten für den notwendigen Sicherheitslehrgang in Höhe von 700 Euro übernimmt das Arbeitsamt. Während er den Lehrgang absolviert, bewirbt er sich bei insgesamt neun Reedereien, acht antworten ihm. Eine Reederei, die schon viele Jahre am Markt ist, stellt ihn ein. Zurzeit ist er im Südpazifik unterwegs, die Arbeit gefällt ihm gut, auch mit den Arbeitsbedingungen ist er zufrieden. Sie ist guter Hoffnung, dass er im Anschluss die Fachschule absolviert und eine berufliche Laufbahn (bspw. als Maschinist) einschlagen kann. Dass der Berufswunsch ihres Sohnes derart gute Erfolgsaussichten hat, hätte sie nicht erwartet.

Neben ihren beiden Söhnen verfügt sie über stabile soziale Kontakte, sie hat einige gute Freundinnen, die sie früher auf der Arbeit kennengelernt hat. In ihrer Freizeit fährt sie gern Fahrrad, ihre Freizeitmöglichkeiten sind jedoch aufgrund der eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten begrenzt. Von den in ihren Augen für Hartz IV-Empfängern „typischen“ Freizeitbeschäftigungen, wie das Schauen bestimmter Fernsehsendungen, grenzt sie sich ab. Sie versucht ihre Zeit sinnvoll zu verbringen und ist froh über jede Maßnahme, an der sie teilnehmen kann, da sie dann „von zu Hause rauskommt“, die Zeit zu Hause verbringen zu müssen, macht sie nicht glücklich.

Die Arbeit in der aktuellen Maßnahme macht ihr Spaß, sie ist in der Nähwerkstatt und hat dort „*ungeahnte Fähigkeiten*“ entdeckt. Sie hat zwar auch zu Hause eine Nähmaschine, die sie bspw. zum Kürzen von Hosen oder zum Nähen von Kissen benutzt hat, darüber hinaus hat sie zu Hause jedoch wenig Interesse an Handarbeit. In der Maßnahme hat sie u.a. Tiere genäht, Fotos ihrer Arbeiten hat sie im Bekanntenkreis verschickt. Dass sie mit dieser Art von Arbeit Geld verdienen könnte, glaubt sie nicht. Für sie ist das reine „*Beschäftigung*“ ohne jeglichen beruflichen oder privaten Nutzen. Der Sinn der Teilnahme liegt für sie darin unter Leuten zu sein und einer geregelten Beschäftigung nachzugehen.

Reflektierende Analyse

Das biographische Interview mit Frau Meyer ist durch die Auseinandersetzung mit ihrer Berufstätigkeit und der Arbeitslosigkeit geprägt. Im Anschluss an den Erzählstimulus setzt sie sich intensiv mit ihrem Arbeitsleben auseinander. Informationen aus ihrem Privatleben erwähnt sie nur am Rande. Sie reflektiert den Verlauf ihres Lebens im Horizont eigener Anstrengungsbereitschaft und Ängsten, die mit ihrer Berufstätigkeit verbunden waren.

Sie sieht sich als eine Frau, die sich beruflich und privat „durchbeißen“ musste, aber alles dafür getan hat, den Anforderungen gerecht zu werden. Auf dem Weg durch ihre Berufsbiographie hat sie sich von der Vorstellung leiten lassen möglichst ununterbrochen einer Beschäftigung nachzugehen. Eine Auseinandersetzung mit eigenen Interessen und Fähigkeiten hat (insbesondere in der Zeit nach der Wende) dagegen kaum stattgefunden. Da ihre letzten drei Beschäftigungsverhältnisse durch Anspannung und Ängste geprägt waren, ist ihre Arbeitsorientierung einer Haltung gewichen, die durch die Hoffnung gekennzeichnet ist, nicht mehr vermittelt zu werden.

Leidensdruck und Angst bei der Ausübung ihrer Tätigkeiten

Frau Meyer reflektiert ihre Berufsbiographie im Horizont von Angst und Stress. Bereits ihre erste Tätigkeit als Justizprotokollantin ist mit großem Leidensdruck verbunden. Ihre Beschreibung der Gerichtsverhandlungen, die sie protokollieren muss, spiegelt Beklommenheit und Unwohlsein wider. Direkt im Anschluss das Urteil möglichst fehlerfrei abtippen zu müssen, stellte für sie eine Herausforderung dar, der sie sich kaum gewachsen fühlte. Obwohl sie den Anforderungen immer entsprochen hat und es nie Schwierigkeiten mit Vorgesetzten oder Kollegen gab, sucht sie sich nach zehn Monaten eine neue Arbeitsstelle. Die Ursache für ihre Ängste bleibt unbestimmt, eine Auseinandersetzung mit sich selbst findet nicht statt. Im Anschluss findet sie Arbeit bei einem Volkseigenen Betrieb, der für die Baustoffversorgung verantwortlich ist. Ihre neue Arbeit unterscheidet sich stark von der vorherigen Tätigkeit, Stressoren ist sie hier weit weniger ausgesetzt. Sie bearbeitet Statistiken, in denen die Verteilung von Baustoffen an die Kreise abgebildet wird. Ihre Tätigkeit ist mit wenig Verantwortung verbunden, sie beschreibt sie als eine Art „Spielerei“, die sie selbst nicht sonderlich fordert und für ihre Kollegen und Vorgesetzten wenig Gewicht hat: „*und da hast du da mit Zahlen umhergespielt*“. Die Beschreibung ihrer Tätigkeit spiegelt Beständigkeit und Kontinuität wider, Ängste sind mit dieser Tätigkeit nicht verbunden. Dass sie dennoch kündigt, begründet sie mit finanziellen Erwägungen. Sie wechselt in einen Lebensmittelgroßhandel, wo sie weitaus mehr verdient, weitere Motive nennt sie nicht (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 159). Dort arbeitet sie bis zum Jahr 2005, sie geht gern zur Arbeit und hat ein gutes Verhältnis zu ihren Kollegen. Ihre Vorgesetzte tritt ihren Mitarbeitern gegenüber wertschätzend auf, Stress und Überforderungserleben sind kein Thema.

Als der Betrieb im Jahr 2005 stillgelegt wird, ist sie aufgrund einer Hüftoperation zunächst krankgeschrieben. Als ihr das Arbeitsamt eine Stelle im Callcenter anbietet, willigt sie, ohne weiter darüber nachzudenken, ein. Dass sie hier den Arbeitsanforderungen nicht gerecht wird, führt sie nicht auf ihre Fähigkeiten, sondern auf die Arbeitsbedingungen zurück. Sie sieht sich als Teil eines älteren Kollegiums, das im Gegensatz zu den Jüngeren auf Sorgfalt und korrektes Arbeiten bedacht ist. Ängste, den Anforderungen nicht gerecht zu werden hat sie nicht, da korrektes Arbeiten in ihren Augen unter den gegebenen Voraussetzungen nicht möglich ist. Von den Arbeitsanforderungen kann sie sich hier erfolgreich distanzieren. Während ihrer Tätigkeit im Autohaus gelingt ihr dies nicht. Hier prägen Ängste und Unwohlsein den Arbeitsalltag. Homolog zur Darstellung ihrer ersten Berufstätigkeit am Gericht wird deutlich, dass ihre Versagensängste nicht aus der Befürchtung entstehen, den Arbeitsanforderungen nicht gerecht zu werden, sondern aus einer als bedrohlich empfundenen Beziehung zu ihrem Vorgesetzten. Obwohl sie den Arbeitsanforderungen entsprechen kann, geht sie mit wenig Selbstbewusstsein und voller Angst an die Arbeit heran.

Deutlich wird, dass Frau Meyer sich selbst und ihre Fähigkeiten im Zusammenhang mit ihrer Erwerbstätigkeit nur wenig reflektiert. Sie zieht vorrangig Arbeitsbedingungen und Anforderungen in Betracht, die von außen an sie herangetragen werden. Selbstbewusstsein ihren eigenen Fähigkeiten gegenüber tritt kaum offen zu Tage, stattdessen fühlt sie sich schonungslos ihren Ängsten ausgesetzt.

Auf ihre Sprachbehinderung (sie stottert seit ihrer Kindheit) kommt sie im Verlauf des Interviews erst spät zu sprechen, im Zusammenhang mit ihrer Entscheidung für eine Berufsausbildung oder den späteren beruflichen Übergängen zieht sie diese gar nicht in Betracht. Erst als sie auf ihre Arbeit im Callcenter bzw. im Autohaus zu sprechen kommt, erwähnt sie ihre Sprachprobleme, die insbesondere bei psychischer Anspannung auftreten und das Arbeiten zeitweise unmöglich machen. Ihre Ängste vor beruflichen Herausforderungen und das damit verbundene Symptom des Stotterns stellen für sie unabänderliche Fakten dar, denen sie machtlos gegenübersteht. Eine angemessene Therapie ihrer Sprachbehinderung scheint es in keiner Lebensphase gegeben zu haben.

Mit sich selbst und den eigenen Ängsten scheint sie sich bisher kaum auseinandergesetzt zu haben. Lediglich ihre Art mit Konflikten umzugehen, stellt sie offen in Frage, da sie sich weder gegenüber ihren letzten beiden Vorgesetzten noch dem eigenen Ehemann behaupten konnte. Die Ursache hierfür sieht sie in ihrer Gutmütigkeit. Darüber hinaus kann sie ihre Erfahrungen kaum reflektieren. Ihre beruflichen Misserfolge interpretiert sie insgesamt als unglückliche Fügung (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 191), ohne ihren Weg in unbefriedigende Arbeitssituationen und sich selbst in angemessener Form zu hinterfragen. Im Verlauf ihrer Berufsbiographie hat sie weder eigene Stärken noch eigene Schwächen angemessen analysiert, auch ihre Art mit Herausforderungen umzugehen hat sie nie hinterfragt, weshalb sie sich jetzt nur noch eine Tätigkeit in einer „geschützten“ Umgebung zutraut.

Maßgebend für eine positive Sicht auf sich selbst ist ihre Rolle als berufstätige Mutter, Frau Meyer betont, dass sie mehrere Jahre Vollzeit gearbeitet hat. Sie erwartet auch von anderen Müttern, dass sie Vollzeit arbeiten gehen, da Kindergarten und Hort die Betreuung ihrer Kinder absichern. Für Mütter, die nicht erwerbstätig sind, hat sie kein Verständnis, vielmehr unterstellt sie ihnen Bequemlichkeit. Ihre jahrelange Rolle als berufstätige Mutter ist Teil ihres Selbstbildes und für die Bewältigung ihrer Lebenssituation unentbehrlich (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 201f.).

Abgrenzung und Unterscheidung

Frau Meyer reflektiert den Stellenwert ihrer Erwerbsarbeit vor dem Hintergrund zweckrationaler und finanzieller Motive. Eigene Interessen und Fähigkeiten reflektiert sie im Kontext ihrer Berufstätigkeit kaum. In Bezug auf ihre Entscheidung für einen Ausbildungsberuf erklärt sie lediglich, dass sie etwas im „Büro“ machen wollte. Wie sie zu dieser Entscheidung gekommen ist und was sie sich unter einer Bürotätigkeit vorgestellt hat, sagt sie nicht. Stattdessen reflektiert sie ihre Berufswahl im Kontext der DDR-typischen Auswahlkriterien. Nicht berufsspezifische Begabungen und Neigungen stehen im Zentrum ihrer Überlegungen, sondern ob sie die Ausbildungsstelle trotz vorhandener Verwandtschaft und ihrer Nicht-Teilnahme an der Jugendweihe erhält. Dass sie eine Ausbildung im Büro machen konnte, sieht sie rückblickend als großes Glück, da sie trotz ihrer Schmerzen und Bewegungseinschränkungen aufgrund ihrer Rheuma-Erkrankung immer arbeiten gehen konnte.

Arbeitsinhalte spielen bei der Auseinandersetzung mit ihrer Berufsbiographie kaum eine Rolle, die Verwirklichung eigener Vorstellungen als Motiv für berufliche Weiterentwicklung oder die gezielte Weiterqualifikation bleiben außen vor.

Diese Orientierung zeigt sich auch in Bezug auf die Auseinandersetzung mit ihrer Arbeitslosigkeit, insbesondere der Maßnahmenteilnahme. In diesem Kontext zeigt sie sich durchaus selbstbewusst, allerdings zieht sie ihr Selbstbewusstsein aus einer quantitativen Logik. Sie hebt die Häufigkeit ihrer Teilnahme hervor, spricht aber darüber hinaus über keinerlei Nutzen für ihr berufliches Weiterkommen. Es ist ihr vor allem wichtig ihren Fleiß hervorzuheben und sich damit von denjenigen Arbeitslosen abzugrenzen, die in ihren Augen weitaus weniger ehrgeizig sind. In diesem Zusammenhang hat sie vor allem die Gruppe der nicht erwerbstätigen Mütter vor Augen. Frau Meyer sieht ihr eigenes Engagement als beispielhaft an, über weite Strecken ihres Lebens erwerbstätig gewesen zu sein und während der Arbeitslosigkeit engagiert an Maßnahmen teilgenommen zu haben, stärkt ihre positive Sicht auf sich selbst. Ihre Erfahrungen, die häufig durch Ängste und Überforderungserleben geprägt waren, lässt sie an dieser Stelle außen vor (vgl. ebd.)

Institutionelle Anpassung: Anpassung

Frau Meyer beschreibt sich als angepasste Schülerin, die weder durch besonderen Ehrgeiz noch durch unangepasstes Verhalten aufgefallen ist. Die Lehrer waren für sie Respektspersonen, die niemand hinterfragt hat. Ihre Anpassungsbereitschaft ist über ihr gesamtes Leben hinweg in unterschiedlichen Lebensbereichen orientierungsleitend.

Über die Zeit, in der die DDR noch existiert hat, redet sie schwärmerisch: Das Leben sei damals unbeschwert und frei von Ängsten gewesen. In ihrer Erinnerung dominiert ein positives - beinahe idealistisches Bild. Sie selbst hatte in der DDR keine Schwierigkeiten, die Begründung hierfür sieht sie in ihrer Anpassungsfähigkeit. Ihre Strategie war möglichst unauffällig zu leben und sich in die Gegebenheiten einzuordnen. Sie möchte sich nicht zu denjenigen zählen, die offen und enthusiastisch ihre Zustimmung für die DDR bekundet haben, Ablehnung und Kritik gegenüber Staat und Partei äußert sie jedoch auch heute nicht. Sie sei damals ihrer Arbeit nachgegangen. Ein Infragestellen des gesellschaftlichen Status quo oder gar Auflehnung und Widerstand war in ihren Augen nicht notwendig („*ich brauchte mich mit kein anecken*“).

Die Stasi habe sie nie wahrgenommen („weil äh ich hab die Stasi nie gespürt“). Pragmatisch auf sich selbst und ihre Bedürfnisse bezogen, hat sie das Instrument, mit dem die SED systematisch Überwachung und Repression betrieb, aus ihrer Wahrnehmung ausgeblendet. Die Möglichkeiten und Freiräume, die ihr die DDR geboten hat, waren für sie völlig ausreichend. Dass sie früher (im Gegensatz zu heute) eine Arbeit hatte, genügt, um die DDR nicht hinterfragen zu müssen (vgl. Reflektierende Interpretation, S. 225f.).

Mit ihrer Haltung, die auf Anpassung ausgerichtet war, hat sie weite Strecken ihrer Berufsbiographie gut bewältigt. Als sie nach der Betriebsschließung im Callcenter und später im Autohaus arbeitet, scheitert sie jedoch. Sich anzupassen und möglichst unauffällig die Aufgaben zu übernehmen, funktioniert hier nicht. Dass sie dort überhaupt anfängt zu arbeiten, ist auf ihre Mentalität zurückzuführen, sich auf angebotene Stellen einzulassen, ohne diese Entscheidung angemessen zu reflektieren. Dass es auch möglich ist, eigene Vorstellungen umzusetzen, zieht sie nicht in Erwägung: So geht sie auch bei ihrem Sohn davon aus, dass er seinen Berufswunsch des Seemanns nicht verwirklichen kann. Ihm gelingt es jedoch bei seiner beruflichen Neuorientierung eigene Ideen mit einzubringen und diese umzusetzen.

Über weite Strecken ihrer Biographie ist Frau Meyers Haltung durch eine ungebrochene Erwerbsorientierung geprägt, diese Einstellung ist nun der Hoffnung gewichen nicht mehr vermittelt zu werden, da sie sich den Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt nicht gewachsen fühlt. Arbeit reflektiert sie nach wie vor im Modus von Angst und Selbstzweifeln, eine Transformation ihrer Haltung im Sinne Kollers findet nicht statt, nicht zuletzt, weil die Akzeptanz ihrer Arbeitslosigkeit nicht unvorhersehbar und plötzlich (also abduktiv) entsteht, sondern aus einem langen Leidensprozess resultiert.

12. ZUSAMMENFASSUNG UND REFLEXION DER FORSCHUNGSERGEBNISSE

Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit ist vielschichtig und komplex, allerdings muss Arbeitslosigkeit - dies hat die Fallanalyse gezeigt - nicht zwangsläufig als Belastung wahrgenommen werden. Wie Arbeitslosigkeit erlebt wird, hängt eng mit der Bedeutung zusammen, die der Erwerbsarbeit im Verlauf der Biographie zugeschrieben wird. So kann Arbeitslosigkeit von den Betroffenen als „biographisches Randereignis“ gedeutet werden, da die hauptberufliche Erwerbsarbeit nie zentraler Bestandteil des eigenen Modells der Lebensführung war. Anerkennung und finanzieller Ertrag müssen, dies hat die Analyse des Interviews mit Herrn Richter gezeigt, nicht zwangsläufig aus der Haupterwerbstätigkeit rühren, da nebenberufliche Tätigkeiten über weite Strecken des Lebens seine wesentliche Einnahmequelle darstellten. Darüber hinaus können Nebentätigkeiten oder ehrenamtliche Arbeit den Weg in neue berufliche Felder ebnen. Empirisch nachweisen ließ sich dies in den Interviews nicht, da keine der Interviewpersonen einer ehrenamtlichen Tätigkeit nachging und die Nebentätigkeit von Herrn Richter endete, ohne dass daraus eine neue berufliche Laufbahn erwachsen konnte.

Arbeitslosigkeit kann - positiv konnotiert - auch als Ausstieg aus der Leistungsgesellschaft gedeutet werden, der als entlastend und befreiend empfunden wird. Arbeitslosigkeit kann aber auch als belastender Zustand wahrgenommen werden, der im Kontext eigener Versäumnisse und Schuld interpretiert wird. Arbeit ist bei allen Interviewten jedoch ein zentrales Element der Lebensgeschichte.

Die Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit erfolgt auf zwei unterschiedlichen Ebenen: Bewältigung kann sich entweder auf der konkreten Handlungsebene oder rein kognitiv in Gestalt von Umdeutungen, Idealisierungen oder der Abwertung anderer abspielen. Unrealistische Vorstellungen über die Wirklichkeit, das Denken in Stereotypen, aber auch eine starke Präsenz des eigenen Lebens in der Vergangenheit helfen den Betroffenen mit ihrer Situation zurecht zu kommen. Fehlen diese „Kompensationsmechanismen“ wird Langzeitarbeitslosigkeit als besonders belastender Zustand erlebt. Haben die Betroffenen auf der Handlungsebene die Möglichkeit ihre Situation zu verbessern (z.B. indem sie Familienmitglieder in ihrem Alltag unterstützen und hierdurch finanziell profitieren), führt dies indirekt zu einer besseren Akzeptanz ihrer Lebenssituation.

Es zeigt sich auch, dass die Arbeit am eigenen Selbstwert für alle Interviewten zentraler Bestandteil der Auseinandersetzung mit ihrer Situation ist, seine Aufrechterhaltung ist der eigentliche Kern, um den sich ihr Bewältigungshandeln dreht. Die positive Sicht auf die eigene berufsbiographische Leistung ist in diesem Zusammenhang für alle Interviewten eine wichtige Ressource. Gleichzeitig zeigt sich jedoch auch, dass alle Befragten für die Deutung ihrer Lebensgeschichte auf einfache Kausalzusammenhänge und subjektive Theoretisierungen zurückgreifen, die die Komplexität ihrer Biographie sowie der gesellschaftlichen Verhältnisse kaum widerspiegeln. Überwiegend finden sich idealisierte Erinnerungen an das Leben in der DDR, nach wie vor ist das damals empfundene Lebensgefühl, das weniger durch Angst und Unsicherheit geprägt war, eine wichtige Deutungsfolie. Die zum Teil unüberschaubaren gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart finden sich in den Orientierungs- und Bewältigungsmustern kaum wieder. Die Lebenswelt der Adressaten erscheint vielmehr durch drei zentrale „Bestandteile“ geprägt zu sein: die Zusammenarbeit mit der Arbeitsagentur / materielle Armut (und ggf. ihre Kompensation) / die eigenen Kinder und ihre Zukunft:

In den Augen der Interviewten wird die Einführung des SGB II deutlich weniger intensiv erlebt als dies im wissenschaftlichen Diskurs angenommen wird. Die Auseinandersetzung mit den Ansprechpartnern der Arbeitsagentur und ihren Forderungen bzw. Angeboten ist von der individuellen Haltung abhängig, die die Betroffenen ihr gegenüber insgesamt eingenommen haben. Bei Herrn Richter stehen die höheren bürokratischen Hürden sowie die Tatsache, dass sein Verdienst auf die Leistungen der Arbeitsagentur angerechnet wird, der Aufnahme bspw. eines Minijobs entgegen. Dies widerspricht zwar dem Aktivierungsanspruch der Reform, scheint aber in der Zusammenarbeit mit seiner persönlichen Ansprechpartnerin kein Problem darzustellen. Gehen die Adressaten mit bestimmten Erwartungen an die Zusammenarbeit heran, werden diese insbesondere, was die Vermittlung einer Arbeitsstelle angeht, enttäuscht. Keinem der Interviewten wurde eine Stelle vermittelt, was ihrerseits mit entsprechender Kritik gegenüber der Arbeitsagentur quittiert wurde.

Allerdings liegt die entscheidende Intention der Arbeitsmarktreform darin, den Arbeitssuchenden die Verantwortung für ihre Stellensuche zu übertragen, das Selbstverständnis der persönlichen Ansprechpartner dürfte demnach überwiegend von der Annahme geprägt sein, dass sie die Stellensuche lediglich begleiten bzw. im Falle einer mangelnden Kooperation entsprechend eingreifen bzw. Sanktionen verhängen. Werden Maßnahmen und Projekte der Arbeitsförderung angeboten, wird dies überwiegend positiv aufgenommen, wenngleich ihre Bewertung eher durchwachsen ausfällt. So werden die aktuelle Maßnahme und ihre Inhalte als wichtige Erprobungsinstanz für die eigenen beruflichen Kompetenzen oder als Substitut für eine Erwerbsarbeit gedeutet. Dies ist aber nur dann der Fall, wenn die Maßnahmeinhalte im Einklang mit der Berufsbiographie stehen, fühlen sich die Teilnehmer unterfordert und entwertet, hat sie keinen Ertrag oder verstärkt indirekt das Belastungserleben.

Insgesamt scheinen arbeitsmarktpolitische Maßnahmen für die Berufsbiographie eher unbedeutend zu sein. Eine Ursache hierfür liegt - wie im wissenschaftlichen Diskurs häufig kritisiert - in der unzureichenden Ausrichtung auf die Berufsbiographie der Adressaten. Daraus folgt, dass ihre Individualität sowie die jeweils unterschiedlichen Lebenslagen unberücksichtigt bleiben. So stellen nicht nur veraltete Berufsabschlüsse oder nicht hinreichende Berufserfahrung ein Problem bei der Arbeitssuche dar. Vielmehr scheinen auch mangelndes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, Selbstzweifel oder Ängste, der Aufnahme einer Erwerbstätigkeit entgegenzustehen. Die in der von Lothar Böhnisch (neben Anerkennung und Selbstwert) hervorgehobene Rolle der Selbstwirksamkeit ist und bleibt in diesem Zusammenhang ein wichtiger Ansatzpunkt, da sie mit der inneren Gewissheit verbunden ist, neue oder schwierige Anforderungen souverän bewältigen zu können. Nach einer längeren Lebensphase ohne Erwerbsarbeit ist das Erleben von Selbstwirksamkeit jedoch insbesondere dann, wenn sie nicht durch andere sinngebende Aktivitäten ersetzt wurde, kaum möglich.

Um Selbstwirksamkeit erfahrbar zu machen, ist es notwendig zu wissen, wo die eigenen Stärken und Schwächen liegen und wie diese bearbeitet werden können. Die Analyse der Interviews hat jedoch gezeigt, dass es häufig nicht gelungen ist, Zugang zu eigenen Potentialen zu finden und diese gewinnbringend weiterzuentwickeln.

Eine Ursache hierfür mag im fürsorglich gestalteten Beschäftigungssystem der DDR liegen, in dem die Reflexion über eigene Stärken und Interessen nicht zwangsläufig für das berufliche Fortkommen notwendig war. Projekte der Arbeitsförderung müssten an diesem Punkt also viel stärker ansetzen.

Betrachtet man die unterschiedlichen biographischen Verläufe aus bildungstheoretischer Perspektive, lässt sich die vielbeschriebene Veränderung von Selbst- und Welthaltungen sei es in Form einer Habitustransformation, der Wandlung von Lebenseinstellungen oder in Gestalt des Zulassens von Offenheit und Unbestimmtheit, das sich in Suchbewegungen sedimentiert, nicht nachweisen. Vielmehr halten die Interviewten trotz veränderter gesellschaftlicher Verhältnisse an ihren Weltsichten fest. Eine offene und produktivere Haltung hätte den Verlauf ihrer (Berufs-)biographie möglicherweise positiv beeinflussen können. Biographische Krisenerfahrungen, denen alle Interviewten ausgesetzt waren, haben jedoch kaum Prozesse schöpferischer innerer Veränderung oder des Wachstums kreativer Fähigkeiten in Gang gesetzt, sondern vielmehr zu Verunsicherung, Ängsten und Stillstand beigetragen. Das Erleben schöpferischer innerer Erneuerung und Wandlung ist folglich eine Erfahrung, die nicht allen Menschen im Verlauf ihrer Biographie zuteilwird. Gleichzeitig ist zu hinterfragen, ob dies den Betroffenen selbst anzulasten ist, schließlich sind sie Teil einer Gesellschaft, die hohe Anforderungen an die Bewältigungsleistung des Einzelnen stellt. Insbesondere für die Gruppe der Langzeitarbeitslosen ist deshalb eine spezifische sozialpädagogische Betreuung notwendig, die Übergänge zwischen den Hilfesystemen ermöglicht und niedrigschwellige Zugänge zum medizinischen Hilfesystem (bspw. für psychosomatisch Erkrankte) bereitstellt.

Als zentrale Quintessenz für die Unterstützung Langzeitarbeitsloser hat sich darüber hinaus die Notwendigkeit einer Neuorientierung des Selbstkonzepts der eigenen Leistungsfähigkeit, im Sinne einer Umdeutung der Urteile einer Person über sich selbst (vgl. Nieke 1992; Fischer/Wiswede 2009, S. 395), herauskristallisiert. Um Langzeitarbeitslose auf wesentlich veränderte Arbeitsanforderungen vorzubereiten, ist nicht nur eine auf berufliche Verwertbarkeit ausgerichtete Qualifikation notwendig. Vielmehr muss es darum gehen negative Selbstbilder umzustrukturieren und eine Umgebung zu schaffen, in der das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten wachsen kann.

Die professionelle Biographiearbeit (vgl. u.a. Gudjons 2008; Hölzle/Jansen 2011; Miethe 2017) ist hier ein möglicher Ansatzpunkt. Bei ihr geht es um die Anleitung und aktive Gestaltung des biographischen Arbeitens mit Individuen oder Gruppen. Ziel ist es, Menschen in ihrer Entwicklung, ihrer Lebensbewältigung oder Lebensplanung zu unterstützen (vgl. Hölzle 2011, S. 31f.).

Biographiearbeit ist immer partizipativ und dialogisch angelegt. Ziel ist es, gemeinsam mit den Klienten einen Zugang zu ihrem subjektiven Erleben zu entwickeln, wobei die eigene Lebensgeschichte im Spiegel gesellschaftlicher, kultureller und politischer Verhältnisse betrachtet wird. Biographiearbeit nimmt ihren Ausgang immer in der Gegenwart, es werden jedoch auch Zeitabschnitte der Vergangenheit oder Fragen der Gestaltung der Zukunft in den Blick genommen (vgl. ebd., S. 33). Im Kern geht es um die sinnstiftende Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (vgl. ebd. S. 47). Ziel ist es eine Beziehung zur eigenen Geschichte herzustellen und sich selbst als lebendigen Gestalter der eigenen Lebensgeschichte zu erleben. Biographiearbeit regt dazu an, seine Lebensgeschichte als gestaltbaren Raum zu erfahren. Dabei kann jede reflexive Annäherung als ein Ansatzpunkt zur Auflösung erstarrter Strukturen betrachtet werden. Der Biographieträger erhält die Möglichkeit, sich aus der Alltäglichkeit zu lösen und sich seiner Biographie anzunähern (vgl. Jansen 2011, S. 21f.). Entlastet von den Zwängen des Alltags hat der Klient Zeit, sich mit seiner Biographie auseinander zu setzen. Dies eröffnet die Möglichkeit, Ressourcen freizulegen und Ansätze für die Bewältigung schwieriger Lebenssituationen zu entwickeln.

Da vor allem ältere Langzeitarbeitslose über Lebens- und Arbeitserfahrung verfügen, ist es sinnvoll an diesem Erfahrungsschatz anzuknüpfen. Die Erinnerung an die gelungene Bewältigung früherer Aufgaben stärkt das Gefühl der Selbstwirksamkeit, wodurch Ressourcen erkannt und aktiviert werden können. Damit knüpft die Biographiearbeit an der Annahme an, dass Biographie kein Abbild des Lebens, sondern vielmehr ein Gestaltungsprodukt und damit das Ergebnis reflexiver, selektiver und gestaltender Prozesse ist (vgl. Hölzle 2011, S. 31). Das Vermögen, die bisherigen Lebensereignisse, Erfahrungen und Erlebnisse in eine konsistente Lebensgeschichte zu integrieren ist darüber hinaus eine entscheidende Voraussetzung, um gegenwärtige und zukünftige Herausforderungen besser und zufriedener zu bewältigen (vgl. Hanses 2008, S. 20).

In der professionellen Biographiearbeit wird das Bedürfnis nach biographischer Selbstreflexion mit Hilfe unterschiedlicher Methoden aufgegriffen. Positive und schöne Erinnerungen, die das Individuum mit Freude, Glücksgefühlen oder Stolz verbindet, sind leicht erinnerbar und häufig durch Fotos, Fotoalben oder -bücher dokumentiert. Die Erfüllung normativer Vorgaben und gesellschaftlicher Erwartungen bildet häufig die ordnende Struktur für die Erinnerung und die Außendarstellung. Anders verhält es sich mit Erfahrungen, die mit Leid, Krankheit, Versagen, Verlust oder dem Abweichen von normativen Erwartungen verbunden sind. Hier fällt es schwer sich zu erinnern, zu dokumentieren und die Geschehnisse als Teil der eigenen Lebensgeschichte zu akzeptieren (vgl. Hölzle 2011, S. 34). Dennoch sollte - soweit möglich - auch an diesen schmerzlichen Erfahrungen angesetzt und, falls notwendig, nach weiterführenden Hilfen gesucht werden.

Entscheidende Voraussetzung für ein zufriedenes und erfolgreiches Leben scheint gegenwärtig vor allem der Umgang mit Unsicherheit hinsichtlich der eigenen Lebensplanung zu sein, pädagogische Arbeit mit Arbeitslosen muss deshalb auch an diesem Punkt ansetzen.

Für die Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit sind demnach Angebotsformen erforderlich, die eine intensive sozialpädagogische Betreuung beinhalten, in die Elemente der Biographiearbeit integriert sind. Nicht aufgearbeitete Konflikte wie die durch Missachtung und Abwertung geprägte Beziehung von Frau Wagner zu ihrem Vater können auf diese Weise bearbeitet und in ihrer Auswirkung bis in die Gegenwart hinein reflektiert werden. Auch das durch Angst und wenig Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten geprägte Selbstbild von Frau Meyer kann durch eine intensive Begleitung möglicherweise ins Gegenteil verkehrt werden. Wird an den beruflichen Erfolgserlebnissen von Herrn Lange und Frau Oertel angeknüpft, gelingt es möglicherweise auch ihnen, ihre Potentiale wiederzuentdecken und beruflich Fuß zu fassen. Wichtige Voraussetzungen für eine zukünftig zufriedenere Gestaltung der eigenen Biographie wären damit geschaffen.

Wird eine Qualifizierung für bestimmte Berufsfelder angestrebt, müssen die individuellen Lernvoraussetzungen der Teilnehmer berücksichtigt werden, darüber hinaus sollten alle didaktischen Arrangements und Verfahrensweisen, die einer Neuorientierung des Selbstbildes entgegenstehen, vermieden werden.

Hierzu gehört, dass die Teilnehmer die Arbeitsaufgaben als sinnvoll erleben müssen, was miteinschließt, dass Ausbilder jede Anforderung - auch dann, wenn sie als selbstverständlich erscheint - erläutern sollten. Die Arbeits- und Lernumgebung sollte so gestaltet sein, dass wiederholt Erfolgserlebnisse ermöglicht werden, daraus folgt, dass eine innere Differenzierung der Inhalte ebenso notwendig ist wie „*didaktische Geduld*“ (vgl. Nieke 1992, S. 82, Hervorhebung im Original), indem Anforderungen und Tempo in der Vermittlung von Unterrichtsinhalten nicht an den leistungsstärkeren Teilnehmern ausgerichtet sind. Da Selbstbilder der eigenen Leistung nicht nur durch Bewertung anhand vorgegebener Kriterien, sondern auch im Vergleich mit den anderen einer Lerngruppe gefestigt werden, wird im Verlauf der Biographie ein Deutungsmuster individueller Leistungskonkurrenz verinnerlicht und einsozialisiert. Die Perspektive auf Kollegen oder andere Teilnehmer sollte deshalb dahingehend verändert werden, dass sie nicht als Konkurrenten im Erreichen der für alle vorgegebenen Leistungsanforderungen gesehen werden, sondern als „Menschen mit erstaunlich ähnlichen Problemen mit diesen Anforderungen“ (ebd. S. 82). Auf diese Weise wird Solidarität statt Konkurrenz erlebt und das Selbstbild von eigenen Schuldzuschreibungen entlastet (vgl. ebd. S.79ff.). Darüber hinaus sollte das didaktische Setting nicht auf die berufliche Verwertbarkeit beschränkt bleiben, sondern stattdessen alle Potentiale, Fähigkeiten und Interessen der Teilnehmer freilegen. In diesem Zusammenhang steht die Verengung der Perspektive auf rein beruflich verwertbare Kompetenzen insgesamt zur Disposition: Wieviel Potential und Kreativität würde wohl freigesetzt werden, wenn die Menschen vom Zwang zur Weiterentwicklung ihrer rein beruflich verwertbaren Fertigkeiten bzw. der Entäußerung ihres Arbeitsvermögens befreit wären?

Betrachtet man insbesondere die auf eine möglichst ununterbrochene Erwerbstätigkeit ausgerichtete Berufsbiographie von Frau Meyer, ist zu hinterfragen, ob das Zulassen einer Phase der Nichtbeschäftigung den Verlauf ihres Arbeitslebens positiv beeinflusst hätte. Ihre mit einer hohen Konzessionsbereitschaft verbundene stark ausgeprägte Erwerbsneigung hat den Verlauf ihrer Berufsbiographie und ihr selbst rückblickend eher geschadet als genützt.

Tatsächlich kann der Übergang von einem Arbeitsverhältnis in das folgende erfolgreicher gestaltet werden, wenn er durch die Rückbesinnung auf eigene Fähigkeiten und Stärken, Aktivität, umfangreiche Suchbewegungen und die Akzeptanz zunächst erfolgloser Bewerbungsversuche geprägt ist. Hierzu gehört auch eine Phase der Nichtbeschäftigung zu akzeptieren oder in ihr die Chance für eine berufliche Neuausrichtung zu erkennen. Dies ist jedoch nicht zuletzt deshalb für die Betroffenen häufig schwer umzusetzen, da ein nahtloser Übergang von einer Beschäftigung in die nächste von ihnen selbst und nicht zuletzt von der Arbeitsagentur angestrebt wird. Herr Richter, der sich in seiner stoischen Gelassenheit das Zepter für die Gestaltung seines Lebens nicht aus der Hand nehmen lassen und eine längere Phase der Nichtbeschäftigung als selbstverständlich hingenommen hat, ist in diesem Zusammenhang das „Paradebeispiel“ für die erfolgreiche Bewältigung seiner gesamten Berufsbiographie.

Seine Beispiel darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Arbeitslosigkeit nicht nur deshalb von vielen Betroffenen als belastender Einschnitt in die eigene Biographie erlebt wird, weil sie mit finanziellen Einbußen verbunden ist, vielmehr geht Arbeitslosigkeit mit Statusverlust sowie der Abhängigkeit von fremder mit sozialer Kontrolle und Sanktionen verbundener Hilfen einher. Beides rührt aus der Vorstellung, dass Erwerbsarbeit und Lebensunterhalt untrennbar zusammengehören und (Erwerbs-)Arbeitslosigkeit ein Zustand ist, der nicht oder zumindest nicht von Dauer sein darf. In der Debatte um das bedingungslose Grundeinkommen wird genau dieser Zusammenhang außer Kraft gesetzt.

Ob das bedingungslose Grundeinkommen tatsächlich den Weg zu mehr sozialer Gerechtigkeit ebnen kann, ist bislang aufgrund noch ausstehender empirischer Befunde nicht geklärt. Fest steht jedoch, dass Bildungsbiographien auch im Jahr 2018 von der sozialen Herkunft abhängig bleiben und die Ressourcen für einen erfolgreichen Start ins Leben ungleich verteilt sind (vgl. u.a. Helsper/Hummrich 2008). Die Freiheit in der Gestaltung der eigenen Bildungs- und Arbeitsbiographie hört so trivial es klingen mag eben da auf, wo „die Kraft des eigenen Geldbeutels aufhört“ (Reuter 2015, zitiert nach Reuter 2016, S. 163). Insbesondere die Bewältigung belastender Lebenssituationen ist mit der Verfügbarkeit von Handlungsoptionen verbunden, die auch von den gegebenen finanziellen Spielräumen abhängig sind.

Es mangelt den von Langzeitarbeitslosigkeit Betroffenen jedoch nicht nur an finanziellen Ressourcen, sondern auch an geeigneten Formen der Unterstützung, die nicht kurzfristig auf die Vermittlung in den Arbeitsmarkt ausgerichtet sind. Dass am Ende eines umfassenden und tiefgründigen Hilfeprozesse doch die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit stehen kann, steht außer Frage. Sind grundsätzliche Fragen, Probleme in der Lebensbewältigung oder eigene Ängste erfolgreich bearbeitet, ist die Wahrscheinlichkeit freiwillig eine Erwerbsarbeit aufzunehmen und damit beruflich erfolgreich zu sein sogar deutlich höher.

Gleichzeitig ist aber zu hinterfragen, ob Erwerbstätigkeit das unhinterfragte Ziel gesellschaftlicher Integration darstellen sollte. Eine Gesellschaft, die der Diversität und Vielfalt ihrer Mitglieder Rechnung tragen möchte, sollte auch die Vielfalt der Leistungsfähigkeit anerkennen und ihre Perspektive auf Erwerbsarbeit und Arbeitsethos hinterfragen. Das bedingungslose Grundeinkommen oder die Einrichtung eines „geschützten“ Arbeitsmarktes, auf dem die Anforderungen dem Vermögen der Arbeitnehmer angepasst sind, die den Erfordernissen des regulären Arbeitsmarktes vorübergehend oder dauerhaft nicht gerecht werden können, wären mögliche Alternativen.

Literatur

ACHATZ, JULIANE ; WENZIG, CLAUDIA: Mehr Bangen als Hoffen : Die SGB II-Reform aus der Sicht von Arbeitslosengeld II-Empfängern. In: *Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI)* (2007), Heft 38, S. 8-11

ACHATZ, JULIANE ; WENZIG, CLAUDIA: Subjektive Wahrnehmung von Wohlfahrtsgewinnen und -verlusten von Empfängern der Grundsicherung für Arbeitssuchende nach Einführung des SGB II. In: REHBERG, KARL-SIEGBERT (Hrsg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1&2*. Frankfurt/ Main : Campus, 2008, S. 2436-2447 (<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-151891> Zugriff am 09.09.2017)

ADORNO, THEODOR WIESENGRUND: Theorie der Halbbildung. In: ders.: *Gesammelte Schriften, Band 8 : Soziologische Schriften I*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1990, S. 93-121

ANTONOVSKY, AARON: *Salutogenese : Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen : DGVT, 1997

ARENDT, HANNAH: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München : Piper, 2001

ARLT, HANS-JÜRGEN: *Arbeit und Freiheit*. Wiesbaden : Springer VS, 2017

BÄCKER, GERHARD ; NEUBAUER, JENNIFER: Arbeitslosigkeit und Armut: Defizite von sozialer Sicherung und Arbeitsförderung. In: HUSTER, ERNST-ULRICH (Hrsg.) ; BOECKH, JÜRGEN (Hrsg.) ; MOGGE-GROTJAHN, HILDEGARD (Hrsg.): *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*. 2. Aufl. Wiesbaden : Springer VS, 2012, S. 624-643

BAETHGE-KINSKY, VOLKER [u.a.]: *Neue Soziale Dienstleistungen nach SGB II : IAB-Forschungsbericht*, Nürnberg, 2007

BAETHGE-KINSKY, VOLKER ; BARTELHEIMER, PETER ; HENKE, JUTTA: Fallbearbeitung nach SGB II - Beobachtungen aus dem Inneren der „black box“. In: *WSI-Mitteilungen* (2007), Heft 2, S. 70-77

BAUER, FRANK ; JUNG, MATTHIAS: „Und `n bisschen leichte Arbeit draußen und das Schwere zuhause, dann gleicht sich das dann aus!“ : Veränderte institutionelle Rahmenbedingungen in der Arbeits- und Sozialverwaltung und persistente traditionelle Deutungsmuster. In: SAMMET, KORNELIA (Hrsg.) ; BAUER, FRANK (Hrsg.) ; ERHARD, FRANZ (Hrsg.): *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft*. Weinheim : Beltz Juventa, 2016, S. 149-169

BECK, ULRICH: *Risikogesellschaft : Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1986

BECK-GERNSHEIM, ELISABETH: Auf dem Weg in die postfamiliale Familie - Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: BECK, ULRICH (Hrsg.) ; dies. (Hrsg.): *Risikante Freiheiten : Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1994, S. 115-138

BECK, ULRICH ; BECK-GERNSHEIM, ELISABETH: Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjekt-orientierten Soziologie. In: dies. (Hrsg.): *Riskante Freiheiten : Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1994, S. 10-39

BEHREND, OLAF: Aktivieren als Form sozialer Kontrolle. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte : Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament* (2008), Heft 40/41, S. 16-21

BENGEL, JÜRGEN ; STRITTMATTER, REGINE ; WILLMANN, HILDEGARD: *Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese - Diskussionsstand und Stellenwert*. Köln : BZgA, 2001

BENNER, DIETRICH: *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie : Eine problemgeschichtliche Studie zum Begründungszusammenhang neuzeitlicher Bildungsreform*. 2. Aufl. Weinheim : Juventa, 1995

BESCHERER, PETER ; RÖBENACK, SILKE ; SCHIERHORN, KAREN: Eigensinnige »Kunden« - Wie Hartz IV wirkt ... und wie nicht. In: CASTEL, ROBERT (Hrsg.) ; DÖRRE, KLAUS (Hrsg.): *Prekariat, Abstieg, Ausgrenzung : Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt : Campus, 2009, S. 145-156

BÖHNISCH, LOTHAR: Sozialarbeit als Akteur der Sozialpolitik - Eine ostdeutsche Perspektive. In: BÜTOW, BIRGIT (Hrsg.) ; CHASSE, KARL AUGUST (Hrsg.) ; MAURER, SUSANNE (Hrsg.): *Soziale Arbeit zwischen Aufbau und Abbau - Transformationsprozesse im Osten Deutschlands und die Kinder- und Jugendhilfe*. Wiesbaden ; VS, 2006, S. 25-42

BÖHNISCH, LOTHAR: *Sozialpädagogik der Lebensalter : Eine Einführung*. 5. Aufl. Weinheim : Juventa, 2008

BÖHNISCH, LOTHAR ; ARNOLD, HELMUT ; SCHRÖER, WOLFGANG: *Sozialpolitik : Eine sozialwissenschaftliche Einführung*. Weinheim : Juventa, 1999

BÖHNISCH, LOTHAR ; LENZ, KARL ; SCHRÖER, WOLFGANG: *Sozialisation und Bewältigung : Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne*. Weinheim : Juventa, 2009

BÖHNISCH, LOTHAR ; SCHEFOLD, WERNER: *Lebensbewältigung : Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft*. Weinheim : Juventa, 1985

BÖHNISCH, LOTHAR ; SCHRÖER, WOLFGANG: Arbeit, Kompetenz und Bewältigung - ein sozialpädagogischer Zugang zur Arbeits- und Beschäftigungspolitik. In: BURGHARDT, HEINZ (Hrsg.) ; ENGGRUBER, RUTH (Hrsg.): *Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt : Soziale Arbeit zwischen Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik*. Weinheim : Juventa, 2005, S. 213-226

BOHNSACK, RALF: *Generation, Milieu und Geschlecht : Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen*. Opladen : Leske & Budrich, 1989

BOHNSACK, RALF: „Orientierungsmuster“: Ein Grundbegriff qualitativer Sozialforschung. In: SCHMIDT, FOLKER (Hrsg.): *Methodische Probleme der empirischen Erziehungswissenschaft*. Hohengehren : Schneider, 1997, S. 49-61

BOHNSACK, RALF: Dokumentarische Methode : Theorie und Praxis wissenssoziologischer Interpretation. In: HUG, THEO (Hrsg.): *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen. Einführung in die Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften, Band 3*. Hohengehren : Schneider, 2001, S. 326-345

BOHNSACK, RALF: Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* (2003) Heft 4, S. 550-570

BOHNSACK, RALF: *Rekonstruktive Sozialforschung : Einführung in qualitative Methoden*. 8. Aufl. Opladen : Budrich 2010 (Bohnsack 2010a)

BOHNSACK, RALF: Dokumentarische Methode. In: ders. (Hrsg.) ; MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.) ; MEUSER, MICHAEL (Hrsg.): *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. 3. Aufl. Opladen : Barbara Budrich 2010, S. 40-44 (Bohnsack 2010b)

BOHNSACK, RALF: Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode: In: ders. (Hrsg.) ; NENTWIG-GESEMANN, IRIS (Hrsg.) ; NOHL, ARND-MICHAEL (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis : Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 3. Aufl. Wiesbaden : Springer VS, 2013, S. 241-270

BOHNSACK, RALF: *Rekonstruktive Sozialforschung : Einführung in qualitative Methoden*. 9. Aufl. Opladen : Barbara Budrich 2014

BOHNSACK, RALF; NENTWIG-GESEMANN, IRIS; NOHL, ARND-MICHAEL: Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: dies. (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. 3. Aufl. Wiesbaden : Springer VS, 2013, S. 9-32

BOLDER, AXEL ; BREMER, HELMUT ; EPPING, RUDOLF: Bildung für Arbeit unter neuer Steuerung. In: dies. (Hrsg.): *Bildung für Arbeit unter neuer Steuerung*. Wiesbaden : Springer VS, 2017, S. 9-26

BOLLENBECK, GEORG: *Bildung und Kultur : Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. 2. Aufl. Frankfurt/Main : Insel, 1994

BÖLLERT, KARIN: Die Produktivität des Sozialen - den sozialen Staat aktivieren. In: dies. [u.a.] (Hrsg.): *Die Produktivität des Sozialen - den sozialen Staat aktivieren : Sechster Bundeskongress Soziale Arbeit*. Wiesbaden : VS, 2006, S. 15-27 (Böllert 2006a)

BÖLLERT, KARIN: Sozialpolitik und Sozialadministration im deutsch-deutschen Transformationsprozess. In: BÜTOW, BIRGIT (Hrsg.) ; CHASSE, KARL-AUGUST (Hrsg.) ; MAURER, SUSANNE (Hrsg.): *Soziale Arbeit zwischen Aufbau und Abbau : Transformationsprozesse im Osten Deutschlands und die Kinder- und Jugendhilfe*. Wiesbaden : VS, 2006, S. 13-24 (Böllert 2006b)

BOURDIEU, PIERRE: Sozialer Sinn : Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1993

BOURDIEU, PIERRE: Prekarität ist überall. In: ders.: *Gegenfeuer : Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*. Konstanz : UVK, 1998, S. 96-102

BOURDIEU, PIERRE: *Die feinen Unterschiede : Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 22. Aufl. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 2012

BRENKE, KARL: Bedingungsloses Grundeinkommen: unmögliches Schlaraffenland. In: *DIW Wochenbericht* 22/2016, S. 520

BRINKMANN, ULRICH ; DÖRRE, KLAUS ; RÖBENACK, SILKE: *Prekäre Arbeit : Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse* (Herausgegeben von der Friedrich-Ebert-Stiftung). Bonn : bub, 2006

BRÖDEL, RAINER: Weiterbildung von Arbeitslosen. In: TIPPELT, RUDOLF (Hrsg.) ; VON HIPPEL, AIGA (Hrsg.): *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung*. 4. Aufl. Wiesbaden : VS, 2010, S. 905-916

BOXBERGER, GERALD ; KLIMENTA, HARALD: *Die zehn Globalisierungslügen : Alternativen zur Allmacht des Marktes*. 3. Aufl. München : DTV, 1998

BUDE, HEINZ ; LANTERMANN, ERNST-DIETER: Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (2006), Heft 2, S. 233-252

BUDE, HEINZ (Hrsg.) ; WILLISCH, ANDREAS (Hrsg.): *Exklusion : Die Debatte über die »Überflüssigen«*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 2008

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT UND SOZIALES (BMAS) (Hrsg.): *Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*. Berlin, 2008

BUNDESMINISTERIUM FÜR VERKEHR BAU & STADTENTWICKLUNG (BMVBS): *Bildung, Wirtschaft, Arbeit im Quartier (BIWAQ) : Gemeinsam neue Perspektiven schaffen*. Berlin, 2011

(http://www.biwaq.de/BIWAQ/DE/Service/Publicationen/BIWAQ_Broschuere_2011.pdf?__blob=publicationFile&v=2 Zugriff am 16.11.2017)

BÜTOW, BIRGIT ; CHASSE, KARL-AUGUST ; MAURER, SUSANNE: Vorwort. In: dies. (Hrsg.): *Soziale Arbeit zwischen Aufbau und Abbau : Transformationsprozesse im Osten Deutschlands und die Kinder- und Jugendhilfe*. Wiesbaden : VS, 2006, S. 7-9

CASTEL, ROBERT: *Die Metamorphosen der sozialen Frage : Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz : UVK, 2000

CASTEL, ROBERT (Hrsg.) ; DÖRRE, KLAUS (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung : Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main : Campus, 2009

CHRISTOPH, BERNHARD: *Was fehlt bei Hartz IV? : Zum Lebensstandard der Empfänger von Leistungen nach SGB II*. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren (2008), Heft 40, S. 7-10

CICERO, MARCUS TULLIUS: *De officiis : Vom pflichtgemäßen Handeln* (herausgegeben und übersetzt von Rainer Nickel). Düsseldorf : Artemis, 2008

CIUPKE, PAUL: *Nachhaltige Verschiebung des Referenzrahmens? Der Deutsche Qualifikationsrahmen, Kompetenznachweise und die politische Jugend- und Erwachsenenbildung*. BOLDER, AXEL (Hrsg.) ; BREMER, HELMUT (Hrsg.) ; EPPING, RUDOLF (Hrsg.): *Bildung für Arbeit unter neuer Steuerung*. Wiesbaden : Springer VS, 2017, S. 185-199

CONRADS, RALPH ; HUBER, ANDREAS ; STAUDINGER, THOMAS: Vom innovativen Netzwerk zum geschlossenen System - ein Trauerspiel des Erfolgs in fünf Akten. In: BRAUER, KAI (Hrsg.) ; KORGE, GABRIELE (Hrsg.): *Perspektive 50plus? : Theorie und Evaluation der Arbeitsmarktintegration Älterer*. Wiesbaden : VS, 2009, S. 163-185

CONZE, WERNER: Arbeit. In: BRUNNER, OTTO (Hrsg.) ; CONZE, WERNER (Hrsg.) ; KOSELLECK, REINHART (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe : Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 1. A-D*. 4. Aufl. Stuttgart : Klett, 1992, S. 154-215 (Conze 1992a)

CONZE, WERNER: Beruf. In: BRUNNER, OTTO (Hrsg.) ; CONZE, WERNER (Hrsg.) ; KOSELLECK, REINHART (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe : Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 1. A-D*. 4. Aufl. Stuttgart : Klett, 1992, S. 490-507 (Conze 1992b)

DAHME, HEINZ-JÜRGEN ; WOHLFAHRT, NORBERT: Sozialinvestitionen : Zur Selektivität der neuen Sozialpolitik und den Folgen für die Soziale Arbeit. In: dies. (Hrsg.): *Aktivierende Soziale Arbeit : Theorie - Handlungsfelder - Praxis*. Baltmannsweiler : Schneider, 2005, S. 6-20

DEMIROVIC, ALEX: Regulation und Hegemonie : Intellektuelle, Wissenspraktiken und Akkumulation. In: ders. (Hrsg.) ; KREBS, HANS-PETER (Hrsg.) ; SABLOWSKI, THOMAS (Hrsg.): *Hegemonie und Staat : Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß*. Münster : Westfälisches Dampfboot, 1992, S. 128-157

DIETZ, MARTIN ; KUPKA, PETER ; LOBATO, PHILIPP RAMOS: Bericht des IAB zum Abschluss der Zielvereinbarungsperiode 2009-2012 : *Ergebnisse der Wirkungsforschung nach § 55 SGB II*. IAB, Nürnberg, 2012

DIEWALD, MARTIN: Lebenslaufregime: Begriff, Funktion und Hypothesen zum Wandel. In: BOLDER, AXEL [u.a.] (Hrsg.): *Neue Lebenslaufregimes - neue Konzepte der Bildung Erwachsener?*. Wiesbaden : Springer VS, 2010, S. 25-41

DILL, HELGA: „Wir sind ja nur arbeitslos, nicht gebrochen“. Kohärenzgefühl und Exklusionsempfinden bei älteren Langzeitarbeitslosen. In: BRAUER, KAI (Hrsg.) ; KORGE, GABRIELE (Hrsg.): *Perspektive 50plus? : Theorie und Evaluation der Arbeitsmarktintegration Älterer*. Wiesbaden : VS, 2009, S. 299-315

DÖRPINGHAUS, ANDREAS ; UPHOFF, INA KATHARINA: *Grundbegriffe der Pädagogik*. 2. Aufl. Darmstadt : WBG, 2012

DÖRRE, KLAUS [u.a.]: *Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik*. Frankfurt/Main : Campus, 2013

ELKELES, THOMAS: Arbeitslosigkeit, Langzeitarbeitslosigkeit und Gesundheit. In: *Sozialer Fortschritt* (1999), Heft 6, S. 150-155

ENGGRUBER, RUTH: „Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ - ausgewählte berufs- und sozialpädagogische Reflexionen. In: BURGHARDT, HEINZ (Hrsg.) ; ENGGRUBER, RUTH (Hrsg.): *Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt : Soziale Arbeit zwischen Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik*. Weinheim : Juventa, 2005, S. 65-84

ENGGRUBER, RUTH: Professionelle Grundlagen Sozialer Arbeit für den Arbeitsmarkt. In: BURGHARDT, HEINZ (Hrsg.) ; ENGGRUBER, RUTH (Hrsg.): *Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt in professioneller Reflexion Sozialer Arbeit*. Berlin : Frank & Timme, 2010, S. 13-59

ENGGRUBER, RUTH ; BURGHARDT, HEINZ: Vorwort der HerausgeberInnen. In: dies. (Hrsg.): *Soziale Dienstleistungen am Arbeitsmarkt in professioneller Reflexion Sozialer Arbeit*. Berlin : Frank & Timme, 2010, S. 5-9

EPPING, RUDOLF: Exklusion trotz - oder durch - Weiterbildung? In: BOLDER, AXEL [u.a.] (Hrsg.): *Neue Lebenslaufregimes - neue Konzepte der Bildung Erwachsener?* Wiesbaden : VS, 2010, S. 201-213

EPPING, RUDOLF ; KLEIN, ROSEMARIE ; REUTTER, GERHARD: *Langzeitarbeitslosigkeit und berufliche Weiterbildung - Didaktisch methodische Orientierungen*. Bielefeld : Bertelsmann, 2001

ERIKSON, ERIK H.: *Jugend und Krise : Die Psychodynamik im sozialen Wandel*. 5. Aufl. Stuttgart : J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 2003

FALK, SUSANNE ; SCHAEFER, HILDEGARD: Erwerbsverläufe von ost- und westdeutschen Müttern im Vergleich: ein Land - ein Muster? In: BORN, CLAUDIA (Hrsg.) ; KRÜGER, HELGA (Hrsg.): *Individualisierung und Verflechtung : Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. Weinheim : Juventa, 2001, S. 181-210

Von FELDEN, HEIDE: Transformationen in Lern- und Bildungsprozessen und Transitionen in Übergängen. In: dies. (Hrsg.) ; SCHÄFFTER, ORTFRIED (Hrsg.); SCHICKE, HILDEGARD (Hrsg.): *Denken in Übergängen : Weiterbildung in transitorischen Lebenslagen*. Wiesbaden : Springer VS, 2014, S. 61-84

FISCHER, LORENZ ; WISWEDE, GÜNTER: *Grundlagen der Sozialpsychologie*. 3. Aufl. München : Oldenbourg, 2009

FLAMMER, AUGUST: *Entwicklungstheorien : Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung*. 2. Aufl. Bern : Huber, 1996

FOUCAULT, MICHEL: Die »Gouvernementalität«. In: BRÖCKLING, ULRICH (Hrsg.) ; KRASMANN, SUSANNE (Hrsg.) ; LEMKE, THOMAS (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart : Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 2000, S. 41-67

FOUCAULT, MICHEL: *Geschichte der Gouvernementalität II : Die Geburt der Biopolitik*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 2004

FRERICHS, JOHANNES ; FREY, MARTIN: *Handbuch der Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland, Band 1 : Von der vorindustriellen Zeit bis zum Ende des Dritten Reiches*. 2. Aufl. München : Oldenbourg, 1996

FRESE, MICHAEL: Arbeitslosigkeit: Was wir aus psychologischer Perspektive wissen und was wir tun können. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte : Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament* (2008), Heft 40/41, S. 22-25

FRESE, MICHAEL ; MOHR, GISELA: Die psychopathologischen Folgen des Entzugs von Arbeit: Der Fall Arbeitslosigkeit. In: FRESE, MICHAEL (Hrsg.) ; GREIF, SIEGFRIED (Hrsg.) ; SEMMER, NORBERT (Hrsg.): *Industrielle Psychopathologie*. Bern : Huber, 1978, S. 282-338

FRIEDRICHS, JÜRGEN (Hrsg.): *Die Individualisierungs-These*. Opladen : Leske & Budrich, 1998

FROMM, SABINE ; SPROß, CORNELIA: Wie wirken Programme für erwerbsfähige Hilfeempfänger in anderen Ländern. In: *IAB-Kurzbericht*, 4/2008, Nürnberg

FUHS, BURKHARD: *Qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft*. Darmstadt : WBG, 2007

GALUSKE, MICHAEL: *Das Orientierungsdilemma : Jugendberufshilfe, sozialpädagogische Selbstvergewisserung und die modernisierte Arbeitsgesellschaft*. Bielefeld : KT-Verlag, 1993

GALUSKE, MICHAEL: *Flexible Sozialpädagogik : Elemente einer Theorie sozialer Arbeit in der modernen Arbeitsgesellschaft*. Weinheim : Juventa, 2002

GEIMER, ALEXANDER: Bildung als Transformation von Selbst- und Weltverhältnissen und die dissoziative Aneignung von diskursiven Subjektfiguren in posttraditionellen Gesellschaften. In: *Zeitschrift für Bildungsforschung* (2012), Heft 3, S. 229-242

GERHARDT, UTA: Verstehende Strukturanalyse: Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: SOEFFNER, HANS-GEORG (Hrsg.): *Sozialstruktur und soziale Typik*. Frankfurt/Main : Campus Verlag, 1986, S. 31-83

GIDDENS, ANTHONY: *Der dritte Weg : Die Erneuerung der sozialen Demokratie*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1999

GLASER, BARNEY G. ; STRAUSS, ANSELM L.: *Grounded Theory : Strategien qualitativer Forschung*. 3. Aufl. Bern : Huber, 2010

GROBE, THOMAS G. ; SCHWARTZ, FRIEDRICH, W.: *Arbeitslosigkeit und Gesundheit : Gesundheitsberichterstattung des Bundes* (Herausgegeben vom Robert Koch-Institut) (2003), Heft 13

GRUNWALD, KLAUS ; THIERSCH, HANS: Lebensweltorientierung. In: OTTO, HANS-UWE (Hrsg.) ; THIERSCH, HANS (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit. : Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik*. 5. Aufl. München : Reinhardt, 2015, S. 934-943

GUDJONS, HERBERT: *Auf meinen Spuren : Übungen zur Biografiearbeit*. 7. Aufl. Bad Heilbrunn : Klinkhardt, 2008

HAAG, HANNA: *Erinnerungen ostdeutscher arbeitsloser Frauen an die DDR-Vergangenheit : „Jeder hat seine Zeit anders erlebt“*. Würzburg : Ergon, 2010

HALBASCH, ISABELL ; TALASKA, STEFFANIE: Frauen unter Hartz IV - Interviews mit Betroffenen. In: KIRCHHÖFER, DIETER ; WEIß, EDGAR: *Jahrbuch für Pädagogik 2007 : Arbeitslosigkeit*. Frankfurt/Main : Lang, 2008, S. 41-58

HANSES, ANDREAS: Biografie. In: HANSES, ANDREA (Hrsg.) ; HOMFELDT, HANS GÜNTHER (Hrsg.): *Lebensalter und Soziale Arbeit : Eine Einführung*. Hohengehren : Schneider, 2008, S. 6-26

HARDERING, FRIEDERICKE: *Unsicherheiten in Arbeit und Biographie : Zur Ökonomisierung der Lebensführung*. Wiesbaden : VS, 2011

HARNEY, KLAUS: Beruf. In: KAISER, FRANZ-JOSEF (Hrsg.) ; PÄTZOLD, GÜNTHER (Hrsg.): *Wörterbuch Berufs- und Wirtschaftspädagogik*. 2. Aufl. 2006, S. 62-64

HEINZ, WALTER R.: *Arbeit, Beruf und Lebenslauf : Eine Einführung in die berufliche Sozialisation*. Weinheim : Juventa, 1995

HELSPER, WERNER ; HUMMRICH, MERLE: Familien. In: COELEN, THOMAS (Hrsg.) ; OTTO, HANS-UWE (Hrsg.): *Grundbegriffe Ganztagsbildung : Das Handbuch*. Wiesbaden : VS, 2008, S. 371-381

HERMANNNS, HARRY: *Das narrative Interview in berufsbiografisch orientierten Untersuchungen*. Abschrift aus: Arbeitspapiere des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung an der Gesamthochschule Kassel Nr. 9, 1981

HERMANNNS, HARRY: Narratives Interview. In: FLICK, UWE [u.a.] (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* 2. Aufl. Weinheim : Psychologie Verlags Union, 1995, S. 182-185

HERMELING, SUSANNE: „Dann bist du wieder ein Jahr älter und hast immer noch nichts erreicht.“ - Die Förderung beruflicher Weiterbildung im Hartz-IV-System. In: BOLDER, AXEL (Hrsg.) ; BREMER, HELMUT (Hrsg.) ; EPPING, RUDOLF (Hrsg.): *Bildung für Arbeit unter neuer Steuerung*. Wiesbaden : Springer VS, 2017, S. 341-363

HIRSCH, JOACHIM ; ROTH, ROLAND: *Das neue Gesicht des Kapitalismus : Vom Fordismus zum Postfordismus*. Hamburg : VSA, 1986

HIRSELAND, ANDREAS ; LOBATO, PHILIPP RAMOS: Armutsdynamik und Arbeitsmarkt : Entstehung, Verfestigung und Überwindung von Hilfebedürftigkeit bei Erwerbsfähigen. *IAB-Forschungsbericht*, 3/2010, Nuremberg

HOLLEDERER, ALFONS: Arbeitslos - Gesundheit los - chancenlos? : Arbeitslosenuntersuchungen. *IAB- Kurzbericht*, 4/2003, Nürnberg

HOLLEDERER, ALFONS: Fallmanagement für Arbeitslose mit vermittlungsrelevanten gesundheitlichen Einschränkungen : Ein Fall für den Öffentlichen Gesundheitsdienst und Ärztlichen Dienst der BA?! In: ders. (Hrsg.) ; BRAND, HELMUT (Hrsg.): *Arbeitslosigkeit, Gesundheit und Krankheit*. Bern : Huber, 2006, 181-197

HOLLEDER, ALFONS: *Erwerbslosigkeit, Gesundheit und Präventionspotenziale : Ergebnisse des Mikrozensus 2005*. Wiesbaden : VS, 2011

HÖLZLE, CHRISTINA (Hrsg.) ; JANSEN, IRMA (Hrsg.): *Ressourcenorientierte Biografiearbeit: Grundlagen - Zielgruppen - Kreative Methoden*. 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2011

HÖLZLE, CHRISTINA: Gegenstand und Funktion von Biografiearbeit im Kontext Sozialer Arbeit. In: dies. (Hrsg.) ; JANSEN, IRMA (Hrsg.): *Ressourcenorientierte Biografiearbeit: Grundlagen - Zielgruppen - Kreative Methoden*. 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2011, S. 31-54

HOPF, CHRISTEL: *Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung* (Herausgegeben von HOPF, WULF ; KUCKARTZ, UDO). Wiesbaden : Springer VS, 2016

HRADIL, STEFAN: Die „objektive“ und die „subjektive“ Modernisierung : Der Wandel der westdeutschen Sozialstruktur und die Wiedervereinigung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte : Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament* (Heft 29/30), 1992, S. 3-14

HUININK, JOHANNES ; WAGNER, MICHAEL: Individualisierung und die Pluralisierung von Lebensformen. In: FRIEDRICHS, JÜRGEN (Hrsg.): *Die Individualisierungs-These*. Opladen : Leske & Budrich, 1998, S. 85-106

VON HUMBOLDT, WILHELM: *Werke in fünf Bänden. Bd. 1: Schriften zur Anthropologie und Geschichte*. 4. Aufl. hrsg. von FLITNER, ANDREAS und GIEL, KLAUS - Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2002

HUMMRICH, MERLE: *Bildungserfolg und Migration : Biografien junger Frauen in der Einwanderungsgesellschaft*. 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2009

ILLER, CAROLA: Berufliche Weiterbildung im Lebenslauf - bildungswissenschaftliche Perspektiven auf Weiterbildungs- und Erwerbsbeteiligung Älterer. In: KRUSE, ANDREAS (Hrsg.): *Weiterbildung in der zweiten Lebenshälfte : Multidisziplinäre Antworten auf Herausforderungen des demographischen Wandels*. Bielefeld : Bertelsmann, 2008, S. 67-91

JAKOB, GISELA: Biographische Forschung mit dem narrativen Interview. In: FRIEBERTSHÄUSER, BARBARA (Hrsg.) ; LANGER, ANTJE (Hrsg.) ; PRENGEL, ANNEDORE (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. 4. Aufl. Weinheim : Juventa, 2013, S. 219-233

JANSEN, IRMA: Biografie im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung und im Handlungsfeld pädagogischer Biografiearbeit. In: HÖLZLE, CHRISTINA (Hrsg.) ; JANSEN, IRMA (Hrsg.): *Ressourcenorientierte Biografiearbeit: Grundlagen - Zielgruppen - Kreative Methoden*. 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2011, S. 17-30

JUNKER, SERENA ; FREITAG, MATTHIAS ; LANGE, KARSTEN: Kompetenzentwicklung und begleitende Vermittlung. Ein neues Instrument zur Vermittlung von Älteren auf den Arbeitsmarkt. In: BRAUER, KAI (Hrsg.) ; KORGE, GABRIELE (Hrsg.): *Perspektive 50plus? : Theorie und Evaluation der Arbeitsmarktintegration Älterer*. Wiesbaden : VS, 2009, S. 317-341

KALLMEYER, WERNER ; SCHÜTZE, FRITZ: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: WEGNER, DIRK (Hrsg.): *Gesprächsanalysen : Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn 14.-16. Oktober 1976*. Hamburg : Buske, 1977, S. 159-274

KESSL, FABIAN ; OTTO, HANS-UWE: Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? In: dies. (Hrsg.): *Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? : Zeitdiagnosen, Problematisierungen und Perspektiven*. Weinheim : Juventa, 2009, S. 7-21

KETTNER, ANJA ; SPITZNAGEL, EUGEN: Kräftiger Anstieg nach jahrelangem Rückgang : Gesamtwirtschaftliches Stellenangebot. *IAB-Kurzbericht*, 6/2006, Nürnberg

KIESELBACH, THOMAS: Arbeitslosigkeit. In: ASANGER, ROLAND ; WENNINGER, GERD: *Handwörterbuch Psychologie*. 5. Aufl. Weinheim : Beltz, 1994, S. 42-51

KIESELBACH, THOMAS: Arbeitslosigkeit und Gesundheit. In: FAUST, VOLKER (Hrsg.): *Psychiatrie : Ein Lehrbuch für Klinik, Praxis und Beratung*. Stuttgart : Gustav Fischer Verlag, 1995, S. 501-508

KIESELBACH, THOMAS ; BEELMANN, GERT: Arbeitslosigkeit und Gesundheit: Stand der Forschung. In: HOLLEDERER, ALFONS (Hrsg.) ; BRAND, HELMUT (Hrsg.): *Arbeitslosigkeit, Gesundheit und Krankheit*. Bern : Huber, 2006, S. 13-31

KIESELBACH, THOMAS ; WACKER, ALOIS: Arbeitslosigkeit. In: WENNINGER, GERD: *Lexikon der Psychologie*, Band 1. A-E. Heidelberg : Spektrum, 2000, S. 115-120

KING, VERA ; KOLLER, HANS-CHRISTOPH: Adoleszenz als Möglichkeitsraum für Bildungsprozesse unter Migrationsbedingungen. Eine Einführung. In: dies. (Hrsg.): *Adoleszenz - Migration - Bildung : Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden : VS, 2009, S. 9-26

KIRSCHNER, WOLF ; ELKELES, THOMAS: Eine aktuelle Bestandsaufnahme von deutschen Projekten zur Gesundheitsförderung von Arbeitslosen - Probleme, Forschungs- und Entwicklungsbedarfe. In: HOLLEDERER, ALFONS (Hrsg.) ; BRAND, HELMUT (Hrsg.): *Arbeitslosigkeit, Gesundheit und Krankheit*. Bern : Huber, 2006, S. 97-112

KLEEMANN, FRANK ; KRÄHNKE, UWE ; MATUSCHEK, INGO: *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens*. 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2013

KLEIN, ROSEMARIE ; ALKE, MATTHIAS: Lernberatung und Kompetenzentwicklung: „Ich hatte immer eine Vision im Kopf, wie Lernen stattfinden müsste ...“. In: BOLDER, AXEL (Hrsg.) ; DOBISCHAT, ROLF (Hrsg.): *Eigen-Sinn und Widerstand : Kritische Beiträge zum Kompetenzentwicklungsdiskurs*. Wiesbaden : VS, 2009, S. 243-259

KLEIN, ROSEMARIE ; REUTTER, GERHARD: Verstetigung der Lebenslaufperspektive von Langzeitarbeitslosen durch arbeitsmarktorientierte Weiterbildungspolitik? In: BOLDER, AXEL [u.a.] (Hrsg.): *Neue Lebenslaufregimes - neue Konzepte der Bildung Erwachsener?* Wiesbaden : VS, 2010, S. 341-365

KLEßMANN, CHRISTOPH: *Arbeiter im »Arbeiterstaat« DDR : Deutsche Traditionen, sowjetisches Modell, westdeutsches Magnetfeld (1945 bis 1971)*. Bonn : Dietz, 2007

KLEßMANN, CHRISTOPH: *Arbeiter im „Arbeiterstaat“ DDR*. Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2014

KMIECIAK, PETER: *Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland : Grundlagen einer interdisziplinären empirischen Wertforschung mit einer Sekundäranalyse von Umfragedaten*. Göttingen : Schwartz, 1976

KOCH, SUSANNE ; KUPKA, PETER ; STEINKE, JOß: *Aktivierung, Erwerbstätigkeit und Teilhabe : Vier Jahre Grundsicherung für Arbeitsuchende*. Bielefeld : Bertelsmann, 2009

KOCYBA, HERMANN: Aktivierung. In: BRÖCKLING, ULRICH (Hrsg.) ; KRASMANN, SUSANNE (Hrsg.) ; LEMKE, THOMAS (Hrsg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt/ Main : Suhrkamp, 2004, S. 17-22

KOHLI, MARTIN: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs : Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (1985), Heft 1, S. 1-29

KOHLI, MARTIN : Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: BECK, ULRICH (Hrsg.) ; BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (Hrsg.): *Riskante Freiheiten : Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1994, S. 219-244

KOKEMOHR, RAINER: Bildung als Begegnung? Logische und kommunikationstheoretische Aspekte der Bildungstheorie Erich Wenigers und ihre Bedeutung für biographische Bildungsprozesse in der Gegenwart. In: HANSMANN, OTTO (Hrsg.); MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.): *Diskurs Bildungstheorie II: Problemgeschichtliche Orientierungen - Rekonstruktion der Bildungstheorie unter Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft*. Weinheim : Dt. Studienverlag, 1989, S. 327-373

KOKEMOHR, RAINER: Differentielle Evokation als rhetorisch-kognitiver Modus kultureller Individuation. In: MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.) ; KOKEMOHR, RAINER (Hrsg.): *Biographien in komplexen Institutionen: Studentenbiographien II*. Weinheim : Dt. Studienverlag, 1990

KOKEMOHR, RAINER: Bildung als Welt- und Selbstentwurf im Anspruch des Fremden. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Bildungsprozessstheorie. In: KOLLER, HANS-CHRISTOPH (Hrsg.); MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.); SANDERS, OLAF (Hrsg.): *Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung : Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse*. Bielefeld : Transcript, 2007, S. 13-68

KOLLER, HANS-CHRISTOPH: *Bildung anders denken : Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse*. Stuttgart : Kohlhammer, 2011

KOLLER, HANS-CHRISTOPH: Zum Verhältnis von Bildungstheorie und qualitativer Bildungsforschung. In: ACKERMANN, FRIEDHELM [u.a.]. (Hrsg.): *Qualitatives Forschen in der Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden : Springer VS, 2012, S. 47-62

KOLLER, HANS-CHRISTOPH.: *Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft : Eine Einführung*. 7. Aufl. Stuttgart : Kohlhammer, 2014

KOPF, EVA ; WOLFF, JOACHIM: Die Wirkung von Trainingsmaßnahmen für ALG-II-Bezieher : Auf den Inhalt kommt es an: *IAB-Kurzbericht*, 23/2009, Nürnberg

KRAEMER, KLAUS: Prekarisierung - jenseits von Stand und Klasse? In: CASTEL, ROBERT (Hrsg.) ; DÖRRE, KLAUS (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung : Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main : Campus, 2009, S. 241-252

KRAUS, KATRIN: *Vom Beruf zur Employability : Zur Theorie einer Pädagogik des Erwerbs*. Wiesbaden : VS, 2006

KRONAUER, MARTIN: „Soziale Ausgrenzung“ und „Underclass“: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: *Leviathan* (1997), Heft 1, S. 28-49

KRONAUER, MARTIN: Exklusion : *Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*. 2. Aufl. Frankfurt/Main : Campus, 2010

KRUPPE, THOMAS: Bildungsgutscheine in der aktiven Arbeitsmarktpolitik. In: *Sozialer Fortschritt* (2009), Heft 1, S. 9-19

KUHNERT, PETER ; DUDDA, FRIEDRICH ; KASTNER, MICHAEL: Selbstmanagement-Beratung für Arbeitslose. Ein Präventions- und Interventionskonzept zur Bewältigung von Arbeitslosigkeit. In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* (2000), Heft 3, S. 401-413

KUHNERT, PETER ; KASTNER, MICHAEL: Chancen und Grenzen arbeitsmarktintegrativer Gesundheitsförderung am Beispiel der Job-Fit-Evaluationsstudie. In: HOLLEDERER, ALFONS (Hrsg.) ; BRAND, HELMUT (Hrsg.): *Arbeitslosigkeit, Gesundheit und Krankheit*. Bern : Huber, 2006, S. 123-135

KURZ-SCHERF, INGRID: Teilzeitarbeit: Individuelle Notlösung und/oder Vorboten einer neuen Zeitordnung? - Plädoyer für die Entpatriarchalisierung der herrschenden Zeit-Ordnung. In: MÜLLER, URSULA (Hrsg.) ; SCHMIDT-WALDHERR, HILTRAUD (Hrsg.): *FrauenSozialKunde : Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewußtsein*. Bielefeld : AJZ-Verlag. 2. Aufl. 1993, S. 42-57

KÜSTERS; IVONNE: *Narrative Interviews : Grundlagen und Anwendungen* 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2009

LATOUR, BRUNO: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. 3. Aufl. Frankfurt/Main, 2014

LAUX, LOTHAR: *Streßbewältigung und Wohlbefinden in der Familie : Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Stuttgart : Kohlhammer, 1996

LAZARUS, RICHARD S.: Streß uns Streßbewältigung - ein Paradigma. In: FILIPP, SIGRUN-HEIDE: *Kritische Lebensereignisse*. 3. Aufl. Weinheim : Psychologie Verlags Union, 1995, S. 198-232

LAZARUS, RICHARD S. ; SMITH, CRAIG, A.: Knowledge and Appraisal in the Cognition-Emotion Relationship. In: *Cognition and Emotion* (1988), Heft 2, S. 281-300

LENHART, CHRISTIAN: Wider den bloßen Verbleib : Zur umfassenden Bewertung arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen am Beispiel des Europäischen Sozialfonds in Rheinland-Pfalz. In: OTTO, HANS-UWE (Hrsg.) ; OELERICH, GERTRUD (Hrsg.) ; MICHEEL, HEINZ-GÜNTER (Hrsg.): *Empirische Forschung und Soziale Arbeit : Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Darmstadt : Luchterhand, 2003, S. 141-155

LINDENBERGER, ULMAN ; SCHAEFER, SABINE: Erwachsenenalter und Alter. In: OERTER, ROLF (Hrsg.) ; MONTADA, LEO (Hrsg.): *Entwicklungspsychologie*. 6. Aufl. 2008, S. 366-409

LOCKE, JOHN: *Zwei Abhandlungen über die Regierung*. 6. Aufl. Berlin : Suhrkamp, 1995

LUDWIG-MAYERHOFER, WOLFGANG ; BEHREND, OLAF ; SONDERMANN, ARIADNE: *Auf der Suche nach der verlorenen Arbeit : Arbeitslose und Arbeitsvermittler im neuen Arbeitsmarktregime*. Konstanz : UVK, 2009

LUTZ, RONALD: Perspektiven der Sozialen Arbeit. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte : Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* (2008), Heft 12/13, S. 3-10

MACK, WOLFGANG: *Bildung und Bewältigung : Vorarbeiten zu einer Pädagogik der Jugendschule*. Weinheim : Dt. Studienverlag, 1999

MACK, WOLFGANG: „Hatte keinen Nerv zum Lernen. Mein Stiefvater spinnt wieder“ - Eine sozialpädagogische Perspektive auf Bildung und Bildungsforschung. In: OTTO, HANS-UWE (Hrsg.) ; OELKERS, JÜRGEN (Hrsg.): *Zeitgemäße Bildung : Herausforderung für Erziehungswissenschaft und Bildungspolitik*. München : Reinhardt, 2006, S. 223-236

MACK, WOLFGANG: Bewältigung. In: COELEN, THOMAS (Hrsg.) ; OTTO, HANS-UWE (Hrsg.): *Grundbegriffe Ganztagsbildung : Das Handbuch*. Wiesbaden : VS, 2008, S. 146-154

MARCHART, OLIVER: *Auf dem Weg in die Prekarisierungsgesellschaft : Zur Analyse des Definitionskampfs um die zunehmende Prekarisierung von Arbeit und Leben*. Swiss Journal of Sociology (2010), Heft 3, S. 413-429

MARCHART, OLIVER: *Die Prekarisierungsgesellschaft : Prekäre Proteste : Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung*. Bielefeld : Transcript, 2013 (Marchart 2013a)

MARCHART, OLIVER (Hrsg.): *Facetten der Prekarisierungsgesellschaft : Prekäre Verhältnisse : Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben*. Bielefeld : Transcript, 2013 (Marchart 2013b)

MARCHART, OLIVER: Auf dem Weg in die Prekarisierungsgesellschaft. In: ders. (Hrsg.): *Facetten der Prekarisierungsgesellschaft : Prekäre Verhältnisse : Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben*. Bielefeld : Transcript, 2013, S. 7-20 (Marchart 2013c)

MARCHART, OLIVER: *Das unmögliche Objekt: Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*. Berlin : Suhrkamp, 2013 (Marchart 2013d)

MAROTZKI, WINFRIED: *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie : Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften*. Weinheim : Dt. Studienverlag, 1990

MAROTZKI, WINFRIED: Aspekte einer bildungstheoretisch orientierten Biographieforschung. In: HOFFMANN, DIETRICH (Hrsg.) ; HEID, HELMUT (Hrsg.): *Bilanzierungen erziehungswissenschaftlicher Theorieentwicklung : Erfolgskontrolle durch Wissenschaftsforschung*. Weinheim : Dt. Studien Verlag, 1991, S. 119-134 (Marotzki 1991a)

MAROTZKI, WINFRIED: Bildungsprozesse in lebensgeschichtlichen Horizonten. In: HOERNING, ERIKA M. [u.a.]: *Biographieforschung und Erwachsenenbildung*. Bad Heilbrunn : Klinkhardt, 1991, S. 182-205 (Marotzki 1991b)

MAROTZKI, WINFRIED: Ideengeschichtliche und programmatische Dimensionen pädagogischer Biographieforschung. In: HOFFMANN, DIETRICH (Hrsg.): *Bilanz der Paradigmendiskussion in der Erziehungswissenschaft : Leistungen, Defizite, Grenzen*. 2. Aufl. Weinheim : Dt. Studien Verlag, 1996, S. 81-110 (Marotzki 1996a)

MAROTZKI, WINFRIED: Neue Konturen Allgemeiner Pädagogik: Biographie als vermittelnde Kategorie. In: BORELLI, MICHELE (Hrsg.) ; RUHLOFF, JÖRG (Hrsg.): *Deutsche Gegenwartspädagogik, Band 2*. Baltmannsweiler : Schneider, 1996, S. 67-84 (Marotzki 1996b)

MAROTZKI, WINFRIED: Bildungstheorie und Allgemeine Biographieforschung. In: KRÜGER, HEINZ-HERMANN (Hrsg.) ; MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2006, S. 59-70 (Marotzki 2006a)

MAROTZKI, WINFRIED: Forschungsmethoden und -methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: KRÜGER, HEINZ-HERMANN (Hrsg.) ; MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. 2. Aufl. Wiesbaden : VS, 2006, S. 111-135 (Marotzki 2006b)

MARQUARDSSEN, KAI: Vergleichsweise prekär - Die Wiederherstellung sozialer Teilhabe in der fragmentierten Erwerbsgesellschaft. In: VÖLKER, SUSANNE (Hrsg.) ; AMACKER, MICHELE (Hrsg.): *Prekarisierungen, Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim : Beltz Juventa, 2015, S. 146-163

MERKENS, HANS: Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: FLICK, UWE (Hrsg.) ; von KARDORFF, ERNST (Hrsg.) ; STEINKE, INES (Hrsg.): *Qualitative Forschung : Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg : Rowohlt, 2000, S. 286-299

MIETHE, INGRID: *Biografearbeit : Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis*. 3. Aufl. Weinheim : Beltz Juventa, 2017

MOHR, GISELA: Erwerbslosigkeit, Arbeitsplatzunsicherheit und psychische Befindlichkeit. Frankfurt/Main : Lang, 1997

MOHR, GISELA: Erwerbslosigkeit. In: KLEINBECK, UWE (Hrsg.) ; SCHMIDT, KLAUS-HELMUT (Hrsg.): *Enzyklopädie der Psychologie, Band 1: Arbeitspsychologie*. Göttingen : Hogrefe, 2010, S. 471-519

MOHR, GISELA ; RICHTER, PETER: Psychosoziale Folgen von Erwerbslosigkeit und Intervention. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte : Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament* (2008), Heft 40/41, S. 25-32

MOKKA, ROOPE: Gucken, was passiert. In: *Kulturaustausch* (2017), Heft 3, S. 19-20

MOSER, KLAUS ; PAUL, KARSTEN: Arbeitslosigkeit und seelische Gesundheit. In: *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis* (2001), Heft 3, S. 431-442

MÜCKENBERGER, ULRICH: Krise des Normalarbeitsverhältnisses - ein Umbauprogramm. In: *Zeitschrift für Sozialreform* (2010), Heft 4, S. 403-420

NENTWIG-GESEMANN, IRIS: *Krippenerziehung in der DDR : Alltagspraxis und Orientierungen von Erzieherinnen im Wandel*. Opladen : Leske & Budrich, 1999

NENTWIG-GESEMANN, IRIS: Die Typenbildung der dokumentarischen Methode. In: BOHNSACK, RALF (Hrsg.) ; NENTWIG-GESEMANN, IRIS (Hrsg.); NOHL, ARND-MICHAEL (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. 3. Aufl. Wiesbaden : Springer VS, 2013, S. 295-323

NIEKE, WOLFGANG: Selbstkonzept der eigenen Leistung. Theoretischer Ansatz und erwachsenenpädagogische Perspektiven. In: MARKERT, WERNER [u.a.]: *Berufliche Weiterbildung von Arbeitslosen im Betrieb : Ausbildungskonzeptionen und Perspektiven für langfristige Personalentwicklung*. Weinheim : Dt. Studien Verlag, 1992, S. 63-94

NOELLE-NEUMANN, ELISABETH: *Werden wir alle Proletarier?: Wertewandel in unserer Gesellschaft*. 2. Aufl. Zürich : Edition Interform, 1979

NOHL, ARND-MICHAEL: *Bildung und Spontaneität : Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern ; empirische Rekonstruktionen und pragmatische Reflexionen*. Opladen : Barbara Budrich, 2006

NOHL, ARND-MICHAEL: *Interview und dokumentarische Methode : Anleitungen für die Forschungspraxis*. 3. Aufl. Wiesbaden : VS, 2009

NOHL, ARND-MICHAEL: *Interview und dokumentarische Methode : Anleitungen für die Forschungspraxis*. 4. Aufl. Wiesbaden : Springer VS, 2012

NOHL, ARND-MICHAEL: *Interview und dokumentarische Methode : Anleitungen für die Forschungspraxis*. 5. Aufl. Wiesbaden : Springer VS, 2017

OECHSLE, MECHTILD: Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung junger Frauen. In: dies. (Hrsg.) ; GEISSLER, BIRGIT (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit : Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*. Olden : Leske & Budrich, 1998, S. 185-200

OFFE, CLAUS: *"Arbeitsgesellschaft" : Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven*. Frankfurt/Main : Campus, 1984

OTTO, HANS-UWE: Die neue Endlosschleife: Arme Kinder - arbeitslose Jugendliche - ausgegrenzte Bürger. In: *Neue Praxis* (Heft 2), 2006, S. 239-242

OTTO, HANS-UWE ; ZIEGLER, HOLGER: Sozialraum und sozialer Ausschluss (I) : Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsrationalitäten in der Sozialen Ordnung. In: *Neue Praxis* (2004), Heft 2, S. 117-135

PAUL, KARSTEN I. ; HASSEL, ALICE ; MOSER, KLAUS: Die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die psychische Gesundheit : Befunde einer quantitativen Forschungsintegration. In: HOLLEDERER, ALFONS (Hrsg.) ; BRAND, HELMUT (Hrsg.): *Arbeitslosigkeit, Gesundheit und Krankheit*. Bern : Huber, 2006, S. 35-51

PELIZZARI, ALESSANDRO: *Dynamiken der Prekarisierung : Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung*. Konstanz : UVK, 2009

PETERS, SIBYLLE: *Arbeitslose und ihr Selbstbild in einer betrieblichen Umschulung : Lern- und Leistungsfähigkeit in Bilanzierung und Antizipation in einer Metallfacharbeiterausbildung*. Weinheim : Dt. Studienverlag, 1991

PEUCKERT, RÜDIGER: Zur aktuellen Lage der Familie. In: ECARIUS, JUTTA (Hrsg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden : VS, 2007, S. 36-56

PFAU-EFFINGER, BIRGIT: Wohlfahrtsstaatliche Politik und Frauenerwerbstätigkeit im europäischen Vergleich - Plädoyer für eine Kontextualisierung des theoretischen Erklärungsrahmens. In: LENZ, ILSE (Hrsg.) ; NICKEL, HILDEGARD MARIA (Hrsg.) ; RIEGRAF, BIRGIT (Hrsg.): *Geschlecht - Arbeit - Zukunft*. Münster : Westfälisches Dampfboot, 2000, S. 75-94

PROMBERGER, MARKUS: Arbeit, Arbeitslosigkeit und soziale Integration. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte : Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament* (2008), Heft 40/41, S. 7-15

PROMBERGER, MARKUS: Fünf Jahre SGB II - Versuch einer Bilanz. In: *WSI Mitteilungen* (2009), Heft 11, S. 604-611

PROMBERGER, MARKUS: Hartz IV im sechsten Jahr. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte : Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament* (2010), Heft 48, S. 10-17

PRZYBORSKI, AGLAJA ; WOHLRAB-SAHR, MONIKA: *Qualitative Sozialforschung : Ein Arbeitsbuch*. 4. Aufl. München : Oldenbourg, 2014

RAUSCHENBACH, THOMAS: *Das sozialpädagogische Jahrhundert : Analysen zur Entwicklung sozialer Arbeit in der Moderne*. Weinheim : Juventa, 1999

RAUSCHENBACH, THOMAS ; OTTO, HANS-UWE: Die neue Bildungsdebatte : Chance oder Risiko für die Kinder- und Jugendhilfe. In: dies. (Hrsg.): *Die andere Seite der Bildung : Zum Verhältnis von formellen und informellen Bildungsprozessen*. Wiesbaden : VS, 2008, S. 9-29

REICHERTZ, JO: Abduktives Schlußfolgern und Typen(re)konstruktion. In: JUNG, THOMAS (Hrsg.) ; MÜLLER-DOOHM, STEFAN (Hrsg.): *“Wirklichkeit“ im Deutungsprozess : Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. 2. Aufl. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1995, S. 258-282

REICHERTZ, JO.: Abduktion. In: BOHNSACK, RALF (Hrsg.) ; MAROTZKI, WINFRIED (Hrsg.) ; MEUSER, MICHAEL (Hrsg.): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. 3. Aufl. Opladen : Barbara Budrich, 2010, S. 11-14

REIßIG, BIRGIT: *Biographien jenseits von Erwerbsarbeit : Prozesse sozialer Exklusion und ihre Bewältigung*. Wiesbaden : Springer VS, 2010

REUTER, TIMO: Das bedingungslose Grundeinkommen als liberaler Entwurf : Philosophische Argumente für mehr Gerechtigkeit. Wiesbaden : Springer VS, 2016

REYER, JÜRGEN: *Kleine Geschichte der Sozialpädagogik : Individuum und Gemeinschaft in der Pädagogik der Moderne*. Baltmannsweiler : Schneider, 2002

ROSENTHAL, GABRIELE [u.a.]: *Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen : Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen*. Opladen : Barbara Budrich, 2006

ROTHERMUND, KLAUS ; BRANDTSTÄDTER, JOCHEN: Entwicklung und Bewältigung: Festhalten und Preisgeben von Zielen als Formen der Bewältigung von Entwicklungsproblemen. In: TESCH-RÖMER, CLEMENS (Hrsg.) ; SALEWSKI, CHRISTEL (Hrsg.) ; SCHWARZ, GUDRUN (Hrsg.): *Psychologie der Bewältigung*. Weinheim : Beltz, 1997, S. 120-133

SACHSE, CHRISTOPH ; TENNSTEDT, FLORIAN: *Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Band 1: Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg*. 2. Aufl. Stuttgart : Kohlhammer, 1998

SAMMET, KORNELIA: Weltsichten von Arbeitslosen: biographische Erfahrungen und kollektive Orientierungen. In: dies. (Hrsg.) ; BAUER, FRANK (Hrsg.) ; ERHARD, FRANZ (Hrsg.): *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft*. Weinheim : Juventa, 2016, S. 24-45

SCHERR, ALBERT: Subjekt- und Identitätsbildung. In: COELEN, THOMAS (Hrsg.) ; OTTO, HANS-UWE (Hrsg.): *Grundbegriffe Ganztagsbildung : Das Handbuch*. Wiesbaden : VS, 2008, S. 137-145

SCHIERSMANN, CHRISTIANE: *Berufliche Weiterbildung*. Wiesbaden : VS, 2007

SCHMID, GÜNTHER: Gewährleistungsstaat und Arbeitsmarkt: Zur Wirksamkeit neuer Steuerungsformen in der Arbeitsmarktpolitik. In: *Leviathan* (2006), Heft 4, S. 487-513

SCHROER, MARKUS: Negative, positive und ambivalente Individualisierung - erwartbare und überraschende Allianzen. In: KRON, THOMAS (Hrsg.): *Individualisierung und soziologische Theorie*. Opladen : Leske & Budrich, 2000, S. 13-42

SCHUPP, JÜRGEN: Bedingungsloses Grundeinkommen : Zeit für Experimente. In: *DIW Wochenbericht* 22/2016, S. 504

SCHÜTZ, ALFRED ; LUCKMANN, THOMAS: *Strukturen der Lebenswelt*. Stuttgart : UVK, 2003

SCHÜTZE, FRITZ: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: MATTHES, JOACHIM (Hrsg.) ; PFEIFENBERGER, ARNO (Hrsg.) ; STOSBERG, MANFRED (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg : Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, 1983, S. 67-156 (Schütze 1983a)

SCHÜTZE, FRITZ: Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* : Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (1983), S. 283-293 (Schütze 1983b)

SCHÜTZE, FRITZ: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: KOHLI, MARTIN (Hrsg.) ; ROBERT, GÜNTHER (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit : Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart : Metzler, 1984, S. 78-117

SCHÜTZE, FRITZ: *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I* : Kurseinheit 1. Fernuniversität Hagen, 1987

SCHÜTZE, FRITZ: Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriß. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* (2000), Heft 1, S. 49-96

SCHWARZER, RALF: *Psychologie des Gesundheitsverhaltens*. 2. Aufl. Göttingen : Hogrefe, 1996

SMITH, ADAM: *Der Wohlstand der Nationen: Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. 13. Aufl. München : DTV, 2013

SONDERMANN, ARIADNE ; LUDWIG-MAYERHOFER, WOLFGANG ; BEHREND, OLAF: Die Überzähligen - Teil der Arbeitsgesellschaft. In: CASTEL, ROBERT (Hrsg.) ; DÖRRE, KLAUS (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung : Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main : Campus, 2009, S. 157-167

STARK, WOLFGANG: *Empowerment : Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis*. Freiburg : Lambertus, 1996

SUTTER, OVE: *Erzählte Prekarität : Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus*. Frankfurt/Main : Campus, 2013

SUZUKI, SHOKO: Über die „Muße“ aus japanischer Sicht. In: *Paragrana : Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie* (2007), Heft 1, S. 188-192

TEIWES-KÜGLER, CHRISTEL: Vermittlungs- und Bildungspraxis der Arbeitsverwaltung. Widersprüche zu Habitus und Berufsbiographien. In: BOLDER, AXEL (Hrsg.) ; BREMER, HELMUT (Hrsg.) ; EPPING, RUDOLF (Hrsg.): *Bildung für Arbeit unter neuer Steuerung*. Wiesbaden : Springer VS, 2017, S. 365-388

THIERSCH, HANS: *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*. 4. Aufl. Weinheim : Juventa, 2000

THIERSCH, HANS: Leben lernen, Bildungskonzepte und sozialpädagogische Aufgaben. In: OTTO, HANS-UWE (Hrsg.) ; OELKERS, JÜRGEN (Hrsg.): *Zeitgemäße Bildung : Herausforderung für Erziehungswissenschaft und Bildungspolitik*. München : Reinhardt, 2006, S. 21-36

THIERSCH, HANS: Bildung als Zukunftsprojekt der Sozialen Arbeit. Eine essayistische Skizze. In: BÜTOW, BIRGIT (Hrsg.) ; CHASSE, KARL AUGUST (Hrsg.) ; HIRT, RAINER (Hrsg.): *Soziale Arbeit nach dem Sozialpädagogischen Jahrhundert : Positionsbestimmungen Sozialer Arbeit im Post-Wohlfahrtsstaat*. Opladen : Barbara Budrich, 2008, S. 107-125

TISCH, ANITA: Arbeitsvermittler im Urteil der ALG-II-Empfänger : Kundenzufriedenheit im SGB II. *IAB-Kurzbericht*, 7/2010, Nürnberg

TOEPFFER, MARLIES: Lokale Netzwerke - erfolgsfördernde Faktoren bei der Integration älterer Langzeitarbeitsloser. In: BRAUER, KAI (Hrsg.) ; KORGE, GABRIELE (Hrsg.): *Perspektive 50plus? : Theorie und Evaluation der Arbeitsmarktintegration Älterer*. Wiesbaden : VS, 2009, S. 129-147

TRUBE, ACHIM ; WOHLFAHRT, NORBERT: „Der aktivierende Sozialstaat“ - Sozialpolitik zwischen Individualisierung und einer neuen politischen Ökonomie der inneren Sicherheit. In: *WSI Mitteilungen* (2001), Heft 1, S. 27-35

ULRICH, PETER: Grundeinkommen als zukünftiges Wirtschaftsbürgerrecht? Perspektiven einer postlaboristischen (und postkapitalistischen) Einkommenspolitik. In: *Gesellschaft · Wirtschaft · Politik : Sozialwissenschaften für politische Bildung* (2017), Heft 2, S. 235-245

WACKER, ALOIS ; KOLOBKOVA, ANNA: Arbeitslosigkeit und Selbstkonzept - ein Beitrag zu einer kontroversen Diskussion. In: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie* (2000), Heft 2, S. 69-82

WAGNER, DOMINIK: *Familientradition Hartz IV : Soziale Reproduktion von Armut in Familie und Biografie*. Opladen : Barbara Budrich, 2017

WALTHER, ANDREAS Aktivierung: Varianten zwischen Erpressung und Empowerment. In: *Neue Praxis* (2003), Heft 3/4, S. 288-305

WEBER, HANNELORE: Veränderung gesundheitsbezogener Kognitionen. In: SCHWENKMEZGER, PETER (Hrsg.) ; SCHMIDT, LOTHAR R. (Hrsg.): *Lehrbuch der Gesundheitspsychologie*. Stuttgart : Enke, 1994, S. 188-206

WEBER, HANNELORE: Zur Nützlichkeit des Bewältigungskonzeptes. In: TESCH-RÖMER, CLEMENS (Hrsg.) ; SALEWSKI, CHRISTEL (Hrsg.) ; SCHWARZ, GUDRUN (Hrsg.): *Psychologie der Bewältigung*. Weinheim : Beltz, 1997, S. 7-16

WEBER, MAX: *Wirtschaftsgeschichte: Abriss der universalen Sozial- und Wirtschafts-Geschichte : Aus den nachgelassenen Vorlesungen* (Herausgegeben von HELLMANN, S. & PALYI, M.). München : Duncker & Humblot, 1923

WEBER, MAX: *Die protestantische Ethik I : Eine Aufsatzsammlung*. 8. Aufl. Gütersloh : GTB Siebenstern, 1991

WEBER, MAX: *Wirtschaft und Gesellschaft : Herrschaft (Studienausgabe)*. Tübingen : Mohr, 2009

WEBER, MAX: *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus* (Herausgegeben und eingeleitet von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß). Wiesbaden : Springer VS, 2016

WEIßMANN, MARLIESE: Auf der Suche nach Anschluss: fragile Zugehörigkeitskonstruktionen bei Arbeitslosen. In: SAMMET, KORNELIA (Hrsg.) ; BAUER, FRANK (Hrsg.) ; ERHARD, FRANZ (Hrsg.): *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft*. Weinheim : Juventa, 2016, S. 46-66

WENSIERSKI, HANS-JÜRGEN: *Mit uns zieht die alte Zeit : Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im Umbruch*. Opladen : Leske & Budrich, 1994

WENZEL, ULRICH: Fördern und Fordern aus Sicht der Betroffenen: Verstehen und Aneignung sozial- und arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen des SGB II. In: *Zeitschrift für Sozialreform* (2008), Heft 1, S. 57-78 (Wenzel 2008a)

WENZEL, ULRICH: Hilfebedürftige Arbeitslose in der Fallbearbeitung : Trainer trifft Mensch. In: *IAB-Forum* 2/2008, Nürnberg, S. 54-59 (Wenzel 2008b)

WIEZOREK, CHRISTINE: *Schule, Biografie und Anerkennung : Eine fallbezogene Diskussion der Schule als Sozialisationsinstanz*. Wiesbaden : VS, 2005

WINGENS, MATTHIAS: Der „gelernte DDR-Bürger“: planwirtschaftliche Semantik, Gesellschaftsstruktur und Biographie. In: SACKMANN, REINHOLD ; WEYMANN, ANSGAR ; WINGENS, MATTHIAS: *Die Generation der Wende : Berufs- und Lebensverläufe im sozialen Wandel*. Wiesbaden : Westdt. Verlag, 2000, S. 171-195

WINKLER, MICHAEL: Bildung, Subjektivität und Sozialpädagogik. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* (2003), Heft 3, S. 271-295

WINKLER, MICHAEL: *Kritik der Pädagogik : Der Sinn der Erziehung*. Stuttgart : Kohlhammer, 2006

WITZEL, ANDREAS: *Verfahren der qualitativen Sozialforschung : Überblick und Alternativen*. Frankfurt/Main : Campus, 1982

WOHLRAB-SAHR, MONIKA ; SAMMET, KORNELIA: Weltsichten - Lebensstile - Kirchenbindung. Konzeptionen und Methoden der vierten EKD-Erhebung. In: HERMELINK, JAN (Hrsg.); LUKATIS, INGRID (Hrsg.); WOHLRAB-SAHR, MONIKA (Hrsg.): *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Band 2*. Gütersloh : Gütersloher Verlagshaus, 2006, S. 21-38

WOLFF, JOACHIM ; HOHMEYER, KATRIN: Für ein paar Euro mehr : Wirkungen von Ein-Euro-Jobs. *IAB-Kurzbericht*, 2/2008, Nürnberg

ANHANG

1. Leitfaden für das narrative Interview
2. Thematische Verläufe
3. Formulierende Interpretationen
4. Transkriptionsregeln

Leitfaden für das narrative Interview

1) Biografisch-narrativer Erzählstimulus

Wir interessieren uns für Lebensgeschichten von Erwachsenen, die an dieser Maßnahme teilnehmen. Uns interessiert wie Sie bisher gelebt haben, wie Sie gegenwärtig leben und wie Sie sich ihre Zukunft vorstellen.

Ich möchte Sie deshalb bitten, sich einmal an ihre Kindheit zu erinnern und zu erzählen wie es damals war und wie es von da an weiterging. Ich bin jetzt erst einmal ruhig und werde Ihnen aufmerksam zuhören. Sie können alles erzählen, was für Sie richtig und wichtig erscheint.

2) Immanente Nachfragen

Hier werden alle Aspekte angesprochen, die während des Interviews unklar geblieben sind.

3) Exmanente Nachfragen (retrospektiv und prospektiv - im chronologischen Aufbau)

Block 1:

Schulische Erfahrungen

Themenbezogener Stimulus:

Erzählen Sie doch mal bitte wie es Ihnen in Ihrer Schulzeit ergangen ist! Vielleicht erinnern Sie sich an Ihre Einschulung zurück und beginnen von dort an zu erzählen!

Wie war das Verhältnis zu anderen Mitschülern während Ihrer Schulzeit?

Wie war das Verhältnis zu den Lehrern in Ihrer Schulzeit?

Welche positiven Erfahrungen haben Sie in der Schule gemacht?

Welche negativen Erfahrungen haben Sie in der Schule gemacht?

Block 2:

Berufsausbildung/Berufserfahrungen

Themenbezogener Stimulus:

Als Sie dann die Schulzeit beendet hatten, wie ging es von da an beruflich weiter?

Ich würde Sie bitten sich an die Zeit nach der Schule zurückzuerinnern.

Welchen Berufswunsch hatten Sie damals und wie ging es von da an weiter?

Wie ist Ihre Berufsausbildung verlaufen?

Wie war das Verhältnis zu anderen Auszubildenden und zu ihrem Chef während Ihrer Ausbildung?

Welche positiven Erfahrungen haben Sie während dieser Zeit gemacht?

Welche negativen Erfahrungen haben Sie während dieser Zeit gemacht?

Block 3:

Berufstätigkeit/Berufserfahrung

Themenbezogener Stimulus:

Als nächstes interessiere ich mich für Ihre Erfahrungen in Ihrem Berufsleben/-tätigkeit. Ich würde Sie bitten sich an Ihre erste Arbeit nach der Ausbildung zurückzuerinnern und von da an zu erzählen. Welche Tätigkeiten haben Sie von da an ausgeführt und wie lange?

Wie hat Ihnen die jeweilige Arbeit gefallen?

Können Sie bitte das Verhältnis zu Ihren Kollegen beschreiben?

Können Sie bitte das Verhältnis zu Ihrem Vorgesetzten beschreiben?

Hatten sie besonders positive Erlebnisse?

Hatten Sie besonders negative Erlebnisse?

Wie hat sich Ihre Berufssituation entwickelt? Können Sie mir davon erzählen?

Hat die politische Wende 1989 ihr Leben bzw. das Berufsleben beeinflusst?

Block 4:

Arbeitslosigkeits- und Maßnahmeerfahrungen

Themenbezogener Stimulus:

Erinnern Sie sich bitte zurück, als Sie zum ersten Mal arbeitslos wurden. Wie war das damals und wie ging es von da an weiter?

Können Sie mal einen Tag aus Ihrem Leben beschreiben als Sie arbeitslos waren?

Können Sie mir etwas zu den Bewerbungen und Vorstellungsgesprächen erzählen?

Welche Erfahrungen haben Sie hierbei gemacht?

Welche Erfahrungen haben Sie bislang mit Maßnahmen gemacht? Können Sie mir davon erzählen? (positive und negative)

An wie vielen Maßnahmen haben Sie teilgenommen?

Wie lang waren die einzelnen Maßnahmen?

Worum ging es in den Maßnahmen?

Wie würden Sie den Nutzen der Maßnahmen einschätzen? (beruflich und allgemein)

Welche Erfahrungen haben Sie mit der Bundesagentur für Arbeit bzw. dem Hanse-Job-Center gemacht? Wie sieht die Zusammenarbeit aus?

Hat sich ihre Situation in den letzten Jahren verändert (z.B. seit der Einführung der Hartz-Gesetze?)

Block 6:

Lebenswelt/soziale Netzwerke/ Sozialraumbezug

Als nächstes interessiert mich wie Sie Ihre Freizeit verbringen. Können Sie mir davon erzählen?

Haben Sie bestimmte Interessen, denen Sie in Ihrer Freizeit nachgehen?

Gehören Sie zu einer Kirchengemeinde?

Sind Sie ehrenamtlich tätig? Können Sie mir davon erzählen?

Welche Personen sind Ihnen in Ihrem Leben wichtig (Verwandte, Freunde und Bekannte)?

Bilanzierungsfrage

Wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken, wie sehen Sie das so zusammenfassend?

Zukunftsfragen

Was glauben Sie kommt in der Zukunft auf Sie zu?

Was würden Sie sich wünschen?

Haben Sie eine Vorstellung davon, wie es beruflich weitergehen könnte? Können Sie mir davon erzählen?

Abschluss

Fällt Ihnen noch etwas ein, was Sie gerne noch erwähnen möchten?

Vielen Dank!!!

Thematische Verläufe
Herr Richter

Zeit	Inhalt
00:00-00:49	Erzählstimulus
00:49-01:15	Kindergarten/auf dem Land groß geworden
01:15-02:08	Schulzeit: Dorfschule (5 Klassen in einem Schulraum), dann Polytechnische Oberschule/Lehre 2 Jahre/vom Betrieb übernommen 2 Jahre geblieben, dann arbeitsmäßige Verbesserung
02:08-02:29	Großhandel, XXX-Werk, YYY-Werk
02:30-02:45	Wende/Arbeitslosigkeit
02:50-02:52	Alle zwei Jahre eine Maßnahme
03:00-03:38	keine Vorstellungen von der Zukunft/Vergangenheit ist nicht wichtig
03:40-04:20	Wiederholung Erzählstimulus
04:20-05:00	Wollte nicht in den Kindergarten/hat sich gestraubt: bezieht das „Strauben“ dies auch auf andere Institutionen
05:00-06:40	private Arbeit nebenbei/Schlachten/Brot backen/Landwirtschaft selbst mitgemacht
06:50-07:45	mit der DDR ging es schon Mitte der 70er Jahre abwärts/Anzeichen schon zu erkennen Anfang der 80er Jahre
07:45-08:35	war in den 80er Jahren fünfmal in der BRD („drüben“)
08:40-09:00	Nach der Wende große Bautätigkeit: „viele sind auf die Nase gefallen“
09:05-10:10	Beschreibung Wende
10:10-10:20	Wende hätte ruhig früher kommen können
10:21-11:30	80er Jahre haben seine Gesundheit ruiniert/Wochenendarbeit seit 1986: als Handlanger auf dem Bau
12:00-12:30	Dadurch gesundheitliche Überlastung, die ihm aber nicht bewusst war
12:35-14:00	Westdeutschland: Ausländer: hoher Ausländeranteil/Obdachlose hat er schon in den 80er Jahren gesehen; in M. lebt man sehr ruhig
14:00-14:20	ist auch mit einem Türken befreundet
14:30-14:50	andere nehmen Kredite auf/bauen Eigenheime nach der Wende
14:54-15:20	1975 Silberhochzeit seiner Eltern, Verwandte aus dem Westen kommen und sagen voraus, was nach der Wende kommt: „es war klar, was nach der Wende kommt“: Entlassungen
15:20-16:00	1975 XXX-Werk: 2200 Leute/Wende 1000 Entlassungen, aber Abfindungen
16:15	„sozialer“ Abbau, das gibt's heute nicht mehr
16:25-18:38	jetzt durch Hartz IV ist sowieso alles vorbei, früher konnte er nebenbei noch arbeiten, jetzt wird der Nebenverdienst angerechnet

19:00-20:30	Schulzeit: in den Ferien Geld verdienen
20:30-21:15	war kurz davor in die Hilfsschule überwiesen zu werden/hat er erst am Ende der Schulzeit erfahren
21:19-21:55	War faul in der Schule/Leistungen wurden früher beschönigt
22:00-22:25	Klassentreffen, er darf dort teilnehmen, obwohl er die Schule früher verlassen hat
22:30-22:40	Kannte Mitschüler schon vom Kindergarten
22:42-23:50	auf dem Dorf wurde bestimmt, wen man heiraten sollte; Bauern haben das untereinander abgesprochen; für ihn war auch eine Frau bestimmt, seit der Kindergartenzeit, das wär nach seiner Einschätzung nichts geworden
23:50-24:40	So war es schon bei der Elterngeneration, er konnte aber sagen, dass er diese Frau nicht heiraten möchte
24:44-25:19	Er ist aus dem Dorf weggezogen/der Bruder seines Vaters wollte daraufhin, dass der Vater ihn enterbt
25:20-26:22	Ist mit seiner Familie in die Stadt gezogen; Frauen wollten damals nicht auf dem Land bleiben; seine Frau wollte auch in der Stadt wohnen
26:23-27	Umstellung in der Stadt zu wohnen
27:03-29:00	Einkaufen gehen/an der Kaufhalle anstehen/ohne Auto: zu teuer
29:04-30:22	Hat bloß vier Monate auf ein Auto gewartet/Tauschgeschäfte durch Arbeit im XXX-Werk möglich
30:25-31:25	Früher wurde Zusammenhalt gefördert
31:35-31:57	Stasi/Kollegen aushorchen/wollte Stasi-Akte einsehen, aber es interessiert ihn nicht
32:00-32:10	Gutes Verhältnis zu den Lehrern
32:10-32:58	Vergleich der Schularten DDR-BRD
33:00-33:20	Frau hat Abitur gemacht/hat ihr nichts genützt/sie gibt damit immer an
33:20-34:00	fand die Schule nicht wichtig/Schulleistungen in der Arbeit nicht wichtig/muss aber Glück haben, um irgendwo reinzukommen
34:10-34:30	Tätigkeit bei GGG, da hätte er jetzt noch sein können
34:35-35:00	Umstrukturierungen
35:05-37:00	Bezahlung nicht gerecht/Leiharbeit ohne Festanstellung
37:00-37:50	Pflichtveranstaltungen in der Schule haben ihn gestört/TN vom Elternhaus aus freigestellt
37:50-38:00	Hat auch nach der Wende nichts mitgemacht bzw. nur einmal
38:00-38:40	Subotnik: er hat nicht eingesehen ohne Geld zu arbeiten
38:40-39:10	Hilfsprogramme dafür hat er Geld gegeben (auch viel Geld bspw. 100 Mark), aber nicht umsonst arbeiten
39:10-39:35	Aber nicht umsonst arbeiten

39:40-40:14	Hat sich mit dem 50. Geburtstag verändert/nicht ärgern
40:22-40:50	Wechsel der Betriebe, weil er mehr Geld verdienen wollte
40:50-42:00	Nebenbei private Tierzucht: Export nach Italien, Frankreich, BRD; große Tierhaltung für Inland, Eierablieferung (200 Hühner zu Hause bei den Eltern),
42:00-42:10	DDR Devisenbeschaffung durch Export
42:10-43:30	Subventionierung von Lebensmitteln in der DDR/Lebensmittelpreise
43:30-44:45	nur drei Berufe zur Auswahl, (u.a. beim Schlachter, der wollte ihn gerne haben, aber da hätte er noch weniger Geld bekommen, dafür wöchentliches Fleischpaket)
45:00-45:10	Entscheidung für Ausbildung im Lager: obwohl verpönt
45:20-46:00	Veränderungen der Arbeitsbedingungen durch die Wende/Erläuterung am Bsp. YYY-Werk
46:02-47:10	Parteimitgliedschaft/Kampfgruppe
47:14-48:00	Schwester in den obersten Kreisen des Politbüros/Mitarbeiterin von Harry Tisch
48:01-50:17	Besuch des XXX-Werks durch Harry Tisch während seiner Tätigkeit dort, er hat mit Politik nichts am Hut, Harry Tisch spricht ihn mit „Du“ an („nicht schlecht“)
50:15-51:05	Gutes Verhältnis zu Vorgesetzten
51:10-52:22	Kürzere Lehrzeit (zwei Jahre) bei guter Zwischenprüfung, Betrieb hatte nur einen Lehrling, Beschreibung der Zwischenprüfung, konnte zwischen schriftlicher und mündlicher Prüfung wählen
52:23-52:38	Nach Ausbildung Bewerbung im XXX-Werk/dauerte halbes Jahr
52:39-54:50	XXX-Werk hochexplosiv/Erläuterung von Arbeitsunfällen
54:52-55:00	WFW/XXX-Werk/YYY-Werk/dann vier Jahre arbeitslos
55:01-55:55	Etliche Maßnahmen während der Arbeitslosigkeit, damals gab es mehr Geld
56:01-57:20	Hat Bewerbungen im Schreibbüro schreiben lassen, über 100 Bewerbungen/20 Vorstellungsgespräche
57:21-58:03	Bei GGG wurde noch während des Gesprächs gesagt, dass er genommen ist/ 3000 Bewerber/gleich volles Geld bezahlt
58:04-01:00	Gutes Verhältnis zu Kollegen/er möchte eher distanziert bleiben/Grüppchenbildung: er sagt das dem Vorgesetzten/der Vorgesetzte wird später deswegen entlassen
01:00:33-01:00:40	Arbeitgeber wollte keine Missstimmung

01:00:42- 01:02:40	Automatisierung/Personal einsparen/Druck
01:02:42- 01:03:42	Er konnte gesundheitlich bedingt nicht mehr arbeiten/Beschreibung seiner Rückenerkrankung
01:03:43- 01:04:56	Er kündigt von heute auf morgen/Personalchefin stimmt zu/wenn man selber gehen möchte, dann kann man auch gehen, er hätte „sonstwas“ machen können
01:05:05- 01:06:58	Hat Sperre vom Arbeitsamt gekriegt/Einladung vom Amtsarzt/legt Gutachten vor
01:07:00- 01:07:20	Wollte keinen Vorschuss
01:07:30- 01:07:50	Hat gut verdient
01:08:00- 01:09:00	Gute Zusammenarbeit mit der Arbeitsagentur
01:09:15- 01:10:19	Wollte sich in den 90er Jahren keine Arbeit suchen/das hat er wegen der Kinder gemacht, dass sie bessere Jobchancen haben
01:10:21- 01:10:26	Er hätte dort länger gearbeitet: Geld verdienen
01:10:30- 01:10:57	Antrag auf Arbeitslosengeld II hielt etliche Jahre, im Gegensatz zu jetzt
01:11:15- 01:11:56	Will sich nicht operieren lassen
01:11:57- 01:12:23	Bedauert, dass er kein Frührentner ist
01:12:40- 01:13:00	Freizeit/Arbeiten beim Vater auf dem Grundstück
01:13:01- 01:13:06	Vater finanziert das Auto
01:13:20- 01:13:55	3000 Quadratmeter Grundstück...
01:14:00- 01:14:15	Kinder aus dem Haus/Tochter arbeitslos
01:14:19- 01:16:03	Zu DDR-Zeiten viel krank/Beschreibung der Krankheit
01:16:04- 01:16:30	Dadurch schlechte Schulleistungen/Entgegenkommen der Lehrerin
01:16:31- 01:16:50	Tochter: Lehre als Verkäuferin über das Arbeitsamt
01:16:51- 01:19:57	Sohn studiert in der Nähe von X.
01:17:03- 01:17:17	Kein ehrenamtliches Engagement
01:17:18- 01:18:22	Verwandtschaft: kein Kontakt/Konkurrenz
01:18:25- 01:18:30	Wohnt gern in X.
01:18:35	Wenig Kontakt zu Nachbarn

01:19:04- 01:19:47	Möchte nochmal jung sein/würde viele anders machen/viel nebenbei gearbeitet: zu viel
01:19:55- 01:20:27	Heute andere Möglichkeiten/Sohn verdient sehr gut im „Westen“
01:20:30- 01:21:10	Gegensätze im Verdienst zwischen Ost und West
01:21:15- 01:21:40	Keine Gedanken über die Zukunft/keine Schulden
01:21:58- 01:23:09	Konto überzogen 17% Zinsen
01:23:21- 01:23:27	Möchte gesund bleiben
01:23:30- 01:27:45	Will auf nichts reinfallen/wusste schon viel über Westdeutschland und ist nicht reingefallen (Werbefahrten...), kennt sich aus bei Preisen und Marken, durch Erfahrungen im Einzelhandel, je größer ein Unternehmen, desto besser
01:27:50	Hofft auf Ruhe nach der langen Maßnahme
01:28:03- 01:30:42	Andere Maßnahmen/z.T. sehr hohe Anforderung in Mathe/Praktikum: hier keine hohen Leistungsanforderungen/50+ über ein Jahr: vier Wochen Schule: wollte nicht weitermachen, dann Ruhe
01:32:13	Formulare manchmal schwer auszufüllen
01:32:45	Fragt nicht selber nach, um Maßnahme aufzunehmen
01:33:37	Würde gern mit 60 in Rente gehen
01:34:22- 01:34:40	Arbeit bringt nicht mehr viele Rentenpunkte, wenn man schon über 50 ist

Thematischer Verlauf

Frau Wagner

Zeit	Inhalt
01:22	„Wir haben eigentlich relativ gut gelebt, weil mein Vater hat nicht schlecht verdient“ große Stellung, alles gehabt, Familie hat aber trotzdem gespart
01:45	Früher kriegten die Kinder nur ein Teil, Mädchen: kriegten `ne Puppe/Jungs was zum Bauen
02:09	Alles sehr ordentlich/es ging sehr ruhig zu/harmonisch: daran gewöhnt, sie mag keine Hektik/anbrüllen: „da würd ich verrückt werden“
02:30	Kinder haben das von ihr auch mitgekriegt/überhaupt alles richtig schön/entspannt/gibt nicht groß viel, aber wir haben keine Not, sie passt auf, dass sie alles haben
02:50	Kauft schon lange vorher etwas
03:08	Sie lebt genauso wie sie als Kind gelebt hat (teilweise), da man Gewohnheiten selten ablegt, man möchte es so haben, wie es mal gewesen ist, aber das kriegt man nicht so genau hin, weil sich die Zeiten ändern

	(Weihnachtsbaum, Kinder sind draußen, laufen umher, sind neugierig/ungeduldig, was sie bekommen)
04:15	Sie muss die Geschenke den Kindern vorher zeigen, damit sie das vorher umtauschen vor, Tochter möchte gern eine Überraschung, IP hat aber Angst, dass es dann nicht mehr zurückgenommen wird: zu teuer: Unterschiede zu früher, da war es geheimnisvoller
05:25	heute selbstverständlich, dass was zu essen da ist/früher nicht
05:40	Thema Frühstück für die Kinder/Essen: nicht verschwenden/Schulbrote aufessen müssen/Essen wegwerfen war eine Schande
06:30	eigene Kinder sind verwöhnt/Mögen nicht das Essen vom Vortag, aber das Essen wegzwerfen, kann sie sich nicht leisten
07:04	Man steht vor dem Schaufenster und kann es nicht kaufen: ähnlich wie früher
07:20	Man kann heute genauso wenig kaufen
07:30	Gestern Jobangebot: Näherin (außerhalb, Tochter will nicht nach X ziehen)
08:00	Sie will nicht immer nur nach den Kindern gehen und alles verpassen
08:01	Genau das, was sie sich vorgestellt hat, kleiner Job bis zur Rente, aber wegen der Kinder geht das nicht: es geht wieder nicht
08:25	Sie schmeißt es noch nicht, vielleicht gibt es noch eine Lösung
08:50	Weihnachten sehr ruhig, sehr harmonisch
08:55	Vater war sehr forsch, wollte seinen Willen durchsetzen, Mutter ging auch den ganzen Tag arbeiten, Mutter ist früh aus dem Haus gewesen, vor dem Losgehen noch umgezogen, Vater wollte keine kurzen Röcke, abends heimlich Röcke gekürzt
09:30	Mit der Mutter konnte man persönliche Sache bereden, der Vater war Gegner, der ist für seine Partei durchs Feuer gegangen, der hätte dafür alles gemacht, kein Radio, TV wurde weggeschlossen, man musste fragen, ob man ins Wohnzimmer darf, dann wurde das Zimmer aufgeschlossen
10:25	Heute gehen die Kinder einfach rein
10:36	Damals: Wohnzimmer pieksauber, „kein Stäubchen“, heute ist das egal, dann macht es später, früher alles tipp top und dann wurde das weggeschlossen
10:50	Hatten als einzige in der Straße einen Fernseher
11	Starke Veränderungen im Gegensatz zu heute
11:50	Sie durfte eine Kindersendung schauen, heute können die Kinder kucken, was sie wollen
12:12	Sie kommt mit ihren Kindern gut zurecht (wohl, weil sie mit ihnen anders umgeht)

12:16	Schade, Weihnachten ist sie mit ihren Kindern allein, Ex-Mann kommt nur wegen dem Hund vorbei, der macht, was er will, keine Freunde, niemanden
12:51	Vielleicht eigenes Leben aufbauen, wenn die Kinder selbständig sind
13	Wenn sie allein lebt, braucht sie manches nicht mehr
13:20	Den Kindern möchte man etwas bieten, aber Geldnot
13:39	Schlussverkäufe nutzen, um Geld zu sparen
14	Möbelqualität heute schlecht, hält nicht mehr so lange
14:54	Die letzten Jahre, wenn die Kinder raus sind, schön machen für sich allein, nochmal arbeiten gehen
15	Angst, dass es sich so verläuft, wie es bei ihr früher war, dass einfach keiner mehr gekommen ist
15:10	Geschwister noch in X/haben Konto aufgelöst, wo er gestorben ist, haben sich bei ihr nicht sehen lassen/sie hat kein Geld bekommen/Bruder hat ihr nichts gegönnt
15:33	Für sie ist die Sache erledigt, sie sagt nicht, wo er hinzieht, wenn er sich eine neue Wohnung nimmt, damit ist es vorprogrammiert, dass wir uns nie wieder sehen
16:01	schade an Weihnachten, früher waren sie alle zusammen
16:01	Beginn mit dem Tod der Mutter, mit dem Vater wollte keiner alleine sitzen, der konnte nicht backen, die Mutter hat das zusammengehalten, wo der Vater noch weg ist, ist gar nichts mehr
16:40	Schwester hat mal angerufen: Kommunikation nur per Telefon, sie hat gesagt, sie fährt zu Weihnachten nirgendwo hin: zu teuer
17:15	Schwester hat nur noch einen Jungen zu Hause, so alt wie ihre Tochter
17:20	Geht alles auseinander, sie sehen sich nicht mehr
17:30	Bruder: Thema X ist für ihn abgeschlossen; mal sehen, wer zuerst ankommt, Bruder hat keine Kinder, aber eigenes Haus, aber keine Kinder mehr zu Haus, Tochter Ingenieurin
18:00	Denen geht es finanziell gut, beide ein Auto, die Tochter auch
18:17	Was ich nicht hab, hab ich nicht
18:30	Hat noch eigene Wünsche: die kann sie sich nur erfüllen, wenn sie sich noch eine Arbeit anschafft, nochmal was nachholen
19:07	Den Kindern soll es gutgehen, sie hat überwiegend an ihre Kinder gedacht
19:30	Wenn man Kinder hat, bekommt man keine Arbeit,
20:00	Kinder: oft krank, verständlich, dass Arbeitgeber keine Mütter mit kleinen Kindern einstellen, „die wollten mich gar nicht“

20:52	Früher: mehr Verantwortungsbewusstsein: wollte ganz für die Kinder da sein, Arbeitssuche hat sie schleifen lassen
21:17	Sie ist nicht böse auf die Leute, die ihr keinen Job gegeben haben
21:20	Aus ihren Kindern sind vernünftige Leute geworden, weil sie darauf geachtet hat
22:00	Zwei Kinder, kurz hintereinander, die andern beiden waren schon groß
22:10	Ihre Schuld, sie kann keinen dafür verantwortlich machen, dass sie keine Arbeit hat
22:18	So sind die Gesetze und die habe ich akzeptiert
22:43	Früher hat sie gedacht, wenn die Kinder größer sind, ausgelernt haben, kann sie wieder mehr für sich machen, auf der anderen Seite mehr geben: klappt nicht
23:04	Muss umziehen, wenn die Kinder ausgelernt haben, thematisiert wieder den Umzug nach X (die Kinder wollen da nicht hin, sie hätte es gerne gemacht)
23:51	Vier Kinder: nochmal geheiratet und dann nochmal zwei Kinder, der Mann wollte das, sie nicht; alle Kinder vernünftig, Kinder sind fleißig und ordentlich
24:55	Sohn hat ihr schon mal Geld geschenkt
25:18	Geld ist jeden Monat knapp
25:55	Nur geborgt, will Geld zurück geben
26:00	Bei Festen braucht man immer ein bisschen mehr
26:31	Uechter Weihnachtsbaum vom Vater geschenkt bekommen mit Kugeln
26-29	Gespräch über Weihnachtsbaum/Urlaub
29:13	Will alles schön haben zu Weihnachten, viele Geschenke gekauft
30	Weihnachtsvorfreude hält sie aufrecht/Überraschungen/andern eine Freude machen
30:20	Man kennt die Kinder und weiß, ob sie sich freuen
30:41	Weihnachtsvorbereitungen/Einkaufszettel schreiben
31	Erdbeeren in der Dose für die Bowle von Penny
31:27	Deko kann sie im Billig-Laden kaufen: Werbebroschüre bekommen; früher, als alle noch da waren, schon
32:15	Die andern Jahre wurde wenig geschmückt
32:30	Sohn ist Silvester bei seinem Vater; sie ist mit der Tochter alleine
33:00	Sohn kann selber entscheiden, wo er Silvester ist
33:42	Es wird alles einsamer, ein Stück weniger von jedem
34:30	Schön anziehen an Weihnachten, gehört dazu
35	Sie will ein Kleid ihrer Tochter umändern, hat die Tochter bei KKK gekauft
35:19	Sie hat sich auch etwas zum Anziehen zu Weihnachten gekauft: Rock und Weste (billig, aber

	schön), sie hat sich auch schon mal im Projekt was umgeändert
36:30	Man kann auch mit wenig Geld schön Weihnachten feiern, man muss wissen, wo die Grenze ist, was man sich leisten kann und was nicht, nicht ganz ausfallen lassen
37	Wie in jedem Leben: Höhen und Tiefen
37:18	Leben war gar nicht so schlecht
37:38	Menschen im Ausland haben es schlechter/bei ihr zu Hause ist es schön, ihr geht es verhältnismäßig gut (andere leben in kleinen Hütten)
38:40	Bei ihr im Haus wohnen Leute aus dem Senegal, die Leute haben ein Schreikind Frau ist schon umgänglicher geworden
39:45	Ihr Sohn hat auch nachts immer geweint/hat nachts nicht geschlafen/sie würde nie mit den Leuten schimpfen, obwohl ihre Kinder früh rausmüssen
40	Umgang mit Menschen anderer Kulturen
42:50	An die Einschulung kann sie sich kaum erinnern, sie hatte blaues Kleid an, große Schultüten, der Familie ging es finanziell gut, die Eltern wollten präsentieren, was sich leisten können, sie ist nie mit Ofen aufgewachsen und konnte deshalb nicht heizen
44	Schulzeit: unbedeutend, ihr ging es gut, AG, Sport, Handball, Hans-Beimler-Wettkämpfe: da musste sie schießen, wird sie nie vergessen, trifft mit geschlossenen Augen
44:50	Gradlinige Schullaufbahn/unbedeutend gewesen für sie/keine großen Erinnerungen
45	Lehre sehr schön, ausgelernt, eine der besten Lehrlinge, gut verdient, gleich nach dem Auslernen einen guten Job
46:17	Leben gut verlaufen/zweimal verheiratet
46:35	Mitschüler mochten sie nicht wegen ihrem Nachnamen: „Böse“, war froh als sie den los war
47	Sie diskutiert nicht rum und macht, was sie soll; wenn etwas nicht richtig ist, dann macht sie es nicht, aber sie legt sich nicht, wie die Kollegen, mit jedem an
48:28	Lehrer waren sehr zurückhaltend; alle Geschwister in einer Schule, Vater im Elternaktiv
48:57	Sie hat sich vor solchen Sachen gesträubt
49:14	Sie möchte niemanden Vorschriften machen, die Leute müssen selber wissen, was sie wollen; die Leute machen sowieso, was sie wollen
50	Redet über andere TN (TN strickt während des Bildungsmoduls)
51	Positive Erfahrungen in der Schule: wurde viel zum Geburtstag eingeladen, Mitschüler haben sie

	akzeptiert, Witze über ihren Namen gemacht, aber Kinder sind Kinder
51:50	Sie freut sich, dass sie das mit ihren Kindern hingekriegt hat/ein klein bisschen Stolz
52	Sie haben noch Respekt vor den Behörden
53	Lehre: Schuhfacharbeiter, eher ausgelernt
53:07	Alle dachten, sie kann das nicht
53:22	Anforderungen in diesem Beruf: Bandarbeit, Schnelligkeit, Genauigkeit; Schuhe fertigen in unterschiedlicher Größe
53:50	Kinderschuhfabrik in X „Bannes des Friedens“; ihr ging es gut, gut verdient
54	Entsprach ihrem Berufswunsch; traurig, als es das nicht mehr gab
54:15	Nach der Scheidung zu den Eltern gezogen; zur Überbrückung
54:30	Mit den Kindern wieder bei ihren Eltern eingezogen
55	Mit dem Zug von X nach Y: immer voll
56	Viel Geld verdient
56:13	Eltern sind nach X gezogen
56:20	Sie wollte sie in X besuchen, als sie zurückkam, war die Wohnung leer
56:40	Drei oder viermal einen neuen Haushalt eingerichtet
56:51	Gesamter Besitz weg, sie ist da weggezogen
58	Beschreibung von X: abstoßend (sie hat es mal mit ihren beiden Kindern besucht)
59:37	Sie hat Auszubildende mit ausgebildet, war bei der Prüfung mit dabei, bei der Prüfung beteiligt hat Prüflinge ein bisschen unterstützt
01	Spricht über andere Lehrlinge („die Ursel, die war so blind wie ein Huhn“)
01:01:05	Nur wenige Lehrlinge in ihrem Betriebsteil (drei)
01:01	Der beste Lehrling, hat als einzige eine Jahresendprämie bekommen, die anderen haben zusammengelegt, würde heute keiner mehr machen: Stolz
01:02	Sie konnte alles auf Arbeit/war Springer/hat alles gearbeitet und deshalb viel verdient, konnte sich den Lohn aussuchen, hat Männerarbeiten gemacht, konnte PC bedienen
01:02:59	Vater neidisch, da sie mehr verdient als er (1200 Mark)
01:03:15	Arbeitet gern körperlich, dann sieht man, was man geschafft hat, Ansporn für die anderen, Spaß
01:03:57	Sie hätte auch Wurstpelle in der Wurstfabrik genäht, riecht da wohl etwas komisch durch die Wurstpelle
01:03:25	Materialmangel im Projekt
01:04:41	Lange im Beruf gearbeitet (15 Jahre als Springer), sie ist kurz bevor die zu gemacht haben zu ihren Eltern

	nach X gezogen, Wohnung leergeräumt, dann wollte sie da nicht mehr wohnen
01:05:50	Neuanfang in X nicht einfach/Option Wurstpelle
01:05:57	Sie war sich sicher, dass sie nähen kann, wäre gern in die Fabrik gegangen (Wurstpelle), wäre dafür auch weggezogen
01:06:39	Hat dann bei JJJ gearbeitet, Probenähen, obwohl Nähen schon computergesteuert war, Markisen genäht für Balkone (Berufserfahrung, Schnelligkeit)
01:07:59	Gutes Verhältnis zu Kollegen, sie sind aber nicht zu nahe gekommen/Distanz
01:8:20	Nicht viele Vorgesetzte/kein Streit/arbeitete gern in Schichten
01:09:12	Eigener Mechaniker, der die Maschinen repariert hat
01:09:32	Im Projekt wird aus Geldmangel nicht repariert
01:10:08	Kollegen meckern, dass sie zu viel arbeitet (Schnelligkeit ist in ihr drin)
01:11:27	Wende: Küchenhilfe im T.: Tellerwäscherin/Arbeit in der Küche: Schwangerschaft: Arbeit in der Küche nicht mehr möglich (Gerüche), Berufsverbot
01:12:13	Danach keine Berufstätigkeit mehr
01:12:30	Beste Voraussetzungen zu Hause und im Betrieb: alles prima
01:12:48	Sie hofft, dass sie sich nochmal was aufbauen kann/dass sie sich „ausarbeiten“ kann
01:12:57	So richtig schön
01:13	Von der DDR hält sie nicht viel/mit Politik hat sie sich nicht befasst
01:13:40	Wollte mit der Arbeit zeigen, was in ihr steckt
01:14:05	Will Erfahrungen mit Partei o.ä. nicht erzählen
01:14:28	Manchmal kommt Erinnerung daran zurück/will sich nicht verrückt machen
01:15	Vater = großer Parteigenosse, sie hat nicht gemacht, was er wollte
01:15:35	<i>Innerliche Aufruhr</i>
01:16:12	Gespräch über andere Maßnahmeteilnehmer/vage
01:17	Setzt sich nicht gern ins Rampenlicht
01:18:20	Sie könnte auch anderen TN zeigen, wie man mit der Maschine näht, sie weiß aber nicht, wie das ankommt (Nebengeräusche)
01:19	Zu Hause sehr langweilig/jeden Tag einkaufen/mit dem Hund raus, hat Ehemann angeschafft, weil er dachte, dass sie nicht mehr rausgeht
01:20:20	Bei Maßnahmen hat sie sofort zugegriffen
01:21:07	Mehrere Maßannahmen besucht: ges. ca. acht
01:21:23	Putzarbeiten im Kloster: Maurerarbeiten/Putz abklopfen
01:21:46	Landschaftsgärtnerei für ein Jahr: alles gemacht, auch umgegraben: heute kann sie das nicht gern

01:22:05	Hat gern gearbeitet/egal was/bezeichnet sich als nicht wählerisch
01:22:18	Erfahrungen mit Jobcenter: positiv/ „wer mich in Ruhe lässt ja der...“ die ham ihrs getan und ich hab meins getan
01:22:51	Hätte erwartet, dass sie mehr Jobangebote bekommt
01:23:23	Kosten für Ausbildung der Tochter/200 € abgezogen: Schülerbafög der Tochter wurde angerechnet/finanziell sehr eng
01:26	Hartz-Gesetze: keine Veränderung/finanziell enger
01:26:18	Ist fix und fertig, wenn sie nach Hause kommt/anstrengender geworden: (das ganze Rechnen)
01:27:18	Ihr wird alles zu viel
01:28:14	In den ganzen Jahren: zwei Vorstellungsgespräche
01:28:51	Einer wollte sie zur „Freizeitgestaltung“
01:31	Das kann doch nicht alles gewesen sein
01:33:20	Sie möchte zeigen, was in ihr steckt und dass es den Kindern nicht genauso geht wie ihr

Thematischer Verlauf

Herr Lange

00:00-00:43	Erzählstimulus
00:49-00:55	Geburt in X 1965
01:00-01:17	1968 Umzug nach X/Vater fuhr zur See und bekam in X eine Wohnung/wohnt im Neubaugebiet/geht dort auch zur Schule
01:20-01:35	Lehre bei der Werft: Maschinenbauer/arbeitet dort 10 Jahre in der Erprobung und fährt auch zur See
01:37-02:10	Seit 1991 arbeitslos/von dahin bis heute hat er in unterschiedlichen Berufen gearbeitet/Zeitarbeit/Schlosser: „alles“/berufliche Weiterbildung als Schweißer
02:34-02:35	Nach seiner Einschätzung gibt es über sein Leben nicht viel zu erzählen
02:35-02:57	Einschulung 1971/Umschulung nach der fünften Klasse wegen Umzug/Schule bis zur 10. Klasse
02:58-03:18	Nicht linientreu/lange Haare/Nietenhosen/Beat-Musik
03:19-03:25	Nimmt nicht an FDJ-Treffen teil, sondern Zelten
03:27-03:34	Viel nach Ungarn gefahren/um einzukaufen
03:36-03:43	er bezeichnet sich als rotes Tuch für die Kommunisten/gefährlich/hat aber Spaß gemacht
03:51-04:20	Werft: schön/man wird im Betrieb verteilt: zunächst arbeitet er im Fischkombinat/dann Erprobung: er konnte sich aussuchen, wo er arbeiten möchte, er wählt die Erprobung, weil er zur See fahren möchte, der Vater wollte aber, dass er erst einen „richtigen“ Beruf lernt

04:20-04:33	Ihm gefällt es bei der Erprobung, weil die Tätigkeit abwechslungsreich ist und er zur See gefahren ist, er verdient außerdem mehr Geld bei der Reederei
04:34-05:10	Wende: Abteilung wurde aufgelöst, er wird arbeitslos und ist beruflich orientierungslos, er beschließt sich als Schlosser durchzuschlagen; mehrere Firmen u.a. Zeitarbeit
05:11-05:18	Dann wieder Arbeitslosigkeit
05:20-05:35	Arbeitet in X in der Hoteleinrichtung/Probewohnen/das gefällt ihm gut
05:38-05:45	Überlegt in die Kreuzfahrtbranche einzusteigen
05:49-05:55	Schaut sich in der Hotellerie und im Gaststättenbereich um (Zimmermädchen)
05:57-06:11	Er verfolgt diesen Plan aber nicht weiter und begründet das mit seinem Geschlecht (dieser Bereich ist Frauendomäne); Mobbing
06:18-06:28	Lange Krankheit/Krankenhausaufenthalt/Kur
06:29-06:55	Maßnahme = Neuanfang, würde gern wieder richtig durchstarten
07:06-07:37	Zelten in X / Motorradrennen/das war aber nur Vorwand: Gleichgesinnte treffen/stiller Protest/Bier trinken/Lagerfeuer/Musik hören
07:57-08:30	Ungarn: Einkaufen (Jeans/Schallplatten); Zelten; Biertrinken in Prag auf dem Rückweg
09:00-09:53	Schulzeit: Einschulung kannte viele aus dem Kindergarten/gutes Verhältnis: z.T. bis heute Kontakt; in der neuen Schule gehörte er bis zum Ende nicht richtig dazu
09:55-10:11	Bis heute Klassentreffen, aber keine große Bindung
10:12-10:45	„Normale“ Schulzeit/Mittelmaß/nicht sehr ehrgeizig
10:49-11:30	Einige Lehrer haben ihn gefördert/eine Lehrerin nimmt ihn mit auf Klassenfahrt
11:31-12:30	+ Klassenfahrten/Feiern/keine negativen Erfahrungen
12:31-13:25	Hat ein halbes Jahr den Englisch-Unterricht geschwänzt/ist nachts auf Klassenfahrt abgehauen zu seiner Freundin: Verweis/schöne Nacht
13:39-14:10	Vater=Vorbild, er fuhr zur See, er wollte auch zur See fahren (Traum), seine schulischen Leistungen waren zu schlecht, es war in der DDR nach seiner Auffassung nicht gern gesehen, wenn zwei aus der Familie zur See fahren, er wollte über Umwege diesen Beruf erreichen
14:11-14:20	Vater wollte, dass er erstmal einen Beruf erlernt
14:21-15:20	Bewirbt sich als Rohrschlosser/sattelt nach einem halben Jahr um, da die Werft dringend noch Maschinenbauer sucht, in der Erprobung fährt er auch zur See, der Beruf gefällt ihm gut, er verdient (1000 Mark in einem schlechten Monat), Vater verdient (800 Mark)

15:23-15:49	Berufsausbildung: gutes Verhältnis zu den anderen Auszubildenden; bei den Maschinenbauern fühlte er sich nicht zugehörig („Streber“): die wollten in die Partei/FDJ-Arbeit: das passt nicht zu ihm
15:50-16:04	Ist froh als seine Lehre vorbei ist, fährt nicht mit zur Klassenfahrt; ist der einzige mit langen Haaren
16:13-16:21	Verhältnis zu den Vorgesetzten ist während der Lehrzeit in Ordnung
16:22-17:00	Ein Highlight während der Lehre zum Rohrschlosser: Fahrt nach X zum Bockbieranstich; Lehre als Maschinenbauer rein zweckrational
17:20-17:43	Ausbildung im Fischkombinat: Reparaturbrigade/Reparatur von Fischtrawlern
17:45-18:25	Erprobung (nimmt Rohrleitungssystem in Betrieb/Leitungen spülen/Motor einfahren), abwechslungsreich
18:26-18:39	Highlights: Probefahrten („richtig wie Seefahrt“)
18:45-19:23	Große Abteilung/Vier-Schicht-System/gutes Verhältnis zu den Kollegen in seiner Schicht, zu den anderen Schichten kaum Kontakt
19:25-19:57	Zu den Vorgesetzten vermeidet er den Kontakt; Abteilungsmeister/Meister sind Parteimitglieder (wollten Planerfüllung umsetzen)
19:58-20:15	Auf dem Schiff hatte er seinen Chief: zu dem war das Verhältnis korrekt/normal; er setzt seine Anweisungen um
20:18-20:50	Highlights: Probefahrten; Betriebsfeiern; Weihnachtsfeiern hat er nur zwei mitgemacht aufgrund des Schichtsystems;
20:55-21:25	Nur Kontakt zu den Mitarbeitern der eigenen Schicht/aufgrund des Schichtsystems: Wochenend-/Feiertagsarbeit/in der Frühschicht hat er mehr Kontakt zu anderen Mitarbeitern; keine Highlights
21:26-21:31	Er ist immer froh gewesen, wenn die Frühschichtwoche zu Ende war aufgrund des frühen Aufstehens; „er hat seine Zeit abgerissen“
21:40-22:14	Er wollte auf der Werft seinen Maschinisten machen (Patent) und den Kesselschein, Meister fragt ihn, ob er auf Schule oder auf See will, er wollte auf See (v.a. finanzielle Erwägungen/Qualifikation schiebt er auf)
22:16-22:23	Wende: großes Loch; er wusste nicht weiter
22:24-22:34	Er war sich seiner Qualifikation und seiner Fähigkeiten nach eigener Einschätzung nicht bewusst/ sein Leben verlief zu glatt
22:50-23:12	Wende: als Schlosser beworben, Kollegen von seiner Qualifikation (Maschinenbauer) beeindruckt, mehr Selbstbewusstsein, von da an bewirbt er sich als Schlosser und Maschinenbauer

23:13-24:00	Zu Beginn der AL sehr wenig Selbstbewusstsein/Krise/langsame Stabilisierung
24:01-24:20	Heute tritt er selbstbewusst auf aufgrund seiner vielfältigen Berufserfahrung (Trockenbau/Elektriker/Schweißer)
24:30-25:00	Wenig Ehrgeiz auch in der Schule/ihm reichte bei der Berufsausbildung die Prüfung zu bestehen („kein Theoretiker“, „eher Praktiker“); er hat, wenn er Druck hatte gelernt, weil der die Prüfung bestehen wollte, wie war egal
25:31-26:11	31.12.1991/Entlassung/er ist in der Auffanggesellschaft angestellt/es werden Umschulungen angeboten/er soll als Stahlschiffbauer umschulen, aber das ist war nach seiner Einschätzung nicht das Richtige (Stahlschiffbauer z.B. dafür findet er sich überqualifiziert), nach einem Jahr Arbeitslosigkeit
26:15-26:29	Bis 1995 arbeitslos/in der Zeit pflegt er seine Mutter
26:31-27:25	1995 bewirbt er sich durch Zufall als Schlosser, sein Bruder will eine Jobveränderung und nimmt ihn mit in ein Schreibbüro, da werden auch Stellen vermittelt, im Schreibbüro wird die Bewerbung erstellt, er bewirbt sich am nächsten Tag und wird sofort eingestellt, da arbeitet er für einige Zeit
27:26-27:35	Er wird wieder arbeitslos und macht alle Schweißerpässe und beginnt bei einer Zeitarbeitsfirma
27:42-27:51	Wieder arbeitslos/dann Ein-Euro-Job/2006 wird er krank
27:52-27:55	Seitdem hat er nicht mehr gearbeitet
27:56-28:18	Für ihn ist der 1-Euro-Job ein Test, ob er noch arbeiten kann/er wollte unbedingt hier anfangen/seine Initiative
28:20-28:54	Hat immer positive Erfahrungen in Vorstellungsgesprächen gemacht, er hatte sich als Schlosser beworben, weil die nur Hilfsarbeiter gesucht haben, wird aber als Schlosser eingestellt
28:55-29:09	Bei der Zeitarbeitsfirma bewirbt er sich auch als Hilfsarbeiter und wird als Schlosser eingestellt
29:14-29:40	Er musste sich nicht „groß kümmern“, ihm „haben die Firmen die Bude ingerannt“; aber zu geringer Verdienst
29:57-30:40	Maßnahmeerfahrungen: Bewerbungstrainings/Weiterqualifizierung: Edelstahlbehandlung
30:43-31:11	Nutzen: + Edelstahlbehandlung/Schweißerpässe (beruflicher Nutzen); unter Leuten sein
31:12-31:45	Nutzen unter Leuten sein/ansonsten kein Nutzen/Holzbearbeitung ist neu

31:46-32:05	Arbeitsamt vermittelt keine Arbeit/man musste sich regelmäßig melden/Gespräch
32:08-33:38	Jobcenter macht mehr Druck/ansonsten kommt nichts/bestimmte Anzahl Bewerbungen pro Monat, ansonsten Sperre (10/30/100% Abzug) auch bei anderen „Vergehen“; 30% hat er schon „geschafft“
33:41-35:33	Sperren bringen nichts/sein Verhalten hat es nicht beeinflusst/das Jobcenter will Geld sparen/es gibt nicht genug Arbeitsplätze
35:42-36:42	Freizeit: keine Freizeitaktivitäten/mit Freunden treffen/keine Hobbys/früher hat er mehr unternommen
36:48-37:14	Könnte sich ehrenamtliches Engagement vorstellen (Holzwerkstatt/Nachbarschaftshilfe)
37:10-37:40	Wichtige Personen: Großeltern mütterlicherseits/ansonsten niemand/Kumpels: keine wichtigen Freunde
37:41-38:00	Keine Beziehung zu seiner Familie Großeltern mütterlicherseits hat er immer als Eltern angesehen; kein gutes Verhältnis zu den Eltern
38:02-39:20	Er hat Glück gehabt im Leben/zufrieden: Zukunft wird sich nach der Maßnahme zeigen; er würde gern beruflich nochmal neu anfangen; ansonsten Hartz IV
39:22-39:51	Beruf: Bereich egal; 1200 € Bedingung; Traumberuf hatte er bereits (Zeit auf der Werft „wunderschön“)
40:05-41:02	Kurz nach der Wende hat er überlegt, dass er in X an der Seefahrtsschule studieren könnte (Chief werden); das hat er sich nicht zugetraut; seine Familie stand nicht hinter ihm, er fühlte sich zu alt
41:14-42:30	Abi nachholen: war bei einem ehemaligen Kollegen sehr schwer/hohe Anforderungen kein richtiges Zutrauen
42:47-44:20	Hausarzt empfiehlt ihm eine Umschulung/Hausarzt ist selbst auch mal zur See gefahren/hat nach der Wende Medizin studiert/Vergleich mit sich selbst (er ist Arzt, ich nicht; das hätte ich auch geschafft)
44:50-47:52	Wenn Vater früher nach Hause kam, hat er sich gefreut; war aber auch froh, wenn er weg war; Vater seit 2005 zu Hause: kein gutes Verhältnis („er geht allen auf den Sack“; Kontakt nur auf Feiern); Vater = berufliches Vorbild/brachte schöne Geschenke mit/Mutter Lehrerin: lehrerhaftes Verhalten auch zu Hause (sie weiß und kann alles besser); Bruder bekam bei schlechter Note von seiner Mutter Prügel (er ist auf derselben Schule wie seine Mutter)

Thematischer Verlauf
Frau Meyer

Zeit	Inhalt
00:22-52	Erzählstimulus
01:04-01:45	Geb. in X/Dorf/Lehre im Kreisgericht X Facharbeiter für Schreibtechnik: kein Arbeitsplatz: Vermittlung nach M.
01:46-2:22	Bruder arbeitet im Fischkombinat, bekommt 1974 eine AWG 5-Raumwohnung: dort bekommt sie ein Zimmer, wohnt fünf Jahre bei ihm
2:23-2:26	Eigene Ein-Raum-Wohnung
2:30-2:42	Arbeitet nur 10 Monate beim Kreisgericht X-Stadt, sucht sich dann Arbeit bei der Baustoffversorgung: 7 Jahre
2:45-3:01	Danach WTB: wurde von Spar übernommen, arbeitet dort bis 2005
3:08-3:38	War einige Zeit alleinerziehend: konnte Vollzeitjob und Kinder trotzdem gut verbinden
3:40-4:13	Sie versteht nicht, wenn Mütter nicht arbeiten oder nur bis mittags arbeiten
4:15-5:30	Musste alles selbst zahlen/älteres Kind konnte nicht mehr in den Hort gehen, weil es zu teuer war/kein Unterhalt
5:31-6:07	Will als Hartz IV-Empfängerin nicht mehr Geld haben/die, die arbeiten kriegen immer weniger Geld, die sollten mehr Geld haben, das regt sie auf
6:10-6:14	Sie hat immer gearbeitet
6:10-6:16	Gleich zu Beginn eine Maßnahme
6:18-6:23	Danach Arbeit im Autohaus für zweieinhalb Jahre
6:24-7:00	Ausbeutung
7:05-8:05	Nebenjob in der Nähe der neuen Wohnung/unterbezahlt/Spannung/fast wie eine Vollzeitstelle, was die Arbeitsbelastung angeht für 300 € brutto
8:06-9:05	Kündigung nach vier Minuten/Grund: Neueinstellung eines Rentners, der für 165 € arbeitet: den arbeitet sie ein (bezeichnet sich als „gutmütiges Schaf“):
9:06-9:26	Druck/Ausbeutung: Angst, wieder in einem kleinen Betrieb arbeiten zu müssen
9:27-9:50	Sie ist gutmütig/Opfertyp/ausnutzbar/kann nicht nein sagen
10:08-11:00	Keine Schwierigkeiten mit der DDR/hat gearbeitet/ist mit niemandem angeeckt/hat die Stasi nicht gespürt
11:01-11:08	DDR: keine Angst/unbeschwert
11:10-11:13	Schöne Kindheit auf dem Dorf
12:05-14:00	Begründung für Wechsel zur Baustoffversorgung: Angst (war Justizprotokollantin, musste bei Verhandlungen mitschreiben und manchmal auch das Urteil fehlerfrei abtippen): Angst/Stress: hält das nur 10 Monate aus

14:01-15:00	Baustoffversorgung: hier arbeitet sie in einem ruhigen Zimmer/aber keine Gehaltserhöhung in Aussicht
15:01-16:36	WTB: Nachtschichten als Pförtnerin/deutlich mehr Geld verdient, dann Arbeit im Wareneingang „Schweinegeld“ verdient/täglich 12 Stunden Arbeit und dann eine Woche frei, zwei/drei Jahre arbeitet sie dort bis zur Schwangerschaft
16:37-17:35	Durfte ein Jahr in Erziehungsurlaub gehen: Gesetzesänderung
17:36-18:10	Arbeitet nach Schwangerschaft im gleichen Betrieb/hohe Krippenkosten
18:20-18:55	Kindergarten: Sauberkeitserziehung: bewertet sie positiv/heute klappt das nicht mehr
19:00-19:33	WTB (Waren Täglichen Bedarfs): Auslieferungslager für alle Kaufhallen
19:34-20:12	Verhältnis zu Vorgesetzten im Gericht gut
20:15-20:59	Freunde hat sie immer auf Arbeit kennengelernt/auch die beste Freundin
21:15-22:21	Bis 2005: alles noch die DDR-Mitarbeiter/Privatangelegenheiten waren bekannt/sie glaubt das ein persönliches Verhältnis zwischen den Kollegen heute nicht mehr erwünscht ist bzw. kann sie das nicht einschätzen/hatte beim WTB: gute Chefin (hat gelobt), sie kannte Konfrontation mit dem Chef nicht: das macht sie „fix und fertig“
22:30-22:50	Betriebsschließung lange vorher bekannt
22:53-22:16	Hüft-OP drei Monate krank (bei Spar)
22:17-24:15	Nach Betriebsschließung nochmalige Hüft-OP, Arbeit beim Callcenter (mit Stützen)
24:16-24:40	Zunächst gute Arbeit beim Callcenter: Stammdaten ändern
24:42-26:00	Später Reklamationen/unbekannte Begriff: viele Fehler/keine Zeit das ordentlich zu bearbeiten/sie und die anderen „Alten“ haben sich zu viel Mühe gegeben: zu langsam
26:01-26:15	Sie mussten weg: Freude
26:16-26:35	Druck: das müssen aalglatte Leute hin
26:36-27:19	Call-Center, danach Maßnahme (Praktikum bei regionalem Versorgungsunternehmen), dann zweieinhalb Jahre Autohaus, dann Bewerbungstraining
27:25-30:55	Maßnahme 50+ letztes Jahr (Word/Excel/Werkstatt: mussten Arbeit über zeitgemäßes Thema schreiben und Vortrag/PPT: Angst); Stottern (bei Angst/Anspannung besonders groß)
30:56-32:05	Schwerbehinderung/Prüfung bei Beendigung der Arbeit im Autohaus durch das Integrationsamt: totale Anspannung/Heulkampf: danach froh, dass sie da nie wieder arbeiten muss/gute Arbeit, aber Druck durch den Chef

32:10-33:16	Kollegin geht auch aufgrund des psychischen Drucks/bekommt durch Beziehungen neue Stellung
33:22-33:43	Danach arbeitslos/Nebenjob (bereits erwähnt): konnte aufgrund des empfundenen Drucks zeitweise nicht sprechen
33:45-33:58	Bürotätigkeit ist immer mit Kundenverkehr verbunden
34:00-34:15	keine Illusionen noch einen Job zu finden, froh, dass die Kinder Arbeit haben
34:20-34:25	35 Arbeitsjahre
34:42-35:35	Gute Erfahrungen in der Schule, Lehrer = Respektperson, war nicht aufmüpfig, hat ihre Sache gemacht
35:37-36:32	Wollte eine Tätigkeit im Büro/konnte im Büro im Sitzen trotz Erkrankung (Rheuma/Geheinschränkungen) immer arbeiten
37:31-37:43	hofft, dass ihre Kinder nicht auch Rheuma bekommen
37:52-38:40	Facharbeiter für Schreibtechnik = Berufswunsch/Stelle im Gericht war die einzige freie Stelle/bekam trotz Westverwandtschaft (Tante) die Stelle (war eigentlich untypisch); Freundin bekam die Stelle nicht, weil sie Schwester in BRD hatte
38:45-39:25	hat Konfirmation gemacht: auf Wunsch ihrer Mutter, sie erlaubt keine Jugendweihe; alle haben gesagt, dass sie deswegen keinen Ausbildungsplatz bekommt: hat sich nicht bewahrheitet
39:28-40:00	als Kind hat ihr die Kirche noch eher gefallen/als Jugendliche kein Interesse mehr/sie braucht keine Kirche glaubt aber an Gott
40:15-40:31	Einschätzung der Maßnahmen: Gewinn ist, dass man unter Leuten ist
40:34-41:10	Würde diese Maßnahme verlängern, wenn sie gefragt werden würde (positiv 100 € mehr/unter Leuten sein/feste Aufgabe am Tag, aber nicht, weil sie glaubt dadurch Arbeit zu finden)
41:15-41:59	Nähwerkstatt: entdeckt ungeahnte Fähigkeit /Anerkennung im Bekanntenkreis
42:01-42:26	keine berufliche Relevanz/keine Lust/dafür gibt keiner viel Geld aus
42:30-42:44	Kein Interesse an anderen Bereichen
42:47-43:05	Fährt gern Fahrrad/längere Radtouren
43:15-43:40	Zugang zur Maßnahme: Jobvermittlerin wollte, dass sie unter Leuten ist
43:53-44:30	Sparzwang: Materialmangel/Arbeit mit Resten
44:31-45:30	Hat drei Jahre nach der Betriebsschließung von Spar gearbeitet/arbeitet bei Spar seit 6 Jahren nicht mehr/etliche Maßnahmen gehabt: mehr als andere: Vergleich mit ihrer Nichte, die jetzt seit 20 Jahren arbeitslos ist und nur drei Maßnahmen hatte

45:31-45:48	Frauen deren Kinder schon älter sind, sollen zur Arbeit herangezogen werden (Begründung, dass diese die Rente mit erwirtschaften sollen)
45:50-46:12	Kinder kein Vorwand für Nicht-Arbeit
46:13-46:22	Arbeitsplätze fehlen aber auch
46:23-47:30	Staat muss Arbeitsplätze schaffen/sie würde lieber bei einem staatlichen Unternehmen arbeiten/weil dort der Chef weniger Druck macht
47:31-47:48	Schulung (drei Monate): Vorbereitung auf das Leben, obwohl sie schon 50 war/Beschreibung anderer Maßnahmen
48:25-49:02	Zu Hause sein, macht nicht glücklich, v.a. Geldmangel belastend, schaut kein Hartz IV TV
49:08-50:52	Keine Probleme mit dem Hanse Job Center/auch nicht bei den komplizierten Berechnungsverfahren während ihrer Nebentätigkeit/Geld stimmt immer
50:55	Kein Quertreiber/ist gut klar gekommen
51:06-51:35	Am 1. Tag der AL Stellenangebot (im Autohaus war ein Kommen und Gehen), die einige hielten nur wenige Tage durch
51:36-52:00	Praktikanten des Arbeitsamts auch im Autohaus: Mitarbeiter des Arbeitsamts verwundert, dass sie immer noch da ist/Chef des Autohauses beim Arbeitsamt bekannt
52:01-52:11	Als sie sich nicht mehr in der Lage fühlt dort zu arbeiten, wendet sie sich an das Arbeitsamt: hier keine Unterstützung (sie soll sich an das Arbeitsgericht wenden oder sich krankschreiben lassen)
52:12-52:26	Schätzt ein, dass sie Arbeitsgerichtsprozess nicht durchhält/traut sich auch nicht, sich krankschreiben zu lassen
52:30-52:36	Erkennt eigene Grenzen nicht
52:46-53:00	Förderung läuft aus (Kostenfaktor), einvernehmliche Einigung mit dem Chef das Unternehmen zu verlassen
53:01-53:19	Chef würde sie in der Öffentlichkeitsarbeit „gebrauchen“, aber sie lehnt ab (weil sie das nach eigener Einschätzung nicht kann)
53:20-53:30	bekommt beim Abschied einen großen Präsentkorb
53:32-55:45	Sie bezeichnet ihren Chef als sehr schlau, hat die Prozente der staatlichen Förderung (Schwerbehinderung) hochgetrieben; er beschreibt in den Anträgen ihren Lernbedarf, da es sonst keine Förderung gibt (Förderung über 60%; 547 € pro Monat, Verdienst 760 brutto, 605 netto), fast jeden Tag Vollzeit/Überstunden/Angst
56:01-56:20	Chef immer höflich/respektvoll/Druck, Vergleich mit strengem Vater
56:25-56:30	Druck, hat sich nicht getraut, was zu sagen
56:32-57:10	Muss Flyer verteilen, muss auf die Leute zugehen: fix und fertig

57:17-57:58	Werbung auf dem eigenen Auto vertraglich fixiert
57:59-58:17	Ossis sind am allerschlimmsten
58:31-58:35	Möchte nicht mehr so viele Arbeitsjahre haben wie junge Leute
58:36	Großbetriebe sind besser
59:02-59:21	Keine Freizeitaktivitäten außer Fahrrad fahren/kein Ehrenamt
59:22-59:30	Söhne stehen über ihr/froh, dass sie arbeiten
1:00-1:01:05	Sohn bei Bundeswehr/hat Prüfung nicht bestanden/hat dort aufgehört/Lehre in der Werft (Konstruktionsmechaniker)
01:00:58-01:02:55	Sie hat nicht geglaubt, dass er bei der Jobsuche Spielraum hat/das Arbeitsamt drängt ihn irgendwo rein glaubt sie, er wollte zur See fahren und das Arbeitsamt ermöglicht ihm das auch/er hatte aber vorher schon Kontakt zu einer Heuerstelle aufgenommen/durfte sofort einen Lehrgang machen, den er benötigt/hatte acht Antworten auf seine Bewerbungen/er ist jetzt fünf Monate auf See
01:03:45-01:04:35	Halber Urlaub/dreimal warmes Essen
01:05:04-01:06:14	Ihr Mann hatte die Arbeit nicht erfunden/hat nach der Wende keine Arbeit mehr gehabt/sie musste zu Hause kochen, wenn sie von der Arbeit nach Hause kam/viele Jahre verschenkt/hätte gern fleißigeren Mann gehabt
01:07:05-01:07:15	Angst vor Krankheitssystem als älterer Mensch, Angst vor der Rente (wird wohl nur Grundrente haben)

Thematischer Verlauf Frau Oertel

Zeit	Inhalt
00:49-01:17	Behütetes Elternhaus/1957 geboren/viele Kinder im gleichen Alter im Wohnhaus, gleiche Klasse/behütet, ruhig, recht „glücklich“
01:20-01:51	POS, ab 9. Klasse EOS, Abitur, stressig, Abi-Schnitt gut
01:54-02:05	Studium in X/wollte in M. bleiben/4 Jahre Studium
02:05-02:34	Studiert Tierproduktion, weil sei etwas mit Tieren machen wollte, wollte eigentlich Tierärztin werden (der Traum vieler junger Mädchen); Praktika im Zoo während der Schulzeit, dort eine Stelle zu bekommen ist schwierig ohne Beziehungen bzw. hervorragende Leistungen im Studium
02:35-03:36	Sie bleibt an der Uni: Kooperation zwischen einem Forschungszentrum und der Uni; Tierversuche im Bereich Tierernährung; 1. Kind; Wochenendarbeit/Schichtdienst/Arbeit an Feiertagen: teilweise Arbeit im Stall, Füttern; wenig theoretische Arbeit; kein guter Verdienst; Jobwechsel

03:39-04:10	Beginnt bei einer Bank/kurze Zeit: 2/3 Jahre: „politisch angehaucht“, Auswertung der „Aktuellen Kamera“
04:13-05:10	Wechsel zum Kombinat Schiffbau (auch aus finanziellen Erwägungen); ihr Mann arbeitet auch bei diesem Kombinat; gut verdient; kein Stress Planung und Erzeugnientwicklung/Bereich Maschinenbau; tolle Kollegen; Zeit für das Kind am Nachmittag; am Wochenende nicht gestresst
05:12-07:27	Ende des Schiffbaus/Weiterqualifikation im IT-Bereich/Kündigung/Weiterbildung im Bereich Grundstücks-, Bau-, und Wohnungswirtschaft (1 Jahr): stößt auf ihr Interesse, nach 1-2 Jahren wieder Arbeit, dann findet sie Arbeit bei einer Bauträgerfirma (7 Jahre); stressig, kleine Firma, lange Arbeitszeiten, wenig Geld, Messen am Wochenende, Krankheit (6 Wochen), Entlassung
07:30-08:25	Seitdem arbeitslos/9 Jahre/Tochter erwachsen/mit ihrem Mann ist sie noch zusammen (auch arbeitslos); ihre Eltern pflegt sie
08:27-09:10	Erste Arbeitslosigkeit 1993/bis dahin hatten beide Arbeit und gehen deswegen nicht in den Westen
09:11-10:10	Mann bekommt gleich nach der Arbeitslosigkeit wieder eine Arbeit/Tochter 88 eingeschult/esshaft/in X geboren/wollte hier bleiben
10:11-10:30	Gutes Verhältnis zu Mitschülern/oberes Mittelfeld, nicht die Klassenbeste/genug Freundinnen, spielt nachmittags draußen mit Freunden, Mutter arbeitet zunächst gar nicht, dann halbtags
11:18-11:48	Klassenfahrten waren schön/Wintersport
11:57-12:20	Berufswunsch: Tiermedizin, ihr Notendurchschnitt war nicht gut genug
12:30-13:50	Studentenleben/geregelter Stundenplan wie in der Schule/festgelegt Prüfungstermine, trotzdem Freiheiten (mal nicht zur Vorlesung gehen), keine Zwischenprüfungen
13:53-14:00	Distanziertes Verhältnis zu Dozenten/anders als in der Schule
14:05-14:45	Sie wohnt zu Hause/deshalb nicht ganz so enger Kontakt zu Kommilitonen
14:45-15:10	Geht auch abends weg/Studium = schönste Zeit
15:15-16:20	Mehr Respekt vor den Dozenten in der Uni/Selbstbewusstsein noch nicht so ausgeprägt/keine gemeinsamen Reisen/nur Kontakt in den einzelnen „Fächern“, dann nicht mehr
16:29-17:49	Zu wenig Theorie bei der Arbeit in der Forschungsstelle, aber gutes Verhältnis zu Vorgesetzten, gutes Verhältnis zu anderen Promovierenden
17:54-18:35	Gutes Verhältnis zu Kollegen/zu den Vorgesetzten schwieriges Verhältnis (dominant)
18:51-19:30	Positive Erfahrung: die einjährige Weiterbildung

19:31-20:38	Kaum Vorstellungsgespräche/wenig Beziehungen/sie bereut, dass sie sich nicht stärker vernetzt hat/hat Freizeit nur mit der Familie verbracht
20:40-21:08	Im Alter ist es schwierig neue Freundschaften aufzubauen/finanzieller Hintergrund fehlt
21:10-22:45	5-6 Maßnahmen/die erste ging ein Jahr/ansonsten Kurzmaßnahmen: wenig Nutzen/die letzte Maßnahme im EDV-Bereich: sinnvoll (aber keine Arbeit danach gefunden)
22:46-23:40	Arbeitsagentur hat noch nie einen Job vermittelt/nur Weiterbildungen/Personal wechselt ständig/sind selber machtlos
23:46-24:58	Eingliederungsvereinbarungen (neu seit Hartz IV), „viel Papier“, alle halbe Jahre Termine bzw. gleich nach einer Maßnahme
25:00-26:03	Freizeit; Musik hören/kochen/lesen/Haushalt/Katze/Eltern/Garten der Eltern/kein Ehrenamt
26:10	Wichtige Personen Familie: Tochter/Mann/Eltern/Schwiegereltern: privat stimmt alles/sie hätte gern mehr Geld/würde gern reisen/gesund bleiben/gesundes Verhältnis von Arbeit und Freizeit für sich und ihren Mann

Formulierende Interpretationen

Formulierende Interpretation: Herr Richter

Thema: Besuch des Kindergartens (50-57)

- 50 Der Besuch des Kindergartens war angeordnet.
- 51-53 Er ist in einem Haus mit mehreren Generationen aufgewachsen ist sodass seine Betreuung auch durch die Großeltern übernommen werden konnte.
- 53-55 Er hat sich gesträubt, in den Kindergarten zu gehen. Er ist dort nur hingegangen, wenn er es musste. Mit dem Schulbesuch verhielt es sich ähnlich. Diese ablehnende Haltung zieht sich durch sein Leben wie ein „roter Faden“.

Thema: Frühe Einbeziehung in die Arbeit in der Landwirtschaft (59-71)

- 59-60 Er musste seinen Eltern früh in der Landwirtschaft helfen.
- 61-62 Seine Eltern haben auch noch privat Landwirtschaft betrieben, um Geld dazu zu verdienen.
- 62-64 Damals wurde sehr wenig Geld verdient, deshalb haben seine Eltern privat, Vieh gehalten und Land bestellt.
- 65 Wut auf seinen Vater, weil er mitarbeiten musste.
- 65-66 Heute sieht er das positiv, weil er dadurch viel gelernt hat.
- 66-71 Seine eigenen Kinder haben was Landwirtschaft angeht (Land bestellen, Schlachten, Brot backen angeht) nichts gelernt.

Thema: Besuche in Westdeutschland vor 1989 (85-93)

- 85-86 Er wurde mehrmals in die alten Bundesländer eingeladen und war in den 80er Jahren insgesamt fünfmal dort.
- 86 Er hätte da bleiben können.
- 86-89 Er hat die negativen Seiten Westdeutschlands kennen gelernt, da sie ihm gezeigt wurden.
- 90-91 Bürger der DDR, die in Sachsen gewohnt haben, hatten kein Westfernsehen und deshalb wenig Informationen.

- 91-92 Bürger aus dem Norden hatten Westfernsehen, diese hatten Einblick und hätten voraussehen können, was im Falle des Mauerfalls eintritt.
- 92-93 Die Leute waren verblendet und haben nur bestimmte Aspekte gesehen.

Thema: Entwicklung nach der Wende (93-102)

- Hausbau*
- 93-97 Nach der Wende haben viele ein Haus gebaut und sind damit gescheitert. Er hat das nicht gemacht und versteht warum die Leute sowas machen.
- Währungsunion*
- 97-100 Als angekündigt wurde, dass die Ostmark an Wert verliert, haben viele ihr Geld ausgegeben, er hat sich davon nicht beirren lassen.
- 100-102 Er hat auch nicht verstanden, warum die Leute ihr Ostgeld zu Kursen (1:50; 1:100) gewechselt haben.

Thema: Nebenberufliche Tätigkeit (108-142)

- 108-109 Die Wende hätte früher kommen sollen.
- 109-110 Die 80er Jahre haben seine Gesundheit geschädigt.
- 110-111 Er ist 1985 nach M. gezogen, weil er aufgrund seiner Arbeit im YYY-Werk eine Arbeit gefunden hat.
- 112 Er wollte privat eigentlich nicht mehr arbeiten.
- 113-115 Er wurde aber 1986 gefragt, ob er privat am Wochenende als „Handlanger“ auf dem Bau arbeiten möchte.
- 115-118 Er stellt im November 1989 noch ein Gartenhaus fertig.
- 131-135 Er arbeitet jedes Wochenende von Anfang April bis Oktober neben seiner Tätigkeit im XXX-Werk (zusammen mit zwei Maurern aus dem XXX-Werk).
- 136 Er wird von zu Hause abgeholt und wieder nach Hause gebracht.
- 141-142 Die Wochenendtätigkeit schädigt seine Gesundheit nachhaltig

Thema: Vergleich Ost- und Westdeutschland (145-154)

- 145-149 Er beschreibt nach einer Nachfrage der Interviewerin die negativen Seiten der alten Bundesrepublik am Beispiel Hamburg, wo er vor und nach der Wende mehrmals war: Stadtteile mit hohem Ausländeranteil, Obdachlosigkeit.
- 149 Das wurde ihm alles gezeigt.
- 150-152 In seiner Heimatstadt lebt man sehr ruhig, so war es früher auch schon.
- 152-154 Im Süden der DDR (Leipzig, Berlin) war es schon damals anders, aber es gab nicht solche Verhältnisse wie jetzt.

Thema: Entwicklungen nach der Wende (167-184)

- 167-168 Nach der Wende haben andere Kredite aufgenommen, um sich ein Haus zu bauen, dann wurden sie durch die Arbeitslosigkeit überrascht.
- 168-169 Wer sich mit der Geschichte auseinandergesetzt hat, hätte diese Entwicklung voraussehen müssen.
- 170-179 1975 (als seine Eltern Silberhochzeit hatten) waren die Geschwister seines Vaters da, die haben vorausgesagt, was im Falle einer Wiedervereinigung eintreten wird: eine drastische Reduzierung der Arbeitskräfte in seinem Betrieb (dem XXX-Werk). Diese Vorhersage ist zu 100% eingetreten.
- 179-182 Das ist ihm wieder eingefallen als er im YYY-Werk gearbeitet hat, dieses wurde nach der Wende von Norwegern übernommen, das Personal wurde gleich innerhalb eines Vierteljahres um 1000 Leute reduziert.
- 182-184 Weil die Übernahme durch ein norwegisches Unternehmen erfolgte, war der Abbau sozialer, die Leute haben eine Abfindung bekommen, was heute nicht mehr üblich ist.

Thema: Veränderungen durch Hartz-Reform (185-212)

- 185-188 Durch Hartz IV hat sich alles ins Negative verändert: er hat in den 90er Jahren als er Arbeitslosengeld II bezogen hat im Sommer beim Arbeitsamt abgemeldet und beim Großbauern bei der Ernte geholfen.

- 189-191 Das kann man heute nicht mehr machen bzw. müsste der Bauer dann einen Antrag ausfüllen, er müsste die genaue Anzahl der Arbeitsstunden eintragen. Das wurde in den 90er Jahren nicht gemacht.
- 192-195 Da hat er einfach beim Arbeitsamt angerufen und Bescheid gesagt, dass er für ein halbes Jahr Arbeit hat. Er hat dann ein Formular ausgefüllt, wie lange er gearbeitet hat und wieviel er verdient hat, das hat der Arbeitsgeber nur noch unterschrieben.
- 196-202 Der Großbauer hat in den Jahren danach gefragt, ob er wieder bei ihm arbeiten möchte, aber er hat abgelehnt, weil das Geld, was er verdient auf Hartz IV angerechnet wird.
- 206-212 Abfindungen können für die Riester-Rente angerechnet werden, man kann auch 150 € pro Lebensjahr kann man behalten. Aber er würde das nicht angeben, wenn er es hätte, weil man nicht weiß, wie sich die Gesetzgebung noch verändert (ob zum Beispiel das Geld auf die Rente angerechnet wird).
- 220-222 Schule war für ihn nicht wichtig, weil er schon als Schüler in den Ferien Geld verdient hat. Er konnte in den Ferien in der LPG arbeiten.
- 222-223 Juristisch gesehen hätte er nur drei Wochen arbeiten dürfen.
- 225-228 In die Liste wurde dann der Name von jemandem geschrieben, der nicht gearbeitet hat, falls eine Kontrolle kommt.
- 227 Es gab nicht viele Kontrollen.
- 228-230 Mit 15 Jahren macht er seine Ackerberechtigung und darf Traktor fahren
- 230-231 In manchen Jahren hat er 5000 Mark verdient.
- 231-232 Er hat im Sommer 15 bis 16 Stunden gearbeitet.
- 232-234 Der Vater war dagegen. Er hat selbst auf der LPG gearbeitet und aufgepasst.
- 234-235 Er hintergeht seinen Vater, indem er bspw. nachts fährt.
- 236 Die Arbeit macht ihm Spaß. Schule ist unwichtig.

Thema: Schulleistungen und Verlauf der Schulzeit (237-263)

- 237 In der 5. Klasse sagt der Schuldirektor zu ihm, dass er für die POS zu „dumm“ und für die Hilfsschule zu „schlau“ ist.
- 239-243 Er kann diese Aussage erst Jahre später einordnen: die Lehrer wollten ihn von seiner Schule auf die Hilfsschule verweisen.
- 244-249 Das hat er aber erst zum Ende der Schulzeit mitbekommen. Da hat ihm das sein Lehrer (und Nachbar) erklärt.
- 251 Er hat nicht viel für die Schule gemacht.
- 251-253 Die Leistungen wurden früher beschönigt, um eine Versetzung zu ermöglichen.
- 253-254 Heute geht das nicht mehr.
- 255/
257-258 Er wollte die Schule so schnell wie möglich verlassen und die Schule nicht zehn Jahre besuchen.
- 255-256 Die Schule früher zu verlassen war damals auch schon schwierig.
- 263 Er hat die Schule früher verlassen.

Thema: „Vitamin B“: Tauschhandel in der DDR (378-401)

- 378-379 Die meisten anderen haben zehn Jahre auf ein Auto gewartet, er nur vier Monate.
- 389-393 Er hat während der Zeit im XXX-Werk Anbaureihen zum Vorzugspreis gekauft und dann weiterverkauft und ist so schnell an einen Trabant gekommen.
- 395-396 1982 beschafft er sich auch einen sehr begehrten japanischen Fernseher, an den man auf normalem Weg so gut wie nicht rankommt.
- 399-401 Er hatte Privilegien. Es war zwar bei den Vorgesetzten nicht gern gesehen, sie wussten aber davon.

Thema: Überwachung in der DDR (402-426)

- 402-404 In der DDR war das Zusammenleben staatlich organisiert. Man wollte, dass die Leute sich verstehen. Das hatte seinen Hintergrund.

- 404-410 Er fand das nicht gut (verordneter Zusammenhalt, Überwachung)
- 416-421 Im XXX-Werk gab es auch Stasi-Mitarbeiter (sogenannte Zuträger), insgesamt 11. Man kannte die dort.
- 422 Die haben mehr Geld bekommen.
- 424-425 Man wurde „ausgehört“ wie man politisch eingestellt ist, es wurde überprüft, wie man auftritt.
- 425-426 Heute gibt es ganz andere Möglichkeiten zur Überwachung.
- 427-428 Er wollte auch mal seine Stasi-Akte einsehen, aber eigentlich interessiert es ihn nicht.

Thema: Vergleich Schulsystem DDR-BRD (435-444)

- 435-444 Polytechnische Oberschule in der DDR und Realschule sind identisch. Hauptschule ist mit der früheren Hilfsschule vergleichbar.

Thema: Eigene Schullaufbahn (444-457)

- 444-447 Vergleich mit Schulbiographie seiner Frau
Seine Frau hat Abitur gemacht, aber das hat ihr nichts genützt.
- 447 Sie gibt immer damit an, dass sie vier Jahre länger zur Schule gegangen ist.
- 451 Schule war für ihn nicht wichtig.
- 452-455 Nach dem Schulabschluss im Beruf hat die Schulbildung niemanden interessiert.
- 456-457 Er verdient als er ausgelernt hat 50 Mark mehr als eine ungelernte Arbeitskraft.

Thema: Arbeitslosigkeit und Hartz IV (458-475)

- Chancen auf dem Arbeitsmarkt*
- 458-459 Heute muss man Glück haben, um eine Stelle zu bekommen.
- 459-460 Er hätte jetzt noch bei seinem letzten Arbeitgeber sein können.
- 460-461 Man wird nicht arbeitslos, wenn man gut ist.

- Schlecht bezahlte Stellen verursacht durch Hartz IV*
- 462-464 Umstrukturierungen durch Hartz IV/schlechte Bezahlung in den Firmen.
- 465-466 Die Leute machen das mit, das ist für ihn unverständlich. Er würde das nicht machen.
- 469-473 Die Leute werden schlecht bezahlt, denn wenn ihr Geld zum Lebensunterhalt nicht reicht, können Sie einen Antrag auf Aufstockung stellen.
- Kontrolle durch Arbeitsagentur*
- 474-475 In dem Moment, wo man eine Aufstockung beantragt, ist man unter Kontrolle. Da man seine finanziellen Verhältnisse offenlegen muss.
- 475 Das ist so gewollt.

Thema: Schulzeit (504-511)

- 504-506 Ihn stört als einziges, dass in der Schule alles zur Pflichtveranstaltung gemacht wird.
- 506-508 Es wurde viel unternommen. Was heute in der Schulzeit gemacht wurde, wurde früher während der Ferien gemacht.
- 509 Er war nur einmal im Ferienlager, danach wollte er nicht mehr.
- 509-511 Seine Eltern stellten ihm die Teilnahme frei.

Thema: Freiwillige unbezahlte Arbeit (511-534)

- 511-512 Er hat auch nach der Wende bzw. während seiner Berufstätigkeit nichts mitgemacht, weil ihm das alles nicht gefallen hat.
- 513 Er hat überall nur einmal mitgemacht.
- 514-516 Beim Subotnik hat er das erste Mal mitmachen müssen, weil das so organisiert war und er nicht absagen konnte.
- 517-518 Er hat solange Druck gemacht bis er dafür einen Tag frei bekommt.
- 518-519 Er hat noch nie eingesehen ohne Geld zu arbeiten.
- 520-534 An Spendenaktionen hat er sich finanziell beteiligt, aber nicht, wenn es um unbezahlte Arbeit ging.

Thema: Berufsbiographie (547-568)

Nebenberufliche Tätigkeiten

- 547-548 Wechsel der Firmen, um mehr Geld zu verdienen.
- 550-554 Während seiner ersten Tätigkeit im Großhandel verdient er sich schon Geld nebenbei dazu, indem er Kaninchen, Bullen und Schweine füttert und sie dann abliefert.
- 555-557 Vertraglich zugesichert gab es für ein Schwein dreihundert Mark und für einen Bullen fünfhundert, die Verkaufserträge steigerten sich von Jahr zu Jahr.
- 557-561 Die Tiere, die in der DDR privat gefüttert wurden, wurden nach Italien, Frankreich und in die alten Bundesländer exportiert, weil sie besser gepflegt und gefüttert wurden als in den großen Tierhaltungen.
- 562-563 Sie hatten zweihundert Hühner zu Hause und haben immer die Eier abgeliefert. Die Eier wurden an einen westdeutschen Nudelhersteller verkauft.
- 568 Das hat er aber erst später erfahren.

Thema: Berufswunsch (588-605)

- 588-593 Er hatte nur drei Berufe zur Auswahl: Fluchtenmaurer (nur gerade Wände ziehen), Privatschlachtereie oder Großhandel.
- 595 Er entscheidet sich für die Ausbildung beim Großhandel.
- 595-597 Der Schlachter hat ihm das sehr übelgenommen. Hat ihn noch zweimal bei seinen Eltern zu Hause aufgesucht, weil er ihn unbedingt einstellen wollte.
- 597-600 Bei dem Schlachter hätte er noch weniger Geld verdient (250 Mark), aber jede Woche zum Wochenende ein Fleischpaket für die ganze Familie.
- 603-605 Er entscheidet sich für eine Tätigkeit im Lager, obwohl das verpönt ist, weil Elektriker und Lager eigentlich jeder machen kann, der keinen Ausbildungsplatz findet.

Thema: Veränderungen im Beruf durch die Wende (605-612)

- 605-607 Nach der Wende war das auch so, aber da wurden viele von den Anforderungen im Lager überrascht, weil sich dort vieles stark verändert hat.
- 607-608 Es wurde im Lager mit deutlich weniger Personal gearbeitet.
- 608-609 Im YYY-Werk waren 32 Leute im Lager, jetzt arbeiten dort nur noch zwei.
- 611-612 Heute wird alles von heute auf morgen bestellt. Früher waren die Lagervorräte weitaus größer.

Thema: Arbeit und DDR-Regime (617-673)

- 617 Er musste zur Arbeit jeden Tag in die Stadt fahren.
- 619-620 Er wollte schon zu Beginn der Lehre in die Stadt ziehen (abgebrochener Satz), aber dafür hätte er in die Partei gehen müssen.
- 621-622 Mitgliedschaft in der Partei war für ihn ausgeschlossen.
- 624 Möglichkeiten im Betrieb waren an die Mitgliedschaft in der Partei oder Kampfgruppe gebunden.
- 625-626 In den Betrieben gab es eine bestimmte Anzahl Freiwilliger, die in der Kampfgruppe waren.
- 626-627 Er hat sich davon immer ferngehalten, weil er das noch nie gut fand.
- 627-630 Er wurde erst mit 25 Jahren zur Armee eingezogen.
- 630-632 Als er vom Wehrdienst zurückkam, sollte er sich überlegen in die Kampfgruppe zu gehen. Aber er lehnt das ab.
- 633-635 Seine Schwester ist den gegenteiligen eingeschlagen, sie war in den obersten Kreisen des Politbüros. Das her er nie verstanden. Er war total anders.
- 637-638 Sie hat bei Harry Tisch (FDGB-Vorsitzender) gearbeitet (er bezeichnet ihn als versoffenes Stück).
- 638 Harry Tisch ist Gast auf der Hochzeit seiner Schwester.
- 638-640 Er war verwundert, dass er der Bruder ist.

- 641-643 Während seiner Tätigkeit im XXX-Werk hat sich Harry Tisch das Werk angeschaut. Er hatte zufälligerweise gerade Schicht.
- 643-648 Er war zu der Zeit im Lager tätig. Er war eigentlich im Lager tätig und wollte den Anlagenfahrern beweisen, dass er auch als Anlagenfahrer arbeiten kann. Deswegen war er für ein Jahr Anlagenfahrer.
- 648 In diesem Zeitraum kam Harry Tisch.
- 650-665 Harry Tisch kannte ihn durch die Hochzeit seiner Schwester, er stellt ihm sogar eine Frage, das ist ihm unangenehm vor seinen Kollegen, sie sind überrascht, dass sie sich kennen. Er erklärt ihnen die Zusammenhänge.
- 666-667 Er hat sich aus politischen Dingen immer rausgehalten
- 669-671 Er erklärt Harry Tisch die Steueranlage und ihre Bedienung.
- 672-673 Harry Tisch spricht ihn mit „du“ an.

Thema: Lehrzeit (687-711)

- 689 Während seiner Lehrzeit gibt es noch zwei andere Lehrlinge.
- 690-693 Er hätte eigentlich drei Jahre lernen sollen. Er war der einzige Lehrling. Ihm wurde gesagt, dass er nur zwei Jahre lernen muss, wenn er die Zwischenprüfung mit der Note zwei abschließt. Er schließt auch mit der Note zwei ab.
- 693-695 Später hat er gehört, dass er auch mit der Note vier die Lehre nach zwei Jahren hätte beenden können, weil er der einzige Lehrling war.
- 695 Ihn hat die Aussicht auf eine kürzere Lehrzeit angespornt.
- 696-709 Er konnte sich aussuchen, ob er eine mündliche oder eine schriftliche Prüfung machen möchte und entscheidet sich für eine mündliche.
- 709-711 Die anderen mussten eine schriftliche Prüfung machen.

Thema: Verhältnis zu Arbeitskollegen (807-840)

- Anrede*
- 807-808 Will seinen unmittelbaren Vorgesetzten nicht mit „du“ ansprechen, weil dann die Kunden irritiert sind.

- 810-812 Wenn man alle mit „du“ anspricht, ist das so, als wenn man den anderen nicht mehr ernst nimmt.
- 812-814 Vorgesetzte wollen, dass er sie mit „du“ anredet.
- Erwartungen an Vorgesetzte*
- 816-822 Grüppchenbildung und Entlassung des Vorgesetzten, weil er da nicht gegengesteuert hat. Er hat sich darüber vorher mit dem Vorgesetzten ausgetauscht.
- 822-823 Nach seiner Auffassung werden die Mitarbeiter für ihr Verhalten nicht bestraft, sondern der Vorgesetzte, da es seine Aufgabe ist einzugreifen.
- 823-827 So ähnlich ist es auch schon dem Geschäftsführer ergangen, nachdem etwas vorgefallen war. Er wurde von heute auf morgen entlassen.
- 829-830 Arbeitgeber wollen nicht, dass Missstimmung herrscht.
- Spannungen aufgrund von Personalabbau*
- 831-837 Personaleinsparungen durch Automatisierungsprozesse/Druck, damit konnten viele nicht umgehen. Sie haben sich selbst eine „Grube gegraben“.
- 840 Reibereien zwischen den Kollegen.

Thema: Kündigung (882-897)

- 882-889 Er kündigt von heute auf morgen aufgrund von gesundheitlichen Problemen. Er muss die Kündigungsfrist nicht einhalten, er begründet das damit, dass er sich am Arbeitgeber rächen könnte, in der Zeit, in der er gegen seinen eigenen Willen noch arbeiten muss.
- 890 Er ist der Meinung, dass es in den Firmen gängige Praxis ist, dass die Mitarbeiter, wenn sie kündigen wollen, auch gehen können.
- 892-897 Er hatte Zugriff auf das gesamte Computerprogramm, weil der Arbeitgeber seinen Mitarbeitern vertraut. Er hätte auch die Preise ändern können

Thema: Arbeitssuche (956-975)

- Motive Für Arbeitssuche*
- 956-975 Er wollte sich nach seiner Tätigkeit im YYY-Werk eigentlich keine Arbeit mehr suchen.

Er sucht sich nur wegen seiner Kinder Arbeit, damit sie bei ihren Bewerbungen bessere Chancen haben. Arbeitgeber stellen ungern Kinder von Arbeitslosen ein.

976 Einstellung bei einer Supermarktkette.

Thema: Arbeitslosigkeit (977-1001)

977-978 Hätte dort gern noch länger gearbeitet, weil er gut verdient hat.

Hartz IV

979-981 Früher (in den 90er Jahren) brauchte man nur einen Antrag auf Arbeitslosengeld stellen und der lief dann über viele Jahre. Seit 2005 ist das alles vorbei.

984 Heute 90% Hartz-IV-Empfänger und 10% Sozialhilfeempfänger.

995-996 Er bereut, dass er nicht bereits Rentenempfänger/Vorruheständler ist.

997-1001 Diejenigen, die mit 54 arbeitslos geworden sind und mit 58 in den Vorruhestand gehen konnten, sind im Vorteil, wenn sie vorher genug verdient haben, den anderen geht es finanziell sehr schlecht.

Thema: Familie (1077-1086)

1077-1079 Kein Kontakt zur Verwandtschaft, die haben sich für was Besseres gehalten.

1084 Konkurrenz innerhalb der Familie.

1085-1086 Er prophezeit, dass es „denen“ auch mal so schlecht geht wie ihm.

Thema: Nachbarschaft (1093-1095)

1093 Er möchte möglichst wenig Kontakt.

Thema: Nebentätigkeiten (Zeile 1100-1110)

1100-1110 Er wäre gern nochmal 26. Damals war das Lohnniveau nicht sehr hoch, er hat nebenbei gearbeitet und damit nachhaltig seine Gesundheit geschädigt.

Thema: Verdienst: Ost-West-Vergleich (1111-1123)

1111-1123 Der Verdienst ist im Westen höher als im Osten (Bsp. Sohn, Enkelin der Nachbarn)

Thema: Wende (1160-1171)

- 1160-1171 Er hat durch das West-Fernsehen schon viel mitbekommen. Kennt sich auch bei Verkaufspreisen durch seine Arbeit im Handel gut aus.

Thema: Maßnahmeerfahrungen (1232-1288)

- 1132-1238 Auffrischung: Lager und Transport. Die Matheaufgaben kann er nicht lösen. Es ist Stoff der neunten Klasse, die neunte Klasse hat er nicht mehr besucht. In der Maßnahme ging es nur um die Teilnahme.
- 1239-1255 Praktikum macht er im Lager eines Baumarkts. In seiner alten Firma möchte er kein Praktikum machen, weil ihn dort alle kennen. Er profitiert von seinen Vorkenntnissen.
- 1255-1265 Die Maßnahme 50+ beendet er auf eigenen Wunsch.
- 1270-1285 Er muss alle zehn Monate zum Arbeitsamt. Den Eingliederungsvertrag schickt die Bearbeiterin auch manchmal zu. Er liest sich den manchmal gar nicht durch. Manchmal sind die Formulare des Arbeitsamts schwer auszufüllen.
- 1286-1288 Er sucht sich nicht selbst Maßnahmen (andere machen das, er nicht) sondern hofft von der Arbeitsagentur in Ruhe gelassen zu werden.

Thema: Rentenpunkte (1295-1307)

Frührente

- 1295-1301 Er hat seine Bearbeiterin gefragt, ob er nicht schon mit 60 in Rente gehen kann, sie verneint das. Er glaubt, dass er erst in Rente gehen kann, wenn seine Rente noch weniger geworden ist.

Höhe der Rente

- 1303-1307 Jetzt noch eine Arbeit aufzunehmen lohnt sich nicht für die Rente (wenn man über 50 oder schon fast 60 ist)

Formulierende Interpretation: Frau Wagner

Thema: Kindheit (7-18)

Eltern

- 7-9 Der Familie ging es finanziell gut. Der Vater hat nicht schlecht verdient, da er eine gute Stellung hatte. Es wurde aber trotzdem gespart.

- 15-18 Zu Hause war alles sehr ordentlich, sehr ruhig, harmonisch. Das ist sie so gewöhnt und das mag sie auch. Sie mag keine Hektik oder wenn man sich zu Hause anbrüllt. Das hat sie auch an ihre Kinder weitergegeben.

Thema: Aktuelles Jobangebot

- 76-88 Sie hat gestern ein Jobangebot bekommen als Näherin. Es ist aber außerhalb (in X), sie kann es nicht annehmen, da ihre Tochter dort nicht hinziehen möchte.

Thema: Kindheit/Jugend (95-127)

- Vater/Mutter*
95-98 Der Vater war sehr forsch, er hat seinen Willen durchgesetzt. Die Mutter war auch berufstätig. Sie ging immer sehr früh aus dem Haus.
- Schwester*
98-104 Ihre Schwester und sie ziehen sich meist vor der Schule nochmal um. Der Vater wollte nicht, dass sie kurze Röcke tragen. Sie kürzen auch abends heimlich ihre Röcke.
- Vater/Mutter*
104-127 Mit der Mutter kann sie persönliche Sachen besprechen. Ihren Vater bezeichnet sie als „Gegner“, der für die Partei durchs Feuer gegangen ist. Sie hatten kein Radio und der Fernseher war eingeschlossen, darauf hatten die Kinder keinen Zugriff. Sie mussten fragen, ob sie ins Wohnzimmer dürfen, dann wurde es aufgeschlossen. Dort war alles extrem sauber, die Mutter hat sich angestrengt, damit alles sauber ist. Ihre Familie hatte als einzige in der Straße einen Fernseher, sie durften den aber nicht anfassen. Sie erinnert sich, dass sie einmal mit anderen Kindern gemeinsam eine Kindersendung anschauen durfte.

Thema: Familie heute

- 129-130 Mit ihren Kindern kommt sie sehr gut zurecht, sie vermutet, weil sie mit ihnen anders umgeht als ihre Eltern mit ihr, sonst hat sie keinen mehr in M.
- 132-133 Ihr Ex-Mann wohnt in derselben Straße, der kommt aber nur wegen des Hundes vorbei. Sie sehen sich nicht, der macht, was er möchte.
- 133-135 Sie hat keine Freunde und hat mit dem Thema abgeschlossen.

Thema: Eigene Zukunft (135-152)

- 135-142 Sie hofft, dass sie sich nochmal ein leichteres Leben aufbauen kann, wenn sie nicht mehr so viel an andere denken muss. Im Moment muss sie noch etwas für die Kinder kaufen, später, meint sie, kommt sie mit dem aus, was sie hat. Den Kindern möchte sie etwas Besonderes bieten, obwohl sie schon größer sind. Die sehen etwas bei anderen und wollen es auch haben. Das Geld ist aber knapp.
- 149-152 Später, wenn die Kinder raus sind, möchte sie es sich nochmal schön machen. Dann möchte sie auch noch einmal arbeiten gehen.

Thema: Verhältnis zu den Geschwistern (152-169)

- 152-160 Sie hat Angst, dass es so verläuft, wie bei ihr früher: dass keiner mehr gekommen ist. Ihre Geschwister haben alle in Sachsen gewohnt. Sie haben das Konto des Vaters geräumt nachdem er gestorben war, aber niemand hat sie besucht. Sie hat auch kein Geld abbekommen. Für sie ist die Sache erledigt. Wenn sie sich eine neue Wohnung sucht, will sie ihrem Bruder nicht sagen, wo sie hinzieht.
- 163-169 Seit dem Tod der Mutter ist das Verhältnis unter den Geschwistern schlechter geworden, weil die Mutter alle zusammengehalten hat. Jetzt ist davon nichts mehr übrig.

Thema: Zukunft der eigenen Kinder (193-194)

- 193-194 Sie wünscht sich für sich eine bessere Zukunft, aber vor allem, dass es ihren Kindern gut geht, dass es ihnen nicht so geht wie ihr.

Thema: Vereinbarkeit Familie und Beruf (195-245)

- 195-202 Sie hat immer an ihre Kinder gedacht, wenn man Kinder hat, bekommt man keine Arbeit, da eine Mutter mit kleinen Kindern häufig krank ist. Damit muss man leben. Keiner wollte sie mit zwei kleinen Kindern einstellen, das versteht sie auch.
- 204-213 Dass man Mütter mit Kindern nicht einstellt, ist das Natürlichste von der Welt (belegt mit Beispiel)
- 219-235 Sie ist nicht böse auf die Leute, die ihr keine Arbeit gegeben haben, sie hat ihren Teil dazu beigetragen. Aus ihren Kindern sind vernünftige Leute geworden, weil sie darauf geachtet hat. Die Arbeit/Arbeitssuche hat sie schleifen lassen. Sie gibt keinem die Schuld, dass es so gekommen ist. Die Gesetze sind eben so.

- 235-245 Sie hat immer gedacht, dass sie, wenn die Kinder größer sind, nochmal eine Arbeit aufnehmen kann. Im Moment funktioniert das nicht, weil ihr niemand hilft (sie verweist wieder auf das Jobangebot und widerspricht sich selbst)

Thema: Eigene Kinder (264-280)

- Unterstützung bei Geldsorgen*
- 264-280 Die Kinder waren alle fleißig und ordentlich. Sie erzählt, dass ihr ich Sohn schon mal Geld geborgt hat, als sie ihm sagte, dass es knapp sei. Sie borgt sich häufiger Geld von ihren Kindern, möchte das aber eigentlich nicht.
- 283-295 Sie möchte ihre Kinder auch wenn sie jetzt schon groß sind zu Weihnachten überraschen. Überraschungen zu Weihnachten halten sie aufrecht. Es ist alles einsamer geworden.

Thema: Eigene Kindheit (309-329)

- Einschulung*
- 309-319 Sie hat mal Bilder von ihrer Einschulung gesehen, auf denen sie ein blaues Kleid mit einem weißen Kragen anhatte. Sie hatte eine der wenigen großen Schultüten, weil es der Familie finanziell nicht schlecht ging. Es wurde viel gekauft und viel präsentiert. Ihre Familie hatte zum Beispiel keinen Ofen, deshalb konnte sie nicht heizen.
- Schulzeit*
- 321-329 An die Schulzeit kann sie sich kaum erinnern, sie vermutet, weil sie zu unbedeutend war. Sie hat in AG mit gemacht, hat beim Handball mitgemacht. Die Schulzeit verlief gradlinig.

Thema: Lehrzeit (330-342)

- 330 Die Lehrzeit war sehr schön. Sie war eine der besten Lehrlinge.
- 331- 342 Die Kollegen in der Maßnahme beneiden sie darum, sie wollen nicht wissen wie gut sie war, dass sie so viel Geld bekommen hat und dass sie einen Job nach der Lehre bekommen hat in dem sie kaum „was machen musste“. Die Kollegen hatten dieses Glück nicht.

Thema: Schule (344-381)

- Verhältnis zu den Mitschülern*
- 344-368 Ihre Mitschüler mochten sie wegen ihres Namens nicht: „Böse“. Sie hat das gemacht, was ihr gesagt wurde und hat nicht viel rumdiskutiert.

- 371-373 Der Vater hat im Elternaktiv mitgemacht.
- 374-381 Sie würde dort heute nicht mitmachen, weil sie anderen keine Vorschriften machen möchte, weil die Leute selber wissen müssen, was richtig ist. Letzten Endes macht sowieso jeder, was er will

Thema: Lehrzeit (387-403)

- 387-396 Sie geht gleich nach der Schule in die Lehre (Schuhfacharbeiter) im „Banner des Friedens“ in X (Kinderschuhfabrik), sie lernt früher aus. Sie war besser als sie dachte, alle dachten sie wäre für die Ausbildung zu ungeschickt. Es ist viel Fließbandarbeit.
- 397-398 Damals ging es ihr gut, sie verdient gut und macht die Arbeit gern.
- 399.-403 Sie sagt, dass es ihr Berufswunsch war, sie hat es später sehr bedauert als es den Beruf nicht mehr gab.

Thema: Erste Scheidung (404-435)

- 404-406 Sie will nach der Scheidung zu den Eltern zurück, zur Überbrückung zieht sie dort wieder ein.
- 417-435 Sie besucht damals ihre Eltern (diese wohnten schon in M.), als sie zurückkommt, ist ihre Wohnung leer. Es ist bis heute nicht aufgeklärt, wer das gemacht hat. Danach zieht sie dort weg.

Thema: Lehre (440-462)

- 440-452 Sie hat andere Lehrlinge mit ausgebildet, hat diese bei der Prüfung unterstützt, damit sie diese bestehen. Sie berichtet über Ursel, eine Auszubildende, die so „blind ist wie ein Huhn“. Sie konnte sehr schlecht sehen und hätte die Prüfung ohne Hilfe nicht bestanden.
- 452-462 In ihrem Betrieb, der nur ein Betriebsteil war, gab es nicht viele Lehrlinge. Es gab zwei, drei Lehrlinge, in ihrem Jahrgang gab es zwei. Sie war der beste Lehrling, lernt ein halbes Jahr eher aus und bekommt als einzige eine Jahresendprämie (die anderen legen für sie zusammen). Darauf ist sie sehr stolz. Ihr Vater ist neidisch, weil sie mehr verdient als er. Sie verdient zu der Zeit 1200 Mark.

Thema: Berufstätigkeit (466-475)

- 466-473 Sie arbeitet als Springer, sie kann jede Tätigkeit. Sie konnte sich aussuchen, ob sie nach ihrer oder der jeweiligen anderen Lohngruppe bezahlt werden möchte.

Sie macht auch „Männerarbeiten“, dort verdient sie das meiste Geld.
Sie war der einzige Lehrling, der den PC bedienen konnte.

475 In den Augen des Vaters macht sie den ganzen Tag „nisch“.

Thema: Jetzige Maßnahme (479-485)

479-485 Sie arbeitet lieber körperlich. Sie versteht sich als Ansporn für die anderen, diese arbeiten sonst nicht viel. Sie arbeitet jedoch sehr schnell und kennt das nicht anders, die anderen sehen das.

Thema: Berufsbiographie (486-564)

Berufsoption

486-492 Sie hätte auch eine Stelle in einer Wurstfabrik angenommen.

Ende der Tätigkeit in der Schuhfabrik

495-502 Sie arbeitet 15 Jahre in der Schuhfabrik. Kurz bevor die Fabrik schließt, geht sie nach M. zu ihren Eltern (nachdem sie „beklaut“ wurde). Sie wollte dort mit niemandem mehr was zu tun haben, sie vermutet, dass das jemand war, der sie gekannt hat.

Neuanfang in M.

502-510 Der Neuanfang in M. ist nicht so einfach, aber sie weiß, dass sie nähen kann. Deswegen hätte sie auch in der Wurstfabrik angefangen. Sie wäre auch weggezogen, aber es ging nicht.

Arbeit Textilfabrik

513-523 Sie arbeitet in M. bei einer Textilfabrik, sie muss Probenähen mit der Hand, arbeitet dann aber vorwiegend am Computer. Die Maschinen kommen aus Westdeutschland. Sie näht als einzige auch nachts. Sie näht auch Markisen.

533-547 Sie hat in der Textilfabrik viel gearbeitet, sie kam nicht dazu über irgendwas nachzudenken, arbeiten, Geld verdienen. Sie ist es gewöhnt zu arbeiten und nicht „zu mucken“. Deshalb fällt ihr die Arbeit in der Maßnahme leicht. Sie zieht ihre Arbeit durch, aber die anderen Teilnehmer wollen das nicht. Die Kollegen meckern immer, dass sie zu viel macht. Aber sie kann nicht langsamer.

Arbeit nach der Wende

550-557 Nach der Wende arbeitet sie als Küchenhilfe im T., sie soll auch in der Küche arbeiten, aber dort kommt sie (zum dritten Mal schwanger) mit den Gerüchen nicht zurecht. Sie darf dann aufgrund der Schwangerschaft nicht mehr arbeiten. Dann arbeitet sie wegen der kleinen Kinder nicht mehr.

Einschätzung der eigenen Berufsbiographie

- 557-564 Nach ihrer Einschätzung hatte sie die besten Voraussetzungen (zu Hause und in der Lehre), aber sie hat nichts daraus gemacht und hofft, jetzt noch etwas nachholen zu können: eine Arbeit finden, ausgelastet sein wie früher.

Thema: DDR

- 565-603 Von der DDR hält sie nicht viel. Mit der Politik hat sie sich nicht befasst, sie lässt sich nichts aufzwingen. Deswegen war sie nicht akzeptiert. Sie hat versucht durch ihre Arbeit, Anerkennung zu erlangen. Das Thema ist für sie abgehakt, sie will darauf nicht weiter eingehen. Ihr Vater war ein großer Parteigenosse und sie hat nicht gemacht, was er wollte.

Thema: Erfahrungen mit dem Jobcenter

- 620-632 Zu achtzig Prozent gute Erfahrungen mit dem Jobcenter. Sie wurde in Ruhe gelassen. Hat in der ganzen Zeit keinen Job vermittelt bekommen.

Veränderungen seit den Hartz-Gesetzen

- 647-655 Sie kommt durch die Teilnahme am Projekt weniger zur Hausarbeit, sie ist fix und fertig, wenn sie nach Hause kommt. Sie muss nach der Arbeit noch einkaufen, Essen kochen, abends schläft sie im Sitzen ein. Es ist anstrengender geworden, sie muss viel Rechnen.

- 659-665 Sie möchte nicht bloß für einen Hungerlohn arbeiten.

Thema: Vorstellungsgespräche

- 671-682 Sie hatte in den ganzen Jahren zwei Vorstellungsgespräche, bei einem wollte sie der Chef zur Freizeitgestaltung.
- 685-688 Im Jobcenter wird nur aufgenommen, wo sie sich beworben hat, dann kann sie nach 10 Minuten wieder gehen.

Formulierende Interpretation: Herr Lange

Thema: Kurzbiographie (9-22)

- 9-22 1965 in X geboren, 1968 nach M. gezogen, weil der Vater zur See fuhr, er geht 10 Jahre zur Schule und macht dann auch der Werft eine Lehre als Maschinenbauer. Er arbeitet 10 Jahre als Maschinenassistent in der Erprobung. 1991 wird er entlassen. Von da an „schlägt er sich beruflich durch“ z.B. als Schlosser, Zeitarbeit.

Thema: Schulzeit (29-41)

Einschulung

- 29-33 Er wird 1971 eingeschult, er geht bis zur fünften Klasse in dieselbe Schule. Dann ziehen seine Eltern um, weil sie in einem anderen Stadtteil eine größere Wohnung bekommen. Er geht in dem neuen Stadtteil bis zur 10. Klasse zur Schule.

Jugend

- 34-41 Er bezeichnet sich als nicht sehr linientreu. Er hatte mit Kommunisten „nicht viel am Hut“, er trug „Nietenhosen“ und hörte „Beatmusik“. Er nahm nicht an den FDJ-Treffen zu Pfingsten in Berlin teil, sondern fuhr nach X zelten. Er fährt häufig nach Ungarn, weil es dort alles gibt.

Thema: Lehre und Berufstätigkeit (41-71)

- 41-49 Er fängt seine Ausbildung auf der Werft an, er ist zuerst in der Reparaturbrigade, später in der Erprobung. Er konnte sich aussuchen, wo er arbeiten möchte und wählt die Erprobung, weil er immer zur See fahren wollte. Sein Vater möchte, dass er erst einen anständigen Beruf lernt, bevor er zur See fährt. In der Erprobung gefällt es ihm. Die Arbeit ist abwechslungsreich, er kann zur See fahren und verdient mehr Geld als bei einer Reederei. Er bleibt dort bis die Wende kommt.

Wende

- 49-55 Mit der Wende werden seine Abteilung und der Rest der Werft aufgelöst. Er arbeitet als Schlosser bei unterschiedlichen Firmen.

Zeitarbeit

- 56-66 Er arbeitet bei Zeitarbeitsfirmen und macht „alles Mögliche“. Unter anderem arbeitet er in X in einem Hotel. Dort richtet er die Zimmer ein (Möbel, Gardinen) und wohnt auch zur Probe. Dort gefällt es ihm sehr gut, er überlegt, ob er in der Kreuzfahrbranche anfängt. Er schaut sich in Gaststätten und Hotels um und überlegt als „Zimmermädchen“ anzufangen. Er findet das als Mann jedoch schwierig, weil man gemobbt wird.

Erkrankung

- 67-68 2007 erkrankt er, er bleibt krank bis 2010. Er ist häufig im Krankenhaus und auf Kur.

Aktuelle Maßnahme

- 68-71 Die Maßnahme ist für ihn ein Neuanfang. Sie entscheidet, ob er richtig durchstartet oder ob er in Rente geht. Er möchte eigentlich wieder durchstarten.

Thema: Aufenthalte in X (81-89)

- 81-89 Dort ist er immer beim Motorradrennen (was jedes Jahr stattfindet). Das ist jedoch nur ein Vorwand. Es geht ihm darum, Gleichgesinnte zu treffen und ist gleichzeitig „Stiller Protest“ gegen die FDJ (Bier trinken, am Lagerfeuer sitzen, Musik hören).

Thema: Aufenthalte in Ungarn (93-99)

- 93-99 Er fährt einmal im Jahr nach Ungarn, um dort einzukaufen, was es im Osten nicht gibt (Schallplatten, Jeans). Sie haben auch gezeltet und machen auf der Rückfahrt einen Zwischenstopp in der Tschechei (Prag: Bier trinken).

Thema: Schulzeit (107-161)

- 107-115 *Mitschüler*
In seiner ersten Schule (bis Klasse 5) hat er ein gutes Verhältnis zu seinen Mitschülern, er kennt viele aus dem Kindergarten, zu einigen hat er bis heute Kontakt. In der neuen Schule bleibt immer ein bisschen Abstand zu den Schülern, er gehört nie richtig dazu.
- 115-119 Alle fünf Jahre ist Klassentreffen, er hat aber keine großen Bindungen.
- 119-124 *Eigene Schulleistungen*
In der Schule macht er seinen „Job“, er war kein guter und auch kein schlechter Schüler, sondern Mittelmaß. Er hat das gemacht, was gemacht werden musste, eine drei hat ihm gereicht.
- 128-135 *Verhältnis zu den Lehrern*
Es gab Lehrer, die ihn nicht mochten und solche, die ihn gefördert haben (z.B. eine Lehrerin aus der Parallelklasse, sie nimmt ihn mit zur Klassenfahrt).
- 152 Er erlebt in der Schule nichts Schlechtes.
- 152-161 *Verfehlungen*
Er schwänzt ein halbes Jahr den Englischunterricht, dafür bekommt er einen Tadel. Er bekommt auch mal einen Verweis, weil er auf der Klassenfahrt nachts ausreißt, um seine Freundin zu besuchen. Er kommt erst morgens zurück, hatte eine schöne Nacht. Der Verweis ist ihm egal.

Thema: Berufswunsch (167-181)

- 167-181 Der Vater ist sein großes Vorbild, er fuhr zur See und er möchte auch zur See fahren. Er traut sich nicht, den direkten Weg in diesen Beruf einzuschlagen, seine schulischen Leistungen waren nicht gut genug. In der DDR durften nicht zwei Leute in der Familie zur See fahren (Gefahr der Republikflucht). So wollte er über Umwege sein Ziel erreichen. Der Vater wollte, dass er erstmal einen „anständigen“ Beruf erlernt. Er bewirbt sich auf der Werft als Rohrschlosser. Die Werft sucht dringend Maschinenbauer, er sattelt nach einem halben Jahr um und kommt zur Erprobung. Hier kann er auch zur See fahren.
- 182-187 Er bleibt dort, weil er sehr gut verdient. In der DDR verdiente man durchschnittlich 600 Mark, sein Vater verdient 800 Mark, er verdient zwischen 1200 und 1500 Mark.

Thema: Berufsausbildung (192-214)

- Verhältnis zu anderen Auszubildenden*
- 192-200 Bei den Rohrschlossern findet er „Gleichgesinnte“ vor. Die Maschinenbauer empfindet er als „Streber“, er passt nicht dazu. Sie hatten ein enges Verhältnis zu Partei und FDJ. Er nimmt nicht an den beiden Klassenfahrten teil. Er hat als einziger lange Haare.
- Verhältnis zu den Ausbildern*
- 205-206 Zu den Lehrmeistern hat er in gutes Verhältnis.
- 211-214 Positives Erlebnis ist ein Bockbieranstich in einer nahen Kleinstadt.

Thema: Berufstätigkeit (225-324)

- 225-241 Beschreibung: Tätigkeiten in der Werft; Highlights sind die Probefahrten.
- Verhältnis zu den Kollegen*
- 245-253 Er hat kaum Kontakt zu den Kollegen aus den anderen Schichten. Zu den Kollegen aus seiner Schicht hat er ein gutes freundschaftliches Verhältnis.
- Verhältnis zu den Vorgesetzten*
- 258-266 Den Vorgesetzten ist er lieber aus dem Weg gegangen, Abteilungsleiter und Meister sind alle Genossen, sie reden immer von Planerfüllung. Das Verhältnis zu seinem Chief war gut.

Berufliche Weiterentwicklung

- 291-297 Er wollte immer seinen Maschinisten (also das Patent) und den Kesselschein machen. Damit hätte er als Maschinist auf See fahren können. Er fährt oft mit auf See und bildet sich nicht weiter, auch aus finanziellen Erwägungen. Er geht davon aus, dass er das später noch nachholen kann. Die Wende lässt ihn in ein großes Loch fallen.

Berufliches Selbstbild

- 297-321 Ihm war lange nicht bewusst, was er beruflich draufhat. Sein Leben verlief zu glatt. Wenn er sich nach der Wende bewirbt, sind die Arbeitgeber oft über seine Qualifikation als Maschinenbauer überrascht, so wird er zunehmend selbstbewusster. Er arbeitet im Trockenbau, als Schweißer, Elektriker und hat heute ein anderes berufliches Selbstbewusstsein.
- 327-324 Er beschreibt sich als nicht sehr fleißigen Schüler, er war nie ein Theoretiker. Im Nachhinein meint er, dass er sich mehr hätte anstrengen müssen.

Thema: Berufliche Weiterentwicklung nach der Wende (342-420)

- 342-351 Er wird zum 31.12.1991 auf der Werft entlassen. Die Werft gründet eine Auffanggesellschaft, die Umschulungen und Weiterqualifizierungen (z.B. als Stahlschiffbauer) findet er überflüssig, weil er dort nichts Neues lernt. Die Auffanggesellschaft wird nach einem Jahr aufgelöst, dann ist er arbeitslos.
- 352-354 Er ist bis 1995 arbeitslos, pflegt in der Zeit seine Mutter. Er fährt mit ihr zum Arzt und hilft im Haushalt. 1995 bewirbt er sich als Schlosser.
- 355-368 Sein Bruder nimmt ihn mit in ein Schreibbüro, weil dieser eine Jobveränderung anstrebt, dort werden ihm Stellen rausgesucht und Bewerbungen geschrieben. Er bewirbt sich und wird sofort eingestellt. Er wird arbeitslos, macht alle Schweißerpässe und findet neue Arbeit in einer Zeitarbeitsfirma. 2002 wird er wieder arbeitslos, er macht einen Ein-Euro-Job und erkrankt.
- 370-373 Für ihn ist das Projekt ein Test, ob er noch arbeiten kann, er wollte unbedingt hier anfangen.
- 380-388 Bei der ersten Firma hatte er sich als Hilfsarbeiter und nicht als Schlosser beworben, er wird jedoch als Schlosser eingestellt.
- 389-390 Er hatte immer Glück, die Firmen sind ihm „die Bude eingerannt“.
- 392-393 Er geht nicht für sieben Euro arbeiten, dann bleibt er lieber zu Hause.

401-408 Bericht über Maßnahmen/Weiterbildungen

Aktuelle Maßnahme

417-420 Die Arbeit im Projekt bringt nichts, man ist unter Leuten mehr nicht. Es ist interessant die Arbeit mit Holz kennen zu lernen, aber es bringt ihn nicht weiter.

Thema: Erfahrungen mit Jobcenter und Arbeitsamt (426-484)

426-429 Arbeit bekommt man dort nicht, man muss sich dort vierteljährlich melden und dann wird „dumm rumgequatscht“.

430-484 Jetzt im Jobcenter wird mehr Druck gemacht. Wenn man die Forderungen nicht erfüllt, bekommt man eine Sperre (wenn man z.B. keine Bewerbungen schreibt, nicht an einer Maßnahme teilnehmen will oder einen Termin nicht wahrnimmt). Bei drei Verfehlungen bekommt man keine Leistungen mehr, dann wird nur noch die Miete bezahlt und man bekommt Essensgutscheine (drei Monate lang). Er hatte schon mal 30% Kürzung. Druck wird ausgeübt, um Geld zu sparen. Man kann gar nicht so viele Bewerbungen schreiben, so viele Firmen gibt es gar nicht und die Wirtschaftslage ist schlecht.

Thema: Freizeit (493-510)

493-497 Keine Hobbies, er trifft sich manchmal mit Freunden.

Ehrenamt

508-510 Das Projekt gab den Anstoß darüber nachzudenken, sich ehrenamtlich zu engagieren (Holzwerkstatt/Nachbarschaftshilfe)

Thema: Familie (517-528)

517 Er hatte ein enges Verhältnis zu seinen Großeltern, ansonsten hat er noch einige „Kumpels“, das sind aber keine richtigen Freunde.

Zu seiner Familie hat er keine enge Beziehung, seine Großeltern hat er als seine Eltern angesehen, aber diese sind verstorben.

Thema: Rückschau auf das eigene Leben (530-532)

530 Er hat rückblickend das Gefühl, mit seinem Leben Glück gehabt zu haben. Er ist im Großen und Ganzen zufrieden.

Thema: Zukunft (537-554)

537-544 Durchstarten oder Hartz IV/Rente, Ein-Euro-Jobs

550-554 Es ist ihm egal, wo er arbeitet. Er will aber mindestens 1200 € netto verdienen. Seinen Traumberuf hatte er schon

Thema: Rückblick auf die eigene Berufsbiographie (559-589)

559-589 Er hat kurz nach der Wende überlegt, auf die Seefahrtsschule zu gehen, aber das traut er sich nicht zu. Dazu hätte er eine Familie gebraucht, die hinter ihm steht. Er wäre im Vergleich zu den anderen Studenten auch schon etwas älter gewesen, was für ihn ein Gegenargument war. Er bereut, dass er das nicht gemacht hat. Er geht davon aus, dass es sehr anstrengende gewesen wäre, ein direktes Studium nach dem Abitur ist einfacher.

Thema: Eltern (624-671)

Vater heute
624-634 Er ist seit 2005 Rentner und nervt ihn und seine Mutter. Er sieht seine Eltern nur auf Feiern und hat sonst keinen Kontakt.

Vater früher
639-642 Früher war sein Vater für ihn ein Held, er hat immer etwas Schönes mitgebracht, wenn er nach Hause kam. Er nimmt ihn manchmal mit aufs Schiff.

Mutter
642-671 Seine Mutter ist Lehrerin, diese Rolle nimmt sie auch zu Hause ein, von ihr hat er sich abgeschottet. Sie weiß alles besser. Sie war Grundschullehrerin und behandelt alle wie Zehnjährige. Sein Bruder ist auf der Schule seiner Mutter und hat bei ihr Musikunterricht, für schlechte Noten bekommt er zu Hause eine Tracht Prügel (z.B. wenn er ein Lied nicht gelernt hatte). Er besucht eine andere Schule.

Formulierende Interpretation: Frau Meyer

Thema: Berufsbiographie (13-35)

13-21 *Ausbildung und 1. Arbeitsplatz*
In X geboren, Kindheit auf dem Dorf, sie beginnt eine Ausbildung beim Kreisgericht X als Facharbeiter für Schreibtechnik und erhält danach dort keinen Arbeitsplatz. Das Kreisgericht X vermittelt ihren einen Arbeitsplatz beim Kreisgericht M., sie beginnt hier sofort nach der Ausbildung zu arbeiten.

Wohnsituation
22-28 Sie geht nach M., weil ihr Bruder dort beim Fischkombinat arbeitet, er bekommt 1974 eine Fünf-Raum-Wohnung, da er vier Kinder hat.

Sie fragt ihn, ob sie dort kurzfristig mit einziehen kann. Sie wohnt dort insgesamt fünf Jahre.

29-30 1981 bekommt sie ihre Einraumwohnung.

2. und 3. Arbeitsplatz

30-35 Beim Kreisgericht M. ist sie nur zehn Monate, dann sucht sie sich eine Arbeit als bei der Baustoffversorgung. Dort arbeitet sie sieben Jahre, danach wechselt sie zu WTB (Waren Täglichen Bedarfs, wird nach der Wende von S. übernommen), dort arbeitet sie bis 2005.

Thema: Eigene Familie (35-40)

Ehe und gemeinsame Kinder

35-37 Sie hat ihre Kinder teilweise allein erzogen, weil sie mit ihrem Mann nicht zufrieden ist, er zieht 1999 aus.

Vereinbarkeit Familie und Beruf

38-40 Sie hat eine Vollzeitstelle und arbeitet in Normalschicht, sie kann Beruf und Kind mit Hilfe des Kindergartens gut vereinbaren.

Thema: Vergleich mit anderen Müttern (Familie und Beruf)

40-48 Sie ist der Meinung, dass andere Mütter ihre Kinder als Vorwand nutzen, um nicht arbeiten gehen zu müssen. Sie berichtet von einer Teilnehmerin aus dem Projekt, die nur bis 13 Uhr arbeiten kann. Sie begründet das damit, dass diese wohl vor der Maßnahme immer Zeit hatte und feste Arbeitszeiten nicht gewöhnt ist. Die Spätschicht geht von 11 bis 16 Uhr. Sie kann nicht verstehen, dass die Frau diese Vergünstigung eingeräumt bekommen hat, sie selbst musste ja auch immer Vollzeit arbeiten.

Thema: Staatliche Unterstützungsleistungen (40-68)

40-60 Sie bekam während ihrer Berufstätigkeit keine staatliche Unterstützung, ihr Verdienst lag aber nur knapp über der Einkommensgrenze. Sie musste z.B. auch GEZ-Gebühren selbst zahlen, ihr 1. Kind konnte den Hort nicht mehr besuchen, weil sie beides (Kindergarten- und Hortplatz) nicht mehr finanzieren konnte. Unterhalt hat sie gar nicht bekommen. Sie musste sowohl finanziell als auch im Alltag selbst für die Kinder sorgen und ist damit klar-gekommen.

61-68 Sie versteht nicht, dass die Hartz IV-Empfänger mehr Geld bekommen, schließlich haben diejenigen, die arbeiten immer weniger Geld zur Verfügung. Darüber ärgert sie sich

Thema: Einschätzung der eigenen Berufsbiographie (68-71)

- 68-71 Sie hat immer gearbeitet, auch nach 2005 hatte sie sofort eine Maßnahme, die acht Monate dauerte. Im Anschluss daran hat sie dann gleich wieder Arbeit in einem Autohaus bekommen (für zweieinhalb Jahre).

Thema: Tätigkeit nach der Betriebsschließung (71-77)

Autohaus

- 71-77 Im Autohaus hat sie das Leben in einem kleinen Betrieb kennen gelernt. Sie beschreibt die Arbeit dort als pure Ausbeutung, räumt aber ein, dass Autohäuser „auch um das Überleben kämpfen“ und keine hohen Löhne zahlen können.

Thema: Umzug in eine kleinere Wohnung (78-82)

- 78-82 Letztes Jahr ist sie in eine kleinere Wohnung gezogen (das Amt hat sie dabei finanziell nicht unterstützt), ihre beiden Söhne haben ihr dabei geholfen.

Thema: Berufliche Tätigkeiten (83-107)

Beschreibung der Tätigkeit

- 83-86 Sie nimmt in der Nähe einen Nebenjob an, auf den sie über eine Annonce aufmerksam wird. In der Anzeige steht, dass es sich um eine Tätigkeit für zwei bis drei Stunden handelt (300 brutto/134 € mehr). Meistens hat sie jedoch fünf bis sechs Stunden gearbeitet, beinahe Vollzeittätigkeit.

Beschreibung der Arbeitssituation

- 86-89 Sie hat das Gefühl, das am Arbeitsplatz immer Spannung in der Luft lag, der Chef ruft sie zum Beispiel auch zu Hause an, dann muss sie nochmal zu Arbeit kommen.

Kündigung und Einarbeitung des neuen Kollegen

- 91- 96 Der Chef kündigt ihr nach vier Monaten, weil er einen Rentner gefunden hat, der für 165 € arbeitet. Er fragt sie, ob sie dazu bereit ist ihn einzuarbeiten, sagt aber auch, dass er eigentlich dachte, sie lässt sich krankschreiben. Sie sagt ihm, dass sie sowas nicht macht und betont im Interview, dass sie den Nachfolger eingearbeitet hat, obwohl das eigentlich wohl niemand von ihr erwartet hat.

Druck und Spannungen am Arbeitsplatz

- 100-107 Sie erfährt hier was Druck und Ausbeutung bedeuten. Sie hat Angst vor einer neuen Arbeit, weil große Unternehmen sie jetzt (mit 55) nicht mehr einstellen. Sie hat Angst davor, wieder in einem kleinen Unternehmen anfangen zu müssen, weil sie ein „gutmütiger Opfertyp“ ist, sich ausnutzen lässt und nicht nein sagen kann. Die Chefs „merken das“, nutzen sie aus und bezahlen sie schlecht.

Thema: DDR (111-120)

Anpassung an die DDR

- 111-120 Sie hatte mit der DDR keine Schwierigkeiten, sie hat sich immer angepasst. Sie hat ihre Arbeit gemacht und ist nicht angeeckt. Sie hat von der Stasi nie etwas mitbekommen. Sie durfte auch zweimal in den Westen reisen (einmal hatte sie schon ihren ersten Sohn und das zweite Mal war sie schwanger).

- 120 Sie hatte in der DDR keine Angst. Das Leben war unbeschwert.

Thema: Tätigkeit am Kreisgericht M. (133-152)

- 133-152 Sie hat nur 10 Monate am Kreisgericht M. als Justizprotokollantin gearbeitet, weil sie Angst hatte. Man hatte pro Woche zwei Strafverfahren, dort musste sie in Langschrift mitschreiben, weil sie ein Protokoll anfertigen musste. Danach war sie immer schon „fix und fertig“. Manchmal musste sie gleich nach der Verhandlung ein Urteil schreiben (auf einer Schreibmaschine mit fünf Durchschlägen). Das musste fehlerfrei sein, weil es sich um ein Original (ein amtliches Urteil mit Siegel) gehandelt hat. Wenn sie einen Tippfehler gemacht hat, musste sie den auf fünf Blättern mit einem DDR-Tipp-Ex verbessern. Das hat sie psychisch sehr belastet; Angst, Stress.

Thema: Tätigkeit bei der Baustoffversorgung (152-166)

- 152-158 Nach zehn Monaten fängt sie bei der Baustoffversorgung an. Da arbeitet sie in einem ruhigen Zimmer und macht Statistiken.
- 158-166 Hier hat sie jedoch keine Chance auf eine Lohnerhöhung, sie kündigt nach sieben Jahren und fängt 1984 bei WTB an.

Thema: Tätigkeit bei WTB (167-179)

- 167-171 Sie bewirbt sich bei WTB als Pförtner beim Dispatcher (LKWs einweisen), der Arbeitsplatz war dann aber nicht da, sodass sie dann fünf Monate als Pförtner arbeitet. Sie verdient durch die Nachtschichten gleich sehr viel Geld.

- 172-179 Nach fünf Monaten bekommt sie eine Stelle im Wareneingang. Dort arbeitet sie bis sie schwanger ist. Die Arbeitszeiten haben ihr dort sehr gefallen (zwölf Stunden täglich arbeiten, dann sieben Tage frei). Sie hat dort sehr viel verdient (900 Mark). Sie arbeitet dort 2/3 Jahre dann wird sie schwanger. Nach der Erziehungszeit fängt sie wieder bei WTB an.

Thema: Elternzeit (180-194)

- 180-188 Die Regierung beschließt, dass man schon beim ersten Kind ein Jahr zu Hause bleiben kann, das kam für sie sehr überraschend.
- 189-194 1989 wird sie das zweite Mal schwanger, nach der Schwangerschaft kann sie 1990 in ihrem alten Unternehmen weiterarbeiten (Krippenbetreuung wird durch die Wende erheblich teurer).

Thema: Krippenerziehung (198-208)

- 198-208 Sie fand die Sauberkeitserziehung in der Krippe sehr gut, die Kinder wurden im Gegensatz zu heute sehr schnell trocken. Heute gefällt ihr das nicht, die Umgangsweise damit früher hat keinem geschadet meint sie.

Thema: Verhältnis zu Vorgesetzten und Kollegen (217-249)

- 217-224 Das Verhältnis zu den Vorgesetzten im Kreisgericht war positiv (nette Richter).
- 227-237 Sie hat viele ihrer Freunde auf der Arbeit kennen gelernt, auch ihre beste Freundin.
- 238-242 Bei WTB waren es bis zum Ende DDR-Kollegen, das war ein ganz anderes Verhältnis. Das „westdeutsche“ Verhältnis unter Kollegen kennt sie nicht. Die Kollegen haben sich untereinander auch über Privatangelegenheiten ausgetauscht.
- 243- 249 Die Chefin lobt ihre Mitarbeiter und drückt Wertschätzung aus. Konfrontationen mit dem Chef sind ihr unbekannt, deswegen kann sie damit schlecht umgehen und leidet psychisch. Damals hatte sie ihren Aufgabenbereich, den sie im Schlaf beherrscht hat.

Thema: Betriebsschließung (252-270)

- 252-256 Sie und ihre Kollegen wussten schon jahrelang, dass die Betriebsschließung bevorsteht. Sie und ihre Kollegen hatten immer Angst davor, weil davon jahrelang die Rede war.

Als die Betriebsschließung feststeht empfindet sie das auch als Befreiung von jahrelanger Angst.

- 256-260 Mit 39 Jahren bekommt sie ihre erste neue Hüfte, diese hat sie schon während ihrer Tätigkeit bei S. bekommen, sie war drei Monate krankgeschrieben, dann konnte sie wieder auf ihren Arbeitsplatz. Als ihr Betrieb geschlossen wurde, musste ihre Hüfte nochmal ersetzt werden und sie ist erstmal krankgeschrieben.

Thema: Tätigkeit beim Callcenter (261-298)

- 261-270 Im Dezember 2005 wird sie vom Arbeitsamt angerufen (sie steht gerade erst für wenige Tage dem Arbeitsmarkt zur Verfügung, geht aber noch mit Stützen, ihre Hüft-OP liegt zu diesem Zeitpunkt drei Monate zurück), die Vermittlerin bietet ihr eine Stelle im Callcenter an. Sie wird zu einem AC eingeladen und eingestellt. Sie geht mit Stützen zur Arbeit.

- 271- 292 Zuerst kommt sie mit der Arbeit im Callcenter gut zurecht (Stammdaten ändern), drei/vier Monate später muss sie dann Reklamationen bearbeiten, damit kommt sie nicht zurecht, mit bestimmten Begriffen kann sie nichts anfangen, Fehler häufen sich bzw. ketten sich aneinander. Wenn z.B. ein vorheriger Bearbeiter etwas falsch gemacht hat, versucht sie durch sorgsame Recherche den Fall richtig zu bearbeiten. Das kostet jedoch zu viel Zeit, vor allem die älteren Kollegen nehmen sich viel Zeit und schaffen nicht so viel wie die Jüngeren, man muss „aalglatt“ sein.

- 292 Sie kommt mit den englischen Begriffen nicht zurecht.

- 293-298 Die älteren Kollegen müssen gehen, sie wird nach fünf Monaten gekündigt und ist froh dort nicht mehr arbeiten zu müssen, da dort Druck ausgeübt wurde. Die Arbeitsergebnisse werden öffentlich präsentiert und pauschal kritisiert. Damit kommt sie nicht zurecht. Das ist nur etwas für „aalglatte“ junge, dynamische Leute.

Thema: Maßnahmeerfahrungen (301-331)

- 301-307 Nach dem Callcenter hat sie eine Maßnahme bei einem regionalen Versorgungsunternehmen, danach arbeitet sie zweieinhalb Jahre in einem Autohaus. Danach folgt ein Jahr „Leerlauf“. Nach der Tätigkeit im Autohaus muss sie gleich am ersten Tag ein Bewerbungstraining besuchen.

- 308-322 *50+: Beschreibung*
 Letztes Jahr besucht sie die Maßnahme 50+, die wie eine Art „Werkstatt“ aufgebaut ist, vorher wurden Word und Excel-Übungen gemacht, die im Anschluss ausgewertet wurden.
 Die Teilnehmer müssen eine Arbeit schreiben, sie bearbeitet zusammen mit drei anderen Teilnehmern das Thema „Rente“ (sie haben dazu sechs Wochen, jeden Tag acht Stunden Zeit). Die Arbeit umfasst vierzig Seiten, dazu muss zu Ausschnitten der Arbeit ein Vortrag verfasst werden.
- 322-331 *50+: Sprachprobleme*
 Sie schätzt sich so ein, dass sie Vorträge überhaupt nicht halten kann. Sie hat als Kind gestottert und keinerlei Hilfe empfangen (weder Sprachheilschule noch sprachliche Förderung). Sie stottert bis heute, als Jugendliche auch mal eine Zeit lang nicht. Bei Stress und psychischer Belastung (vor allem, wenn sie Angst hat vor Vorgesetzten oder im Callcenter) kann sie teilweise gar nicht mehr sprechen.

Thema: Eigene Prognose für die weitere Berufsbiographie (331-337)

- 331-337 Für sie ist es schwierig, eine Arbeit zu finden, sie würde gern im Kundenservice arbeiten, v.a. aufgrund ihres Stotterns. Bei SPS hat sie nur innerbetrieblich gearbeitet und die Mitarbeiter haben auf sie Rücksicht genommen, da konnte sie auch gut arbeiten, wenn sie „ihre Phasen“ hatte.

Thema: Tätigkeit im Autohaus (337-371)

- 337-343 Im Autohaus gibt es Phasen, in denen sie sehr gut sprechen kann, dann empfindet sie Freude und Euphorie. Aber der psychische Druck durch den Geschäftsführer wirkt sich immer wieder stark auf ihr Sprechvermögen aus. Zum Schluss ist es sehr schlimm.

- 344-353 *Psychische Belastung am Arbeitsplatz*
 An ihrem letzten Arbeitstag kommt eine Mitarbeiterin vom Integrationsamt und befragt sie, warum sie nicht mehr arbeiten kann. Sie ist an diesem Tag sehr „angeknackst“ und weint. Die Mitarbeiterin versucht zunächst noch, sie zu überzeugen doch noch zu bleiben, sieht dann aber ein, dass sie das nicht mehr machen kann. Sie kann das Arbeitsverhältnis beenden und freut sich, weil sie immer große Angst hatte, zur Arbeit zu fahren.

- 354-355 *Beschreibung der Arbeitstätigkeit*
 Sie hat viel Schreibtischarbeit machen müssen (Buchungen zum Beispiel), die Tätigkeiten lagen ihr sehr. Sie empfindet aber großen Druck.

Kollegin

- 355-371 Ihre Kollegin muss nach ihrem Weggang das Aufgabengebiet allein bearbeiten und schafft das nach ihrer Einschätzung auch nicht. Sie ist sehr verwachsen mit dem Autohaus, arbeitet schon vier Jahre dort. Sie hört auch auf, weil sie es nicht mehr schafft. Sie findet aber eine neue Arbeit, weil ihr ein neuer Kollege, der nur für eine kurze Zeit in dem Autohaus arbeitet und dann wieder aufhört, eine Arbeit vermittelt. Sie ist froh, dass sie diese neue Arbeit mit festen Arbeitszeiten hat.

Thema: Eigene Schulzeit (387-401)

Lehrer

- 387 Lehrer sind Respektspersonen für sie gewesen.
- 389-394 Sie ist in der Schule eher unauffällig, sie hat ihre Aufgaben erfüllt, würde sich aber nicht als „Streber“ bezeichnen. Die 10. Klasse schließt sie mit der Note 2 ab. Mathe ist ihr Lieblingsfach, dort hat sie eine 1.

Thema: Berufswunsch (395-434)

- 395-401 Sie möchte im Büro arbeiten, das passte im Nachhinein gut, weil sie später eine chronische Krankheit bekommt und trotzdem ihren Beruf ausüben kann, da sie im Sitzen gearbeitet hat. Sie ist nur ausgefallen, wenn sie im Krankenhaus behandelt werden musste.

Thema: Rheumakrankheit (403-422); Hintergrundkonstruktion

- 425-434 Sie möchte Facharbeiter für Schreibtechnik werden, beim Gericht ist dieser Ausbildungsplatz noch frei. Es gibt auch viele Bewerber, die aufgrund ihrer Westverwandtschaft nicht genommen werden. Sie hat im Westen auch eine Tante, wird aber trotzdem genommen.

Thema: Konfessionszugehörigkeit (436-443)

- 436-443 Sie hat Konfirmation gehabt. Sie war zwar auch Pionier, aber Jugendweihe hat sie nicht, weil das die Mutter nicht möchte. In der Schule haben alle gesagt, dass sie deswegen keinen Ausbildungsplatz bekommt, dies bewahrheitet sich jedoch nicht.

Thema: Kirchliches Engagement (447-451)

- 447-451 Als Kind gefällt es ihr in der Kirche noch einigermaßen, die Konfirmation macht sie noch gerade so mit. Sie glaubt an Gott, braucht aber die Kirche nicht.

Thema: Nutzen der Maßnahmen (459-466)

- 459-466 Sie haben kaum Nutzen, außer dass man unter Leuten ist. Bei der aktuellen Maßnahme war sie zu Beginn skeptisch, jedoch würde sie nun eine Verlängerung machen, wenn es ihr angeboten werden würde. Sie glaubt nicht, dass sie durch die Maßnahme eine Arbeit bekommt, der Nutzen liegt neben dem Kontakt zu anderen darin, 100 € mehr zu verdienen und eine Tagesstruktur zu haben.

Thema: Beschreibung der Tätigkeit im jetzigen Projekt (468-484)

- 468-470 Zunächst sagt sie, dass sie mit dem „Nähen gar nichts am Hut hat“, räumt dann aber ein, eine Nähmaschine zu besitzen. Sie hat zu Hause auch schon mal Kissen genäht und Hosen gekürzt, zu mehr hatte sie keine Lust.
- 470-484 Sie hat im Projekt ungeahnte Fähigkeiten bei sich entdeckt, sie war der Meinung, dass sie das nicht kann und merkt, dass sie es doch kann (z.B. Tiere nähen). Diese fotografiert sie dann und mailt die Bilder an Bekannt. Diese sind über die Arbeitsergebnisse erstaunt. Sie glaubt aber nicht, dass sie damit Geld verdienen kann. Dazu fehlt ihr die Lust, in Billigläden bekommt man für 2/3 Euro ein billigeres Tier.

Thema: Hobby Fahrrad fahren (489-493)

Thema: Maßnahme (494-532)

- Zugang*
- 494-501 Ihre Vermittlerin sagte im Februar zu ihr, dass sie nun ein Jahr nicht auf dem ersten Arbeitsmarkt gearbeitet hat und nun auf den zweiten Arbeitsmarkt gehen soll, damit sie unter Leuten ist. Ab 1. März bekommt sie die Maßnahme.
- Sparzwang*
- 507-511 Sie sollen das Material aufschreiben, was ihnen fehlt, aber bekommen es dann nicht, sie arbeiten mit Resten
- Vorherige Maßnahmen*
- 512-521 Sie hat von den sechs Jahren seit ihrer Arbeitslosigkeit drei Jahre gearbeitet und in den drei Jahren hat sie viele Maßnahmen absolviert (es folgt Vergleich mit ihrer Nichte, die nach ihrer Lehre noch zwei/drei Jahre gearbeitet und dann nicht mehr, diese hat in den 20 Jahren ihrer Arbeitslosigkeit nur drei Maßnahmen besucht und sie in drei Jahren genauso viele).

- 521-532 Mütter, deren Kinder schon älter sind, müssen stärker zur Arbeit herangezogen werden; Argument: diese sollen ihre Rente erwirtschaften. Sie versteht nicht, warum diese wegen der Kinder nicht gearbeitet haben. Es sind auch viele Dreißigjährige zu Hause. Allerdings gibt es auch keine Arbeitsplätze.

Thema: Berufswunsch (533-544)

- 535-544 Sie würde lieber bei einem staatlichen (im öffentlichen Dienst) arbeiten, da dort der Druck nicht so hoch ist. Sie würde für das Geld, was sie jetzt vom Staat bekommt, auch arbeiten gehen, wenn die Arbeit ihren Fähigkeiten entspricht.

Thema: Zusammenfassung: bisherige Maßnahmen (547-554)

Thema: Maßnahmen (554-559)

Nutzen

- 554-559 Sie ist immer froh, wenn sie zu Hause rauskommt. Zuhause „rumklucken“ macht nicht glücklich: kein Geld für Unternehmungen, sie schaut nicht gerne „Hartz IV-TV“.

Thema: Arbeitsamt (565-585)

- 565-585 Sie hatte weder mit den Anträgen noch mit Falschberechnungen Schwierigkeiten, obwohl andere prophezeit hatten, dass diese fehlerhaft seien werden. Sie ist kein „Quertreiber“ und das Geld stimmte auch immer.

Thema: Arbeit im Autohaus (586-675)

- 586-602 Sie hat die Stelle im Autohaus ihrer Meinung nach nur bekommen, weil da ein Kommen und Gehen war. Die Mitarbeiter der Arbeitsagentur sind überrascht, dass sie dort so lange arbeitet, weil das Autohaus schon bekannt ist, meint sie. Als sie nicht mehr kann, ruft sie in der Arbeitsagentur an, man rät ihr, sich krankschreiben zu lassen oder vor das Arbeitsgericht zu gehen. Das traut sie sich nicht zu und sich krankschreiben zu lassen traut sie sich auch nicht. So überschreitet sie eigene Grenzen
- 602-612 Ihre Förderung (Schwerbehinderung) läuft aus. Dadurch wird das Arbeitsverhältnis im Einvernehmen aufgelöst, der Chef bietet ihr sogar einen Nebenjob in der Öffentlichkeitsarbeit an, was sie ablehnt. Sie bekommt zum Abschied einen großen Präsentkorb, was sie nicht erwartet hat.

Erläuterung der Förderung bei Schwerbehinderung

- 618-637 Diese bekommt der Chef nur, wenn der beim Arbeitnehmer Bildungslücken nachweisen kann. In ihren Augen stellt der Chef ihren Einarbeitungsstand extra negativ dar, um die Förderung in die Höhe zu treiben. Er bekommt zwei Jahre 60%.
- 637-647 *Überstunden*
Sie musste jeden Tag länger arbeiten, weil sie mit ihrer Arbeit nicht rechtzeitig fertig wurde. Der Chef drängt sie dazu, sie bleibt aus Angst vor ihm länger. Er wirft ihr und ihrer Kollegin vor, dass sie sich nicht gut genug organisieren. Dann schränkt sie ein, dass er das nie gesagt hat, sondern, dass er immer höflich und respektvoll war. Er hat aber starken Druck ausgeübt, das hat sie ihm an den Augen angesehen. Sie vergleicht ihn mit einem Vater, der nur ernst schauen muss, damit die Kinder „parieren“. Sie traut sich nicht, etwas zu sagen.
- 649-656 *Beispiel Öffentlichkeitsarbeit*
Sie musste Sonnabend und Sonntag bei Messen (in Fußgängerzonen, Einkaufspassagen) stehen (trotz Schwerbehinderung).
Sie bekommt die Flyer in die Hand und muss auf die Leute zugehen und die Flyer in die Hand geben, während der Chef sie dabei kritisch beäugt. Das macht sie fix und fertig.
- 656-664 *Autowerbung*
Sie muss auch auf dem eigenen Auto Werbung fahren (diese war jedoch nicht allzu groß). Verpflichtung hierzu war im Arbeitsvertrag festgehalten.
- 668-675 *Angst*
Die Osis sind die allerschlimmsten. Sie zittert, wenn sie morgens zur Arbeit geht. Sie ist froh als sie dort nicht mehr arbeiten muss. Sie möchte nicht mehr so viele Arbeitsjahre haben wie junge Menschen, weil auf diese noch sehr viel zukommt. Großbetriebe sind besser oder sie hat mit ihren kleinen Unternehmen immer Pech gehabt.

Thema: Familie (687-753)

- 687-741 *Eigene Kinder: Beruf*
Die Kinder stehen über ihr, wenn es denen nicht gut geht, geht es ihr auch nicht gut. Sie ist froh, dass die Arbeit haben. Ihr einer Sohn hatte sich für 12 Jahre bei der Bundeswehr verpflichtet, hat aber eine Prüfung zum Fluggerätemechaniker nicht geschafft, er hätte zwar trotzdem bleiben können, wollte aber nicht mehr. Er hat eigentlich auf der Werft Konstruktionsmechaniker gelernt und hatte nach der Bundeswehr den Wunsch zur See zu fahren.

Sie glaubt nicht, dass er beim Arbeitsamt mit diesem Berufswunsch Unterstützung erfährt, sondern dass er in einen Beruf hineingedrängt wird. Er nimmt aber vorab schon Kontakt zu einer Heuerstelle in Hamburg auf. Er bekommt vom Arbeitsamt sofort einen notwendigen Sicherheitslehrgang. Er hat, wenn er noch zwei Jahre eine Fachschule besucht gute Berufsaussichten. Er hat von neun Bewerbungen acht Antworten bekommen. Im Moment ist er das erste Mal für fünf Monate auf See. Sie hätte nicht gedacht, dass man in der Seefahrt heute noch so gute Berufschancen hat.

Ehe

- 745-753 Ihr Mann hatte die Arbeit nicht erfunden, er war nach der Wende fast nur arbeitslos. Sie konnte sich nicht „stark machen“. Er wartet darauf, dass sie von der Arbeit kommt und ihm das Essen macht. Sie macht das etliche Jahre mit und lässt sich dann scheiden. Sie hat nach ihrer Einschätzung viele Jahre verschenkt. Sie ärgert sich, dass sie sich nicht schon früher getrennt hat. Sie hätte gern einen fleißigen Mann gehabt.

Formulierende Interpretation: Frau Oertel

Thema: Kindheit (7-11)

- 7-11 Sie ist in einem behüteten Elternhaus aufgewachsen, 1957 geboren. Die Kindheit beschreibt sie als schön. Sie wächst in einem Neubaugebiet auf. Dort wohnt sie mit gleichaltrigen Kindern im gleichen Haus, sie gehen auch in dieselbe Klasse.

Thema: Schule (11-16)

- 11-16 Sie kommt in die Polytechnische Oberschule, ab Klasse 9 besucht sie die EOS, dort macht sie Abitur. Die Abiturzeit beschreibt sie als stressig, das Abi schließt sie mit zwei ab.

Thema: Studium (17-23)

- 17-23 Sie entscheidet sich in M. zu studieren, sie wollte in M. bleiben. Sie studiert vier Jahre Tierproduktion, sie wollte eine Tätigkeit mit Tieren ausüben, eigentlich Tierärztin werden, sie macht in der Schulzeit Praktika im Zoo. Im Zoo eine Stelle zu bekommen, ist aber schwierig, wenn man keine Beziehungen bzw. keine hervorragenden Leistungen im Studium hat.

Thema: Berufstätigkeit (23-73)

- Forschungseinrichtung*
- 23-32 Sie bleibt nach dem Studium an der Uni, in einer Forschungseinrichtung in X. Sie macht Tierversuche im Bereich der Tierernährung. Sie bekommt ein Kind und arbeitet im Schichtdienst, auch am Wochenende und an Feiertagen. Die versprochene theoretische Arbeit hat keinen sehr großen Umfang. Die Arbeit ist nicht gut bezahlt, sodass sie ihren Job wechselt.
- Bank*
- 33-37 Sie wechselt zu einer Bank. Dort bleibt sie nur eine kurze Zeit (2-3 Jahre). Sie ist von der Arbeit dort enttäuscht, weil das sehr „politisch angehaucht“ ist.
- Kombinat Schiffbau*
- 38-51 Sie wechselt zum Kombinat Schiffbau, aus finanziellen Erwägungen, auch ihr Mann arbeitet dort. Sie arbeitet in der Planung und Erzeugnisentwicklung. Kind und Beruf kann sie dort gut vereinbaren. Nach der Wende folgt die Entlassung, noch bevor sie entlassen wird, qualifiziert sie sich am Wochenende im EDV-Bereich weiter.
- Arbeitslosigkeit und Weiterbildung*
- 54-59 Sie „rutscht“ in eine Weiterbildung in der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft hinein, diese dauert ein Jahr. Die Weiterbildung interessiert sie, weil sie kaufmännisch ausgerichtet ist.
- Wiederaufnahme einer Arbeit*
- 59-73 Nach 1-2 Jahren bekommt sie eine Stelle als kaufmännische Angestellte bei einem Bauträger, dort arbeitet sie 10 Jahre. Die Arbeit beschreibt sie als stressig (meistens 10 Stunden Arbeitszeit, nicht gut bezahlt, an Wochenenden muss an Messen teilnehmen). Als sie erkrankt, wird sie entlassen. Sie ist sehr enttäuscht, weil sie „Herzblut“ in die Firma gesteckt hat.

Thema: Arbeitslosigkeit (73-79)

- 73-79 Seit der Entlassung ist sie arbeitslos, ihr Mann auch. Sie pflegt zurzeit ihre Eltern.

Thema: Tätigkeit im Kombinat Schiffbau (83-97)

- 83-94 Sie arbeitet dort bis 1993 und geht deswegen auch nicht in den Westen. Ihr Mann und sie hoffen, eine andere Werft den Betrieb retten kann.

Nach der Entlassung bekommt ihr Mann gleich wieder Arbeit. Ihre Tochter wurde 1988 eingeschult, deswegen will sie nicht umziehen.

94-97 Sie beschreibt sich und ihre Familie als sesshaft, ein Umzug war für sie kaum denkbar.

Thema: Schulzeit (102-107)

102-107 Sie ist nicht Klassenbeste, aber oberes Mittelmaß, hat viele („genug“) Freundinnen, mit denen sie draußen spielt. Die Mutter arbeitet in der Zeit halbtags, am Anfang gar nicht. Der Vater verdient gut.

Thema: Verhältnis zu den Lehrern (109)

109 Sie hatte nie Probleme mit den Lehrern

Thema: Berufswunsch (122-125)

122-125 Für Tiermedizin haben ihre Noten nicht ausgereicht. Das „hat sie gleich abgehakt“.

Thema: Studium (137-170)

137- 146 Sie beschreibt das Studium als „nicht so stressig“ im Vergleich zu heute. Sie studiert mit einem geregelten Stundenplan, auch die Prüfungstermine sind festgelegt.

148 Das Verhältnis zu den Professoren ist anders als in der Schule distanziert.

150-158 Sie wohnt während des Studiums zu Hause. Das war „nicht von Vorteil“, die anderen, die im Wohnheim wohnen, sind in ihrer Gemeinschaft, trotzdem trifft sie sich in Clubs und hat Freunde. Sie lernt in dieser Zeit auch ihren Mann kennen.

164-170 Sie hatte großen Respekt vor den Professoren, beschreibt sich aber in dieser Zeit als nicht sehr selbstbewusst, zu den Lehrern in der Schule hatte sie ein engeres Verhältnis.

Thema: Arbeitslosigkeit (215-245)

Bewerbungen

215-227 Sie hat kaum Vorstellungsgespräche, Bewerbungen werden zurückgeschickt, vielleicht weil das Diplom abschreckt. Sie hat wenig „Beziehungen“.

Das bereut sie im Nachhinein, sie hätte mehr Freundschaften aufbauen müssen. Sie war viel mit der Familie zusammen.

Maßnahmen

- 234-245 „50 +“ „konnte man knicken“, hier ist sie ein Jahr eingebunden, das bringt aber nichts „Selbstbeschäftigung“. Die letzte Maßnahme im Bereich Datentechnik war gut, diese sucht sie sich mit einem Bildungsgutschein selbst. Hier hatte sie gehofft, dass sie einen Wiedereinstieg in den Beruf ermöglicht.

Thema: Erfahrungen mit der Agentur für Arbeit (248-270)

- 248-254 Eine Arbeit konnte diese bis jetzt nicht vermitteln, die Mitarbeiter wechseln häufig, sind nett, aber „machtlos“.

Veränderungen seit „Hartz IV“

- 259-270 Neu ist die Eingliederungsvereinbarung, sie muss Bewerbungen nachweisen, sonst hat sich nichts verändert.

Thema: Hobbys (273-285)

- 273-285 Musik hören, kochen, lesen, Haushalt, Katze, Garten der Eltern pflegen

Thema: Familie (288-297)

- 288-297 Ihre Familie: Mann, Tochter, Verwandte sind ihr wichtig. Sie hätte gern mehr Geld zur Verfügung und würde gern reisen.

Thema: Zukunftsvorstellungen (316-330)

- 316-330 Eine Arbeit, die einem auch Zeit für Freizeit lässt.

Transkriptionsregeln

	Überlappung der Sprecher
(.)	Pause bis zu einer Sekunde
(2)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert
<u>nein</u>	betont
nein	laut
°leise°	sehr leise
best-	Abbruch eines Wortes
ja:	Dehnung eines Wortes (die Häufigkeit des : entspricht der Länge der Dehnung
()	unverständlich (die Länge der Klammer entspricht der Länge der unverständlichen Äußerung)
(stöhnt) bzw. (stöhnend)	Kommentare und Anmerkungen zu parasprachlichen bzw. nicht-verbalen Äußerungen, die Länge der Klammer entspricht der Dauer der Äußerung
@ja@	lachend gesprochen
@(.)@	kurzes Auflachen
//mhm//	Hörersignal des Interviewers